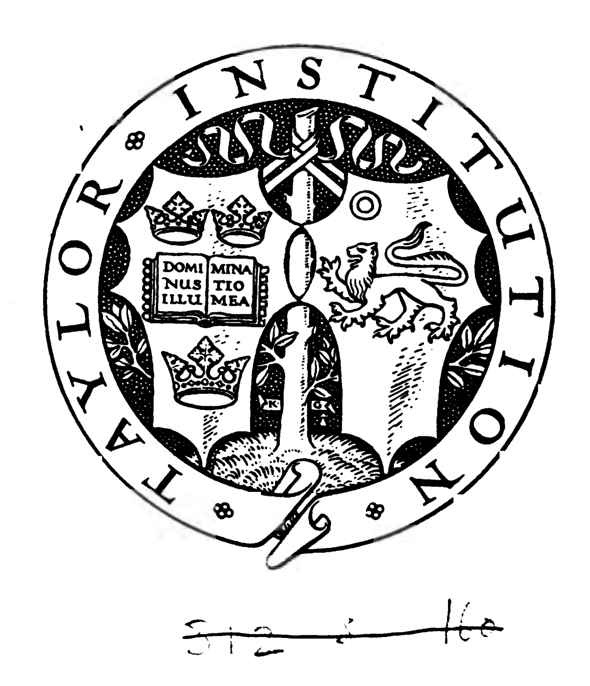
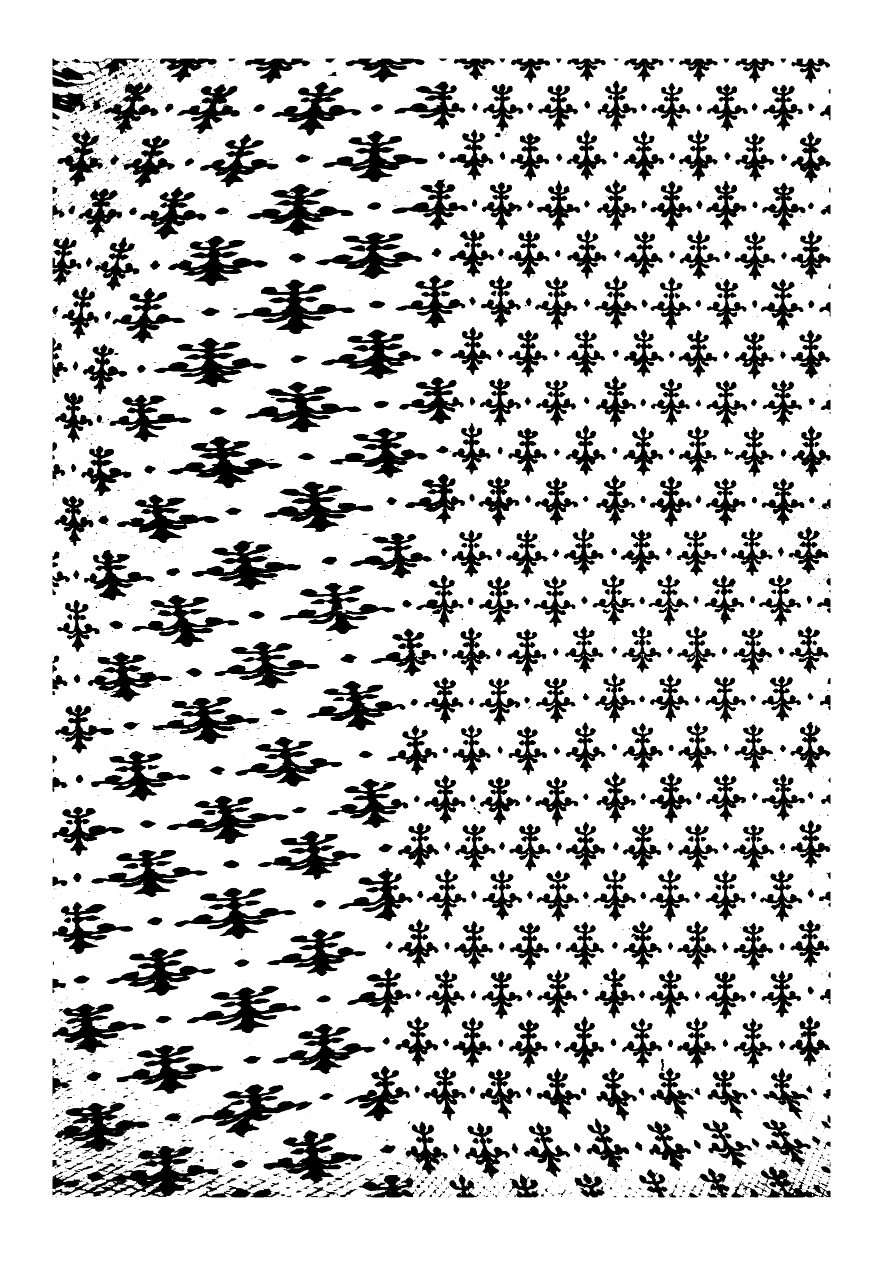

Klytia.
Von
George Taylor.




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



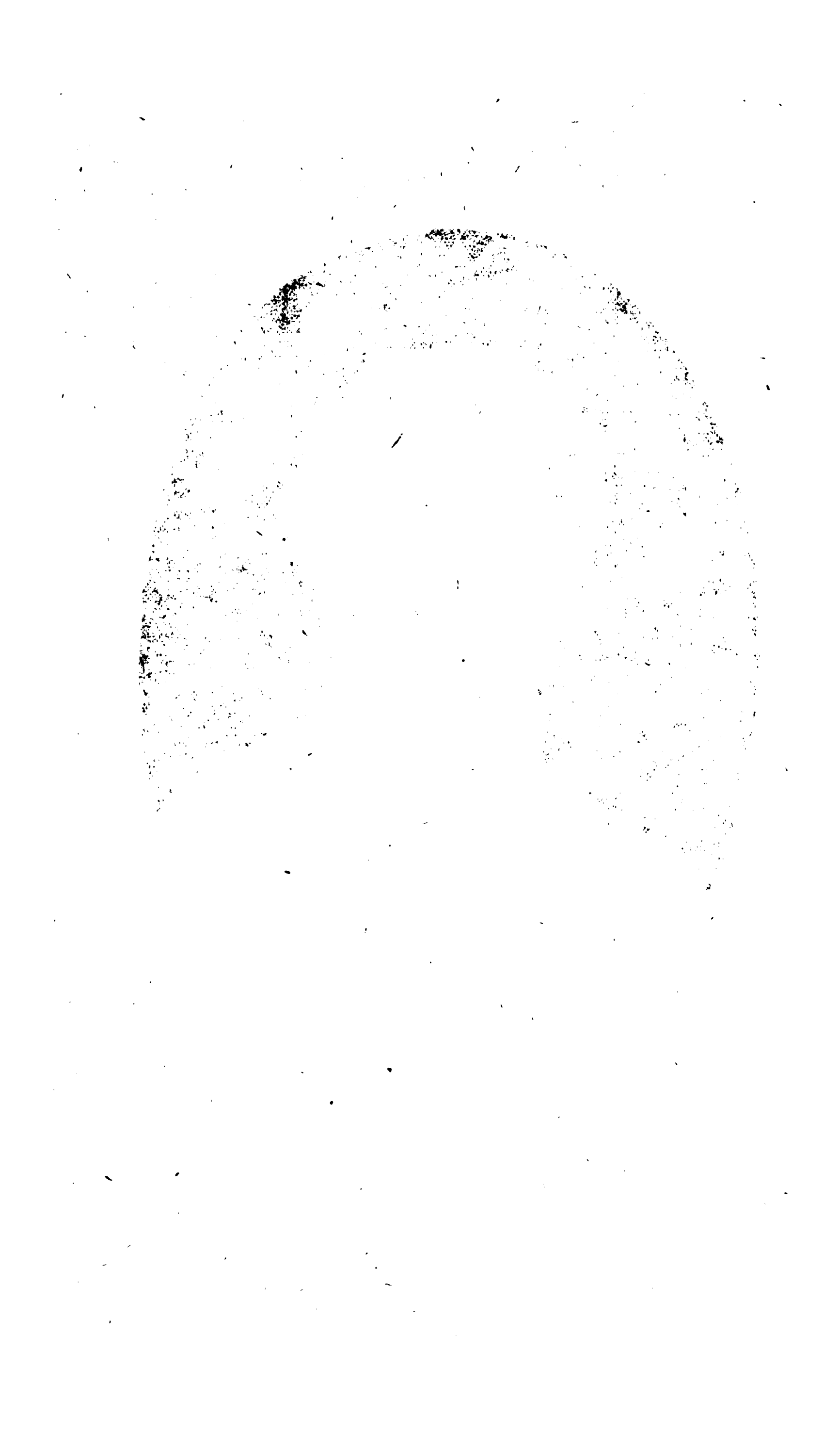








KLYTIA.



Klytia.

Historischer Roman

aus dem

sechszehnten Jahrhundert

von

George Taylor.

Mit einem Titelkupfer.

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1884.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
26 JUL. 1944
OF OXFORD

Erstes Kapitel.

Während im Norden unseres Vaterlandes noch ein rauher Wind durch die Welt ging und kalter Nachtfrost die drängenden Keime zurückhielt, erfreute sich das Rheinthal zwischen Bergstraße und Hardtgebirge schon seit Wochen jenes zeitigen Frühlings, der der große Vorzug dieses Gartens von Deutschland ist. Auch vor dreihundert Jahren, da unsere Geschichte spielt, strahlte das Neckarthal, da wo es in die Rheinebene mündet, von all den weiß und roth blühenden Obstbäumen und gelben Repsfeldern, als ob der Frühling hätte erproben wollen, wie eine Illumination bei Tage aussieht. Der Jettenbühl über Heidelberg, der heute einem grünen Sammtpolster gleicht, auf dem die Schloßruine gleich einem Weihgeschenk für die Gottheit aufgestellt ist, war damals freilich ein nacktes Glacis, gekrönt von massigen Thürmen und recht- und stumpfwinklig hervorspringenden Festungsmauern und das Kurfürstenschloß der Pfalzgrafen bei Rhein lag schwer und festungsartig über dem blühenden Thale von Heidelberg, etwa wie heute die finstere Pabstburg über dem heitern Avignon oder der drohende Ehrenbreitstein über dem grünen Rheine. Zwischen dem achteckigen Glocken-

thurme und dem „dicken Thurme", von dem heute nur noch Reste der Innenwand sichtbar sind, glänzten damals noch nicht die prahlenden Paläste Friedrich's IV. und Friedrich's V., sondern zur Rechten ragten die spitzen Giebel der Kapelle und des alten Burgdachs über die Böschungen und Festungsmauern hervor, an den achteckigen Thurm aber lehnte sich der sogenannte „neue Hof", den Friedrich II. gebaut hatte.

In den niedern, aber weitgespannten Hallen dieses Gebäudes, die in ihrer Mischung von Gothik und Renaissance an die flandrische Baukunst dieser Zeit erinnern, drängten sich in einer späten Nachmittagsstunde im Frühling 1570 zahlreiche Personen, die bei Kurfürst Friedrich III. um eine Audienz nachgesucht hatten. Vor der Thüre des Herrn stand in der reichen Amtskleidung der pfälzischen Haiducken der stattliche Hofdiener Bachmann, dessen gutmüthiges Gesicht zu den grimmen Wappenlöwen auf seiner Brust einen heiteren Gegensatz bildete. Feierlich rief er die Einzelnen auf, die der Reihe nach Zutritt erhielten. Gesandte der Hugenotten aus Frankreich, die um Hülfe baten und warm empfohlene kursächsische Theologen, die dem Kurfürsten Bücher gegen den Calvinismus überreichten, wandernde Schotten, die Dienste suchten und italienische Künstler, die Bestellungen erhalten hatten, waren der Reihe nach empfangen und entlassen worden. Schließlich waren nur noch zwei sehr ungleiche Paare übrig als Repräsentanten der beiden Klassen, die überall die Vorzimmer der Großen bevölkern und sich verhalten wie Klage und Hoffnung.

Die beiden „Hoffenden" gingen in lebhaftem Gespräche die leer gewordene Halle auf und nieder, während die zwei trüben Gäste mürrisch in der Ecke saßen. Der Eine

von ihnen ließ sich Herr Pfarrer anreden, eine untersetzte, wohlgenährte Gestalt mit frischem rothem Antlitz und derben Zügen. Sein Genosse dagegen war ein kleiner koboldartiger Geselle, dem die dunkle Kleidung ungewohnt zu dem weingrünen Gesichte stand, eine der Figuren, wie man sie etwa bei der Beerdigung eines Kunstreiters begegnet. Mit einem wehmüthigen Seufzer sagte der Kleine zu seinem geistlichen Gefährten: „Ja, ja Herr Pfarrer. Wie oft habe ich hier als lustiger Rath des hochseligen Pfalzgrafen den wartenden Herren die Zeit verkürzt und wenn sie keinen guten Bescheid mitnahmen, so lachten sie doch über meine guten Späße. Damals habe ich auch nicht gedacht, daß ich selbst einmal hier sitzen würde, um einen Gnadengehalt zu erbetteln."

„Wir verdanken beide unser Unglück dem hergelaufenen Olevianus", sagte der Pfarrer. „Weil ich ihn in öffentlicher Disputation besiegte, — er versteht nämlich von der Theologie so viel wie euere Kuh von der Sackpfeife — und weil er nicht sehen konnte, wie volle Kirchen ich hatte, nur darum hat er mir meine Stelle an der Peterskirche genommen und mir die Morgenandachten an der heiligen Geistkirche zugewiesen, die niemand besucht. Aber es hilft sie nichts, laßt die Heidelberger heute wählen zwischen mir und Olevianus und ich will doch sehen, wer die meisten Stimmen erhält. Das weiß er auch und darum soll ich zertreten werden. Deswegen will ich heute in die Audienz und dem Kurfürsten reinen Wein einschenken, obgleich er die Wahrheit nicht hören mag."

„Unsere Zeit, Herr Neuser, ist vorbei", sagte der entlassene Hofnarr, „hier sind die Leute, deren Waizen blüht," und er deutete grimmig auf das andere Paar,

einen vornehm gekleideten alten Italiener, dessen Kopf dem eines Fuchses glich, indem er verstohlen um sich horchend zugleich eifrig auf einen jüngeren Mann hineinredete, der mit seinen langen Locken und der sammtenen Raphaelsmütze nach einem Künstler aussah. „Das ist auch so ein Hungerleider, den der welsche Doctor hier auf- und abführt. Drunten im Hirsch hat er die ganze Woche noch keine Flasche Wein getrunken. Der Grünspecht hat gewiß auch einen Empfehlungsbrief des Herrn Beza in der Tasche auf eine Stelle im Geheimen Rath oder im Kirchenrath."

„Da mußte er früher aufstehen", sagte der Pfarrer, „so gute Bissen haben die Märtyrer aus Trier, Paris und Prag ihm längst schon weggeschnappt."

„Nun dann wird er dafür bezahlt, daß die Wölfe den Mond nicht fressen oder die Heilbronner den Neckar nicht anzünden; für die Welschen gibt es hier immer Brot und Aemter."

„Immer herein, meine Herrschaften, immer herein, verehrtes Gesindel", sagte der Pfarrer im Marktschreierton. „Hier sind zu sehen Boquin, Ramus und Du Jon, Tremelli und Zanchi, der Schlesier Ursinus und der Böhme Zuleger, die Niederrheiner Olevian, van Keulen, Pithopöus, Dathen und Marnix und wie sie alle heißen. Für einen ehrlichen Schwaben aber ist kein Platz mehr, wir können wandern."

Die Mienen des würdigen Paares würden sich nur wenig erheitert haben, hätten sie die Worte verstehen können, mit denen der Spitalarzt und Professor Pigavetta auf den jungen Felice Laurenzano eindrang, während er sich vorsichtshalber der italienischen Sprache bediente. „Bedenkt, was ihr der Gesellschaft schuldig geworden seid",

sagte er eifrig, „sie hat euch ausbilden lassen, sie hat euch nach Flandern geschickt, damit ihr auch eine andere Art des Arbeitens kennen lernt als die zu Rom und Florenz, sie hat euch an Meister Colins gewiesen, dessen Empfehlungsbrief euch so ehrenvoll hier einführt."

„Eccellenza", erwiderte der junge Baumeister, „auch ohne Erinnerung bin ich dessen eingedenk, was die ehrwürdigen Väter für mich und meinen Bruder gethan haben. Sagt mir nur, wie ich dem Collegium für seine Wohlthaten danken kann? Ich bin leider eine so zerstreute Bestie und so gewohnt, träumend durch die Welt zu gehn, daß ich fürchte, die Gelegenheit dazu nicht rechtzeitig zu sehen, obwohl Undankbarkeit nie mein Fehler war."

„Das ist sehr einfach, mein Sohn", erwiderte der Alte. „Ihr sollt die Augen aufhalten, wo sich Gelegenheit findet, einen der Unsern an diesem Hofe einzuschalten. Ihr sollt uns berichten, wovon ihr irgend denkt, daß es für die heilige Kirche Interesse habe und wenn man wichtige Aufträge in euere Hände legt, laßt ihr mich's wissen, damit ich euch rathe, wie ihr sie ausführt. Die Kirche gibt auch hier ihre Sache nicht verloren. Der Kurprinz Ludwig ist mit den Neuerungen seines Vaters keineswegs zufrieden. Sobald der alte Herr todt ist, wird der Calvinismus hier ebenso sorgsam ausgereutet werden, als er heuer eifrig gepflanzt wird und dann kommt es darauf an, daß wir hier eine Partei besitzen, die zu uns hält. Ich habe auf schwierigeren Gebieten die Sache der heiligen Kirche verfochten. Gelingt es nicht, sie sofort wieder in ihre Rechte einzusetzen, so sind wir schon zufrieden, wenn nur die Pflanzung der Gegner nicht anwächst. 'Man muß die Segel nach dem Winde stellen',

sagte der selige Vater Ignatius. Der Kurfürst ist im Begriff die calvinische Kirchenzucht hier einzuführen, aber es soll ihm schwer werden, die Bevölkerung in diesem großen Weingarten, den sie die Pfalz nennen, an Wassertrinken und Calvin's Psalmen zu gewöhnen. Eine Stunde nach Sonnenuntergang zu Hause sein, nicht zechen, spielen und fluchen, am Sonntag in der Kinderlehre sitzen, statt zu kegeln und zu tanzen, das wird den kugelrunden Köpfen dieser trefflichen Pfälzer schwer eingehn. Der gallige Olevian und der kreuzbrave Ursinus sollen es noch erleben, daß es leichter ist, einen Katechismus zu schreiben, als die Heidelberger an das Wassertrinken zu gewöhnen. Sobald die Herren vom Kirchenrath die Unterschrift des Kurfürsten haben, beginnt unsere Zeit. Ich muß nun hinüber nach Speyer zum Reichstag, inzwischen recognoscirt ihr hier das Schlachtfeld, unterstützt alle Gegner der Kirchenzucht in ihrer Opposition und macht dem Regiment so viel Schwierigkeiten als nur immer möglich. Auch hier handelt es sich zunächst nur darum, definitive Zustände zu verhindern, immer die Schwächern gegen den Stärkern zu unterstützen. Sehen die Ketzer, daß ihre Gebiete nimmermehr zur Ruhe kommen, so werden sie bei erster Gelegenheit in die Hürde des heiligen Vaters zurückkehren, der allein ihnen Frieden zu geben vermag."

Der junge Italiener hatte den halblaut redenden Gönner aufmerksam betrachtet. Aber seine Augen waren nur dem Mienenspiel des ausdrucksvollen Angesichts gefolgt, hatten den Charakterkopf des eifrigen Mannes beobachtet, waren seinen Wendungen und Bewegungen nachgegangen, während er mit den Fingern spielte, als ob er einen Klumpen Thon bearbeite und charakteristische Züge alsbald in dem bildsamen Stoffe festhalte. „Welch

ein Modell für mein Bild, wie Cassius den Brutus für die Ermordung des Cäsar gewinnt", dachte er. „Diese Beredsamkeit, dieser fanatische Blick, diese schlau einschmeichelnde Mimik!" Da sah der Andere ihn fragend an, als ob er eine zustimmende Antwort erwarte. Hastig erwiderte der Künstler: „Gewiß, gewiß", und hohe Röthe stieg ihm in's Angesicht. Er bemühte sich, sich zu sammeln, aber er wurde nur zerstreuter und während der Politiker fortfuhr, ihm die löblichen Absichten der Gesellschaft Jesu mit der Pfalz darzulegen, fiel ihm eine Kindererinnerung ein, wie ihn einst sein Großmütterchen zu Neapel eben rühmen wollte, daß er ihre längere Strafrede wenigstens mit löblicher Aufmerksamkeit angehört habe, als er sehr zur Unzeit mit seinem kleinen Finger nach ihrem hageren Halse deutete und sprach: „Großmutter, wenn du sprichst, geht hier an deinem Halse so eine komische Kugel immer herauf und herunter." Damals hatte er von der gekränkten Pädagogin seine erste Ohrfeige erhalten. Er mußte lächeln wenn er daran dachte, wie wenig er sich seitdem gebessert habe. Da schwieg der hohe Gönner schon wieder und aus seinem zerstreuten Gedankengange heraus sagte der junge Mann: „Ich bin eben nur ein Künstler, der Farben, Formen und Linien sieht, aber ich sehe nicht mit den Augen des Staatsmanns."

„Wohl", erwiderte Pigavetta befriedigt, „aber euer Bruder Paolo, Signor Felice, schlägt um so besser in die Politica. Ihm erzählt nur alles, was ihr mit euern Falkenaugen wahrnehmt, der wird schon seine Schlüsse daraus ziehen und mir berichten. Er weiß, wie in Speyer an mich zu gelangen ist." Da trat der kurfürstliche Haiduck an die Beiden heran: „Seine kurfürstlich Gnaden haben befohlen, daß die beiden Herren

noch als die Letzten eintreten, dann ist die Audienz zu Ende."

„Kommt", sagte der Arzt zu dem jungen Manne, „und antwortet frischweg. Der Kurfürst liebt die offenen Leute." So gingen sie nach dem Audienzzimmer, während der Pfarrer mit seinem Genossen sich murrend entfernte.

Zweites Kapitel.

In einem eichengetäfelten Zimmer von mäßiger Höhe, aber mit weiten rundscheibigen Fenstern, stand Kurfürst Friedrich III. an einem aufgeschlagenen Büreau von schöner eingelegter Arbeit, das mit sinnreichen Sprüchen und allegorischen Gestalten reich verziert war. Ein Kachelofen in plumper deutscher Arbeit, die Weltgeschichte von Adam und Eva bis zu Kaiser Karl V. und Franz I. darstellend, bot dem schweren dicken Herrn einen soliden Rückhalt. Pigavetta verbeugte sich ehrerbietig und sagte zu dem Fürsten: „Ich bringe Ew. kurfürstlich Gnaden den jungen Künstler zu dessen Berufung Hochdieselben mich ermächtigten.“

Es war eine untersetzte, gedrungene Gestalt, mit etwas keuchendem Athem, die nun auf den jungen Meister zukam. Die tellerartige Krause umgab den Ort, an dem bei andern Menschen der Hals zu sein pflegt und aus derselben schaute ein festes, rechtschaffenes Gesicht mit blondem Kinnbart. Die massigen Züge wurden belebt durch zwei helle blaue Augen, in die man gern sehen mochte. Zuverlässigkeit, Treue, gutes Gewissen verkündeten diese Züge des kleinen stämmigen Mannes deutlicher als geistige Beweglichkeit oder Genialität.

Am Fenster stand in dunkler spanischer Tracht Tho=

mas Liebler, genannt Erast, des Kurfürsten Leibarzt, zur Zeit der einflußreichste Mann des Kurstaats, dessen Einmischungen in die kirchlichen Angelegenheiten die großen Theologen der Stadt nur ungern trugen.

„Ihr seid mir gut empfohlen, Meister Laurenzano", sagte der Pfalzgraf gütig zu dem jungen Manne, indem er auf die Baupläne, Rechnungen und Akten hinwies, die vor ihm aufgestapelt lagen. „Meister Colins macht einen zweiten Michelangelo aus euch. Ihr seid ein Maler, Bildhauer und Architekt und daß ihr auch dichtet, sagen euere braunen Augen."

„Wer bauen will, gnädigster Herr", erwiderte der Italiener in gebrochenem Deutsch, das den Kurfürsten nicht wenig belustigte, „der muß auch zeichnen und meißeln können. Ich dürfte mich in meiner Heimath nicht als Baumeister sehen lassen, wenn ich beides nicht verstände."

„Wohlgesprochen, junger Mann, und ihr sollt hier Gelegenheit für beides finden. Als ich die Regierung dieses Landes antrat, fand ich leere Kassen, und statt des Geldes den angefangenen Prachtbau da draußen, der mir Tag und Nacht die Ruhe raubte, denn ich wußte nicht, wie ich ihn zur Nothdurft fertig stellen könnte, ohne Nöthigeres zu versäumen. Der Bau war ein Unglück für das Land. Da schaut hinaus in diesen weiten Hof. Wie alte Scheunen sehen die Häuser meiner Ahnen aus neben diesem welschen Prahlhans, den Pfalzgraf Ottheinrich, dem Gott die ewige Urständ schenke, hier errichtet hat. Wer wird künftighin im Ruprechtsbau, wer im Schlosse Ludwig's V., wer hier im neuen Hofe wohnen wollen, wenn er überall dieses Zauberschloß vor Augen hat?"

Ohne Rücksicht auf den Groll des alten Herrn blickte

der Jüngling mit unverhohlenem Entzücken durch das offene Fenster nach dem köstlichen Bilde, das sich vor ihm aufthat. Hell lag der Sonnenschein in dem weiten Hofe, der einer umwallten Piazzetta glich. Düstere, niedere Burggebäude standen unordentlich im Süden und Westen, aber wie das Märchenschloß eines schönen Traumes stieg auf der Ostseite, bestrahlt von der sinkenden Sonne, der Ottheinrichsbau in die Höhe und der dunkelblaue Himmel dahinter ließ den rothen Sandstein wie von innen erglühen, als ob all diese Säulen, Pfeiler, Consolen, Pilaster und Statuen aus einem wunderbaren Edelstein, halb Jaspis, halb Rubin, gehauen wären. „Welches Material!" rief begeistert der junge Künstler.

„Es ist mit diesem verwünschten Schlosse", fuhr der Kurfürst fort, „wie mit jedem unpassenden Geschenk. Meine Frau stiftete einstmals einen türkischen Teppich und gewirkte Vorhänge, die ihr der Woywode verehrt, in's Frauenzimmer. Alsbald war den Fräulein das alte Getäfel nicht mehr gut, sie wollten flandrische Tapeten haben, dann sollten neue Tische und Stühle her, kurz der neue Teppich warf nach und nach den ganzen alten Hausrath zur Thüre hinaus. So wird's mit diesem Schlosse auch noch werden. Bereits findet meine Frau die alte Kapelle zu düster und schwer neben dem neuen Bau. Vielleicht erlebt ihr es, daß mein Herr Sohn statt des Gotteshauses, darin meine Ahnen gebetet, einen von den neuen heidnischen Tempeln mit Giebeldach und Kuppel hier hinstellt, dann wird der Palast des durchlauchtigen Kaiser Ruprecht keine Gnade mehr finden vor den Augen der Enkel und einem neuen Schlosse weichen, kurz dieser Bau meines Vorgängers wird noch das Mark des Landes verschlingen; in dem Königsschloß werden die

Pfalzgrafen und ihre Weiber dann auch von Königskronen träumen und sich und die Pfalz in's Unglück bringen. Denn des Landes Glück war bis jetzt, daß seine Fürsten ihre Grenzen kannten. Das ist's, warum ich diesen Bau hasse und wenn ich ein gewissenhafter Mann wäre, würde ich selbst in einer stillen Nacht ihn anzünden, damit der ganze geschnitzte Kasten bis auf den Grund zusammenbrennte." Mit spöttischem Lächeln war Pigavetta den offenherzigen Auslassungen des deutschen Fürsten gefolgt, dann fragte er mit einem leichten Anflug von Spott: „Da wird es also wohl die Mission des jungen Mannes sein, den neuen Bau wieder abzutragen?"

„Nein", erwiderte der Kurfürst, indem unter den buschigen Brauen hervor ein Blitz seiner blauen Augen den frechen Welschen traf. „Da wir den Daumen auf dem Beutel gehalten haben, sind wir nun so weit, den Bau fertig zu stellen, denn die Sachverständigen sagen, es müsse etwas geschehen, wenn nicht die schöne Arbeit nothleiden solle. Dazu hat mir Meister Alexander Colins euch empfohlen; denn er selbst habe unserem allergnädigsten Kaiser versprochen, keine andere Arbeit anzunehmen, ehe er das Grabdenkmal des Kaisers Max zu Insbruck fertig gestellt. Ihr habt unter ihm gearbeitet, ihr werdet seine Zeichnungen am besten ausführen."

„Es wird mir eine hohe Ehre sein", erwiderte der junge Meister bescheiden, „an einem Gebäude zu schaffen, zu dem der unsterbliche Michelangelo, wie man mir sagte, die Fassade zeichnen half und deren Sculpturen mein Lehrer Colins gemeißelt hat."

„Ja, ja! diese Sculpturen", pustete der alte Herr, indem er sich in einen Lehnsessel warf. „Noch gestern habe ich mit meinem wackern Rathe hier gestritten. Damit

müßte der Anfang gemacht werden. Dort liegt ein Memorandum meines Kirchenraths. Die Herren lesen mir ordentlich den Text, daß ich heidnische Gottheiten auf meinem eigenen Dache dulde und die Planetengötter mir zum Fenster hereinsehn, und da der gestrenge Olevianus durch euch, Herr Pigavetta, gehört hat, daß die Arbeit wieder in Angriff genommen werden solle, verlangen die Herren die Wegräumung dieser Götzenbilder."

„Ein freches Volk", murmelte Pigavetta.

„Nicht so", sagte der Kurfürst, „wir wollen in Kurpfalz keine Hüter des Hauses Gottes, die nicht bellen können. Auch unser Vorgänger hat sein Grabdenkmal wieder aus der heiligen Geistkirche wegräumen lassen, als der Diakon Klebitz ihm erklärte, er könne nackte Gestalten und die in Marmor gebildeten klugen Jungfrauen des Evangeliums nicht in seiner Kirche dulden. Ich will nicht hartnäckiger sein als mein edler Vetter. Die Sache kam nämlich so", fuhr er zu dem Baumeister gewendet in seiner Erzählung fort: „Die Gottesgelehrten sind jetzt in Jena eifrig dahinter her, die Irrthümer des Magister Philippus Melanchthon aufzudecken und da haben sie mit Recht getadelt, daß dieser fromme Mann zu viel auf die Astrologia gebe, welche eine heidnische und jüdische Kunst und ein sündhafter Vorwitz sei. Schon Luther habe dem Magister dieselbe verwiesen und ebenso Meister Calvin. Unser großer Genfer Lehrer aber hält überhaupt nichts von Bildern und so sind die Bilder der Planeten, die da oben stehn, den Herren im Kirchenrath doppelt verdrießlich."

Felice zuckte ungeduldig mit den Schultern und es schien sich eine Eruption bei dem heißblütigen Neapolitaner vorzubereiten.

„Ich meine nicht", sagte der Kurfürst begütigend, „daß wir nun alle diese Statuen wegnehmen sollen. Die Gottesmänner und Helden des alten Bundes in den Nischen da unten können niemanden stören und wenn auch der heidnische Hercules zwischen dem Helden Samson und dem Könige David sich wunderlich ausnimmt, er macht ein so frommes und sanftes Gesicht, daß ich mich jeden Morgen daran erbaue. Auch paßt er ja zu Samson, der den Eselkinnbacken in der Rechten und den todten Löwen zur Linken hat und selbst ein Hercules des Volkes Israel war. Ueber ihnen seht ihr die fünf Tugenden: die Stärke, die die Säule zerbricht, die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage, Glaube, Liebe und Hoffnung; die Liebe aber ist die höchste unter ihnen, darum steht sie auch über dem Portal. Dagegen kann selbst der strenge Olevianus nichts haben. In der dritten Reihe oben stehen aber die Planetengötter: Saturnus, der das Kindlein fressen will, Mars, Venus, Mercurius und Diana, die Mondgöttin, zu alleroberst aber, da, wo mein Medicus Erast und sein Töchterlein wohnt, das eben sein liebes blondes Haupt aus dem Fenster zurückzieht, steht Jupiter und der Sonnengott Serapis mit seiner Strahlenkrone. Diese sind's, an denen die geistlichen Herren Anstoß nehmen."

„Auch ich", nahm jetzt der stattliche Erast das Wort, „bin kein Freund der Astrologie und habe, wie euer kurfürstlich Gnaden wissen, ein Buch gegen dieselbe geschrieben. Was mich aber an dem Gutachten meiner Collegen verdrießt, ist die Art, wie die Herrn vom Kirchenrath mit dem Fernrohr in euer kurfürstlich Gnaden Land umherspähen, wo sie etwa ein Aergerniß entdecken möchten? Die Figuren da oben sind mit bloßem Auge

kaum deutlich zu sehen und kein einfacher Christ weiß davon, daß sie Sonne, Mond und Planeten vorstellen, von deren Constellation der hochselige Pfalzgraf Glück und Unglück der Menschen herleitete und deren Schutz er darum sein Haus befahl. Wüßte man nicht, daß Magister Philippus den seligen Pfalzgrafen bei der Wahl der Figuren berathen, so wäre es auch den Theologen nie eingefallen, sich um dieselben zu kümmern. So aber wollen sie ihrer Bilderfeindschaft ein Opfer schlachten und sich bei ihren Brüdern in Genf und Schottland wichtig machen, wie sie ihren kurfürstlichen Herrn regieren und sogar auf sein fürstliches Haus ihre Kirchenzucht anwenden."

Meister Felix hatte dem Redenden nicht nur mit Sympathie zugehört, sondern auch Gelegenheit genommen, den ihm dem Namen nach wohlbekannten Staatsmann des Kurfürsten näher in's Auge zu fassen. Er sah einen hohen stattlichen Herrn mit energischem gebietendem Blick. Schon äußerlich bildete der hochgewachsene Gelehrte einen merkwürdigen Gegensatz zu dem treuherzigen, untersetzten, stämmigen Kurfürsten und dieser Gegensatz würde ganz zu Erast's Vortheil gewesen sein, aber die Natur selbst hatte ihr eigenes Meisterstück eines Mannes wieder verdorben. Der rechte Arm Erast's hing todt und starr am Leibe herab. Er war lahm und verkümmert von Geburt an und noch auffälliger war die Eigenthümlichkeit, daß des Arztes Haar heller war als das dunkle Gesicht, das es umrahmte, so daß er einem ergrauten Neger ähnelte. Vertraute Freunde nannten ihn deshalb den Mohren, seine Gegner, deren der energische Mann viele hatte, den schwarzen Teufel. „Unser Herrgott schreibt eine deutliche Handschrift", sagte sein Feind Olevian,

wenn er ihn von ferne erblickte. „Ja, ja!“ erwiderte dann der mildere Ursinus, „er ist von Gott gezeichnet.“

Der Kurfürst hatte der Rede seines Freundes lächelnd zugehört, dann sagte er gutmüthig: „Ihr seid dem Kirchenrath gram, Erast, weil ihr in Sachen des Kirchenbannes unterlaget. Ich habe aber Ottheinrich immer nur darum loben hören, daß er seinen Grabstein abänderte, als er zum Steine des Aergernisses geworden war, weil er nicht wollte, daß die Herrn Theologi über seinem Grabe stritten. Ich will nicht hinter ihm in Schonung der Schwachen zurückbleiben. Nehmen wir die Gestalten weg, Meister Felix“, wendete er sich zu Laurenzano. „Ich dachte, wir könnten statt dessen unser Wappenthier, den Pfälzer Löwen in die leeren Nischen hineinsetzen.“ Der junge Italiener bekreuzte sich und murmelte etwas wie „Gesummaria“ zwischen den Lippen. Der dicke Herr fuhr aber unbeirrt fort: „Ich meinte so, ihr stellt in die erste Nische den Pfälzer Löwen mit dem Schwert in der Hand, wie er das Land schützt, in die zweite denselben, wie er in einem Buche liest, denn es thut sehr noth, daß der Pfälzer mehr in unsern Katechismus schaue, der mit Gründen heiliger Schrift also armiret ist, daß ihn noch keine Sophisterei der Papisten des Irrthums hat überführen können.“ Wiederum bekreuzte sich der katholische Künstler. „In der dritten Nische soll er ein Glas darreichen zur Erinnerung an das edelste Gewächs des Landes.“ „Dio mio“, schrie jetzt der Italiener in heller Entrüstung. „Geruhen Ew. kurfürstlich Gnaden meinethalben das Schloß Ottheinrich's anzuzünden, aber ich will lieber mir selbst die Hand abhauen als Michelangelo's und Colins' Schöpfung also schänden.“

„Respect, junger Mann", sagte der Kurfürst mit einem Stirnrunzeln, „ihr redet mit einem Fürsten."

„Oh, gnädigster Kurfürst", sagte der Italiener, „Respect vor den Fürsten im Reiche des Schönen. Wißt ihr, Herr, warum ich Rom verlassen habe? Sie hatten dem Pabste gesagt, die nackten Gestalten auf dem großen Altarbilde in seiner Hauskapelle störten die andächtigen Frauen und der Pabst glaubte es ihnen und ließ auf Michelangelo's größtem Bilde all den herrlichen Leibern Fürtücher und Beinkleider malen. Den Mann, der sich dazu hergegeben, nennt heute ganz Italien il brachatore, den Hosenmaler. Ich habe damals im Zorn der heiligen Stadt den Rücken gewendet, um so weniger gelüstet mich nach dem Ruhm, der pfälzische Katzenmaler zu heißen."

„Der junge Mann hat Recht", sagte Erast. „Ich warne Ew. kurfürstlich Gnaden dringend, den Herren Theologen den Willen zu thun. Mit der Außenwand der Häuser fangen sie an, da sie 'ein öffentliches Aergerniß', wie sie sagen, nicht dulden dürfen, dann kommen die geheimen Aergernisse im Haus und schließlich werden sie in jeden Topf der Hausfrauen schauen, wie bekanntermaßen die Rügeboten des Consistoriums zu Genf den Leuten sogar vorschreiben, was sie essen und trinken dürfen. Einen andern Zweck hat dieses angebliche Aergerniß nicht. Diese Bilder sind keine Götzen, niemand betet sie an, niemand hat je Anstoß an ihnen genommen. Sie stehen auf dem geschlossenen Hofe meines allergnädigsten Herrn und nur der pfäffische Kitzel des Olevianus, seine Kirchenzucht an dem kurfürstlichen Hause selbst zu erproben, hat diese unziemliche Vorstellung des Kirchenraths dictirt."

„Ihr wollt also keine Löwen meißeln?" fragte der Kurfürst den jungen Mann.

„No! mai“, erwiderte dieser und schwenkte seinen Hut wie zum Abschied, aber ein Wink seines Gefährten erinnerte ihn, wen er vor sich habe. Mit einer höflichen Verbeugung fügte er darum hinzu: „Meister Colins war mein Lehrer, Herr, wäre ich nicht ein Bube, wenn ich zerstörte, woran er ein Stück seines Lebens gesetzt hat, während selbst ein Mann wie Raphael die Bilder des Sodoma in den Zimmern des Pabstes stehen ließ, der doch Besseres dafür hätte geben können, nur weil er Respect hatte vor der Lebensarbeit eines Mannes, von dem auch er gelernt hat.“

Unmuthig das Haupt schüttelnd trat Friedrich III. an das Fenster und sah scharf nach dem Giebel hinauf, der geküßt von der Abendsonne in goldenem Glanze herunterschaute. Jetzt, da die oberste Reihe der Bilder im hellen Goldlicht strahlte, während die untere Hälfte des Baues in bläulichem Schatten lag, blickten die Planetengötter so fröhlich zu dem alten Herrn herüber, daß ihm selbst eine Ahnung aufging, seine Pfälzer Löwen möchten sich dort oben doch minder erfreulich ausnehmen. „Dies Bauwerk“, seufzte er, „wird immer ein schöner Fremdling sein in meiner Pfalz; was soll ich mit einem Schlosse, das selbst für mein Wappen zu schön ist.“

Auch Laurenzano war zum Fenster getreten und hatte nochmals die Ordnung der Bilder überflogen. „Mir ist die Heimath dieses Kunstwerks nicht unbekannt“, sagte er. „Fast dieselben Gestaltenreihen hat Meister Gherardo Doceno als Fries auf ein Patrizierhaus zu Florenz gemalt. Die Fassade ist nicht ohne beträchtliche Fehler, aber es ist unmöglich, auch nur eine der Gestalten herauszunehmen, ohne sich an der Idee des Ganzen zu versündigen. Kraft und Heldenthum sind es, auf denen die

Herrlichkeit eines fürstlichen Hauses sich aufbaut. Das bedeuten die Heroen und Giganten, die das Ganze tragen. Die Tugenden sind es, die ein fürstliches Haus zieren, sie stehen darum als Hauptschmuck in der Mitte. Ueber dem Hause aber waltet eine höhere Macht, zu der die Glieder desselben aufblicken sollen, hier dargestellt durch die Planeten und Lichter, durch die die Gottheit Tag und Nacht regiert. Glauben Ew. kurfürstlich Gnaden, es würde weniger Götzendienst sein, wenn die Sprößlinge dieses edlen Hauses an höchster Stelle nichts sehen als ihr eigen Wappenthier?"

Der letzte Grund, der sich an den bescheidenen frommen Sinn des Pfalzgrafen wendete, machte doch Eindruck. Der alte Herr schaute mit seinen großen verwunderten Augen den kühnen Jüngling an und man sah, er fühlte sich getroffen. „Thut es nicht", flehte jetzt der junge Künstler mit der ganzen rührenden Innigkeit eines Südländers. „Wie viel ist schon in deutschen Landen an Kunstwerken zerstört worden in diesen letzten fünfzig Jahren. Die einen habt ihr zertrümmert, weil sie papistisch seien, die andern weil sie heidnisch oder unsittlich seien — was bleibt da noch übrig? In Augsburg wollte ich die Bilder von Albrecht Dürer schauen: sie sind zerschlagen worden, hieß es, bei der Kirchenreformation. In Basel fragte ich nach Hans Holbein's Heiligenbildern: man hat sie weiß übertüncht, war die Antwort, damit niemand die Abgötter anbete. Soll das nun so fortgehn, edler Herr? Die Kirchen stehen traurig der Bilder beraubt, sollen nun auch die Schlösser der Großen eben so kahl werden? Wozu habt ihr mich von Insbruck hierher geholt, wo ich die rechte Hand des Meisters war, wenn ich ihn hier tödtlich beleidigen soll? Wozu braucht

ihr Bildhauer, wenn ihr kein Bildniß und Gleichniß haben wollt?"

„Dessen was im Himmel ist, junger Mann", sagte der Kurfürst.

„Beim Blut des Erlösers", rief der Italiener, „sollen wir statt der Engel und Heiligen unser Leben lang, wie Meister Lukas Cranach zu Weimar, viereckige Theologengesichter malen und die kürbisförmigen Köpfe der Herzöge in Sachsen?"

„Halt, halt, halt, junger Schwärmer", lachte der alte Herr, „laßt das meine Tochter nicht hören, was ihr von Johann Friedrich's Schönheit sagt. Indessen an euerer Grobheit sehe ich, ihr seid eine ehrliche Haut, während sie doch in Deutschland sagen, daß die Welschen alle glatte Schurken seien. Ihr habt mich überzeugt. Wir wollen die Planeten lassen, wo sie sind, und ihr Erast könnt. den Kirchenräthen schreiben, ihr Fürst wisse auch, was Aergerniß sei und ziehe vor, sein Haus selbst zu reformiren; die Herren möchten bei sich das Gleiche thun."

Der Angeredete lachte bei diesem Auftrage so vergnügt, daß die weißen Zähne hell aus dem dunkeln Gesichte hervorglänzten. „Meister Felix", fuhr der Kurfürst fort, „mag noch heute eine Wohnung vorn heraus im Ruprechtsbau beziehen, wo er den 'neuen Bau' stets vor Augen hat und soll selbst zusehen, wo Reparaturen nöthig sind, denn was unser Vorfahr uns vererbte, es sei viel werth oder wenig, soll erhalten bleiben. Den Pfälzer Löwen aber, der im Katechismus liest, malt ihr uns in unsere Universität. Habt Dank für euere Vermittelung", sagte der Kurfürst dann noch zu Pigavetta. „Ich bin mit euerer Wahl zufrieden."

Als die Thüre des Audienzsaales sich hinter den

Beiden geschlossen hatte, klopfte Pigavetta seinem Begleiter auf die Schulter, und das füchsische Lächeln kam wieder auf seinem Antlitz zum Vorschein. „Das habt ihr gut gemacht, mein junger Freund!“ sagte er.

„Habe ich das?“ erwiderte Felix, „daran habe ich gar nicht gedacht.“

„Das eben ist der Segen einer guten Gesinnung, daß sie ganz von selbst ahnt, was der Vortheil der heiligen Kirche in jedem Falle erfordert. Haltet euch nur an die Regel, den Ketzern überall die Wege zu kreuzen. Ich sagte euch schon, daß hier nichts festwachsen darf. Wer gewinnt, wer verliert, ist an sich für uns gleichgültig, wenn nur keiner allzu fest in den Sattel gelangt. Morgen“, fuhr er fort, „wird es im Kirchenrath lange Gesichter geben, wenn sie Erast's Antwort erhalten, denn der gelehrte Pedant läßt es an Pfeffer und Salz nie fehlen. Wußte ich doch gleich, daß mein braver Olevianus auf diesen Leim gehen werde, als ich ihm von der guten Gelegenheit sprach, dem Gräuel da oben zu steuern. Ich freue mich schon auf das gallige Gesicht meines würdigen Freundes. Der Hofprediger Boquin wird ihn schön anbellen und der Präsident Zuleger wird sagen: 'da haben wir's'.“

Eben wollte der triumphirende Jesuit das Vorgemach verlassen, da hörte er hinter sich die Stimme Erast's: „Herr Doctor Pigavetta, seine kurfürstliche Gnaden wünschen euch noch Aufträge nach Speyer mitzugeben.“ Eilig kehrte Pigavetta nach dem Saale des Fürsten zurück, während Erast mit Felix die Treppe zum Hofe herabstieg.

„Ihr habt allen Freunden der göttlichen Kunst und dem Andenken meines gnädigsten Herrn selbst heute einen

wichtigen Dienst geleistet; auch mir, mein junger Meister, und zum Dank will ich euch einen guten Rath geben!"

„Und der wäre?"

„Ihr seid in schlechter Gesellschaft. Wie kommt ihr an diesen sogenannten Wundarzt?"

Der Künstler zögerte einen Augenblick, aber Geheimnißkrämerei war nicht seine Sache. „Ich lernte den Doctor im Collegium zu Venedig kennen. Er hat meinem Bruder die Stelle am Sapienzcollegium verschafft und den Ruf an Colins, der mich hierherführt, hat er gleichfalls vermittelt. Ich bin ihm Dank schuldig, wie ihr seht."

„Wir haben an der Universität geringe Proben seiner Ehrlichkeit erlebt und er liebt es, die Hände zwischen allen Sachen zu haben. Daß der Herr mit der Gesellschaft Jesu zusammenhänge, ist mir neu. Die Brüder des Ignatius pflegen sonst nicht sich in Großsprechereien zu ergehen wie dieser wunderliche Staatsmann. Seid auch ihr im Collegium erzogen?"

„Die Laurenzano sind von edlem Geschlecht, aber arm. So ließ nach der Eltern Tod die Familie sich bestimmen, meinen Bruder den Händen der frommen Väter anzuvertrauen. Ich folgte ihm nach Venedig, wo ich in der Werkstätte des Meister Jacopo Sansovino damals arbeitete und der Rector gestattete mir, an den Vorlesungen, die mir dienlich waren, theilzunehmen. Ich werde es dem Collegium in meinem ganzen Leben nie vergessen, mit welchem Eifer man mich in Mathematik und Sprachen und Philosophie unterwies und als Gegenleistung verlangte man nichts, als daß ich die Kapelle mit meinen Bildern schmücke. Nirgends habe ich größere Aufopferung, größere Betriebsamkeit gesehen, aus den Zöglingen zu machen, was aus ihnen gemacht werden kann."

„Zu Nutz und Frommen des Pabstes“, sagte Erast kalt.

„Die heilige Kirche zu ehren sind alle unsere Gaben da“, erwiderte Felix. „Uebrigens wußtet ihr, daß ich Katholik sei, als ihr mich riefet.“

„Gewiß, Meister Felix. Wir können Otto Heinrich's Statuen nicht durch die Baccalare des Ursinus oder die Doctoren des Sapienzcollegiums repariren lassen und die Heidelberger Meister haben heute zu Tag so viel mit den kirchlichen Streitigkeiten und der Politica zu thun, daß nächstens keiner mehr sein Handwerk versteht. Da mußten wir uns wohl an die Papisten wenden. Ihr sollt auch euern Glauben auf euerem Kämmerlein exerzieren dürfen, wie ihr wollt. Wie kommt es aber, daß euer Bruder Paul ein evangelisches Predigtamt verwaltet, da er mir innerlich so römisch scheint wie ihr selbst?“

Felix sah betroffen zu dem scharfsinnigen Manne empor. Dann faßte er sich: „Ich habe meinen Bruder seit zwei Jahren nicht gesehen.“

Erast schüttelte das Haupt: „In diesem Alter liegen allerdings oft große Sprünge. Ich nehme Theil an dem jungen Mann, ja so oft ich ihn sehe, empfinde ich Mitleid mit ihm. Er ist so schön wie ihr, vielleicht noch schöner, aber sein Antlitz trägt keine Züge, wie sie Glück und Seelenfrieden zu ziehen pflegen. Kann ich euch dienen, wir sind nun Nachbarn. Ich wohne drüben im ‘neuen Bau’, da der Kurfürst häufig meines ärztlichen Rathes bedarf. Ziemlich hoch für einen lahmen Knaben bin ich quartiert zwischen Jupiter und Serapis und schaue allen Planeten und allen christlichen Tugenden auf die Köpfe. Ihr habt bei mir etwas zu gut, daß ihr mir die tägliche Aussicht auf sieben Löwenschwänze erspart habt. Auch bin ich allen Italienern verpflichtet. Ich habe neun Jahre

zu Bologna und Padua gelebt und viele Freundschaft von euern Landsleuten erfahren. Besucht mich also bald; der Rath Erast's wird euch nicht schaden in diesem Heidelberg, wo alles Partei und alles Krieg ist seit man in zwanzig Jahren zwischen drei Religionen viermal gewechselt hat."

„Bachmann", rief er nun dem alten Hofdiener zu, der an einem von hohen Säulen getragenen Brunnenhaus lehnte, „der Herr bekommt die beiden Zimmer neben der Pagenstube. Sorgt, daß seine Sachen vom Hirschwirth heraufkommen." Mit einem freundlichen Händedruck verabschiedete er sich dann von dem jungen Künstler. Der schaute bewundernd dem neuen Gönner nach. „Modell zu einem Regulus", murmelte er und folgte dann dem breitschultrigen Bachmann, der mit dem Schlüsselbund klappernd die Treppe voranging.

Drittes Kapitel.

Der Mond stand voll und groß über dem Königsstuhl und warf sein mildes Licht über die Giebel und krummen Straßen der alten Stadt, als der welsche Arzt das Schloß verließ und durch die Bergstadt nach seiner Wohnung am sogenannten Klingenthor hinabstieg. Ein klares Brünnlein zur Rechten des dunkeln Thorwegs plätscherte vertraulich und blitzend warf das Wasserbecken die silbernen Lichter des Mondes zurück. An dem offenen Fenster eines benachbarten Erkerstübchens stand die hohe Gestalt eines jungen Geistlichen und schaute schwermüthig in das zitternde Spiel des Lichtes und dann wieder hinüber zur Peterskirche, deren gewaltiges Schiff im Mondlicht doppelt mächtig hervortrat und über sie weg horchte sein Ohr nach der lärmenden Stadt, aus der ein wirres, wüstes Getöse trunkener Stimmen, das Jauchzen kreischender Mägde und die ohrenzerreißenden Töne verschiedener Wirthshausmusiken herübertönten. „Was ist denn dir, du lärmende tosende Stadt? Deine Erschlagenen sind nicht Schwerterschlagene", murmelte der junge Priester mit den Worten des Propheten Jesaja. In den Lärm der Straßen mischten sich jetzt Klänge vom Neckar her. Es waren Zinkenisten und Pfeifer eines beleuchteten Schiffes, das Gäste des Kurfürsten nach dem Landungsplatz an der

Brücke führte und Salutschüsse des „Trutzbaier“ erhellten auf Augenblicke die Finsterniß und krachten durch das Thal. „Oh, daß du hernieder führest, daß Berge vor dir erzitterten“, seufzte der bleiche junge Mann. Da hörte er einen raschen Schritt vom Schloßweg her und alsbald ertönte von unten Pigavetta's Stimme: „Ihr habt lange warten müssen, mein lieber Magister, aber der Herr konnte heute kein Ende finden mit seinen Bedenklichkeiten. Ich komme sofort.“ Ein Schlüssel drehte sich in dem schweren Schlosse und nach einer Weile trat der vornehme Arzt mit einer hellen Lampe in die hohe Erkerstube und bot mit italienischer Grazie seinem Landsmann die Hand, in die dieser zögernd die langen magern Finger legte. „Ich bringe euch gute Nachricht, Magister Paul“, fuhr Pigavetta fort, „euer Bruder ist hier und ward vom Kurfürsten freundlich empfangen.“ Der junge Laurenzano erhob einen Augenblick lebhaft sein Haupt und wie ein Freudenlaut klang der Ruf „Felice“ von seinen dünnen blassen Lippen. Dann verstummte er und fuhr mit der Hand über die hohe Stirne, und der alte Ausdruck melancholischer Ergebenheit kehrte wieder. „Ihr meint“, sagte Pigavetta im Tone des Weltmannes, „dem Mönche zieme es nicht, Verwandte dem Fleische nach zum Gegenstand des Frohlockens zu machen und der selige Ignatius verbiete, sie in anderem Lichte zu sehen als dem der Kirche und ihrer heiligen Sache; aber, mein Freund, man ist oft ein besserer Jesuit, wenn man es weniger nach der Regel ist. Vor mir braucht ihre euere Empfindung nicht zu verbergen.“

„Mein Bruder wird mir nützlich sein“, sagte der junge Prediger kurz. Dann griff er in die Tasche und legte eine Reihe von Briefschaften in die Hände Pigavetta's.

„Hier sind die Berichte über die kirchliche Lage im Stift; hier ist, was ich über die religiösen Verhältnisse in den Familien der Zöglinge erfahren konnte ohne Aufsehen zu erregen. Hier sind die astronomischen Berechnungen, so weit ich sie, bei dem Mangel weiterer Hülfsmittel, aus den Tabellen zusammenstellen konnte."

„Setzen wir uns, mein lieber Magister", sagte Pigavetta, indem er sich in einen Stuhl warf und mit zudringlicher Freundlichkeit den Geistlichen zu sich niederzog. „Ihr seid nicht zufrieden mit euerer Lage?" fragte er zutraulich.

„Alle Ausflüchte und Aufschübe haben nichts geholfen", sagte der Andere kleinlaut. „Man hat mich gestern noch nachträglich verpflichtet und ich habe nun dennoch geloben müssen, meine Lehrvorträge nach den Grundsätzen der Augsburger Confession und des kurfürstlichen Katechismus einzurichten. Ihr wißt, daß ich das nicht kann, also befreit mich von dieser Stelle."

„Ihr seid nicht verbunden, dieses Versprechen zu erfüllen, da ihr nicht die Absicht hattet, es zu halten, als ihr es gabt."

„Aber der ketzerische Predigerrock schnürt mir die Kehle zu."

„Nun, mein theurer junger Freund, ich bin auch bereit, euch das Nessusgewand sofort wieder abzunehmen, wenn ihr euch für andere Aufgaben anstellig erweist." Der bleiche Jüngling richtete seine großen schwarzen Augen mit gespannter Aufmerksamkeit auf seinen Obern. „Man sucht droben einen Informator für die jungen Pfalzgrafen", fuhr der Alte fort. „Daß ihr ein guter Lehrer seid, ist bekannt, ich werde euch zu dem Posten empfehlen, aber die jungen Prinzen können uns wenig helfen, wenn

ihr nicht Einfluß bei der neuen Kurfürstin und dem Herrn selbst gewinnt. Man schreibt mir, sie neige zur Kabbalah und astrologischen Studien. Vermuthlich ist es darum, daß die dicke Hoffahrt heute gewaltig über die edle Wissenschaft der Astrologie schalt, durch die doch so mancher Hofcaplan seinen Herrn ein Leben lang am Narrenseil geleitet hat. Ist euch etwas von dieser Wissenschaft bewußt?"

„Ich kann die rota vitae et mortis entziffern", sagte Paul Laurenzano düster, „das Horoscop stellen, die Aspecten berechnen und das Uebrige wird ja auch zu lernen sein, falls ihr mir die Bücher und Instrumente schaffen wollt."

„Daran soll es nicht fehlen, doch müßt ihr das Studium dieser Thorheiten nicht zu ernst nehmen. Ich habe gesehen, wie zuweilen gerade die besten Köpfe an Kabbalah und Astrologie zu Grunde gingen, denn hat sich der Geist gewöhnt, auf diesen Sternenbahnen zu lustwandeln, so kehrt er ungern zur Erde zurück. Die junge Kurfürstin hat zwei Augensterne, nach denen es sich mehr zu schauen verlohnt als nach Sirius und Jupiter, und die euern sind auch nicht übel", setzte er mit einem galanten Lächeln hinzu. „Habt ihr erst die junge Frau, so können wir mit dem Kurfürsten machen, was wir wollen, das heißt", verbesserte er sich salbungsvoll, „was der Vortheil der heiligen Kirche erheischt. Wenn ein sechszigjähriger Fürst eine junge Wittib freit, ist er ein verlorner Mann. Die Witwe Brederode bringt alle Reize der Jugend mit, nur nicht deren Unerfahrenheit; so ist das gute alte Thier da oben doppelt verloren. Ihr seid jung und schön, da kann es nicht fehlen, daß sie euch dem dicken deutschen Eheherrn vorzieht. So wollen wir den Alten schon zu dem bringen, was ihr in den Sternen

leset, und was ihr zu lesen habt, das werden wir in der Sternwarte hier", er deutete durch das Fenster auf den Thurm des Klingenthors, „mit einander feststellen." Paul machte eine ungeduldige abwehrende Bewegung, aber Pigavetta fuhr ruhig fort: „Auch andere geheime Wissenschaft wäre nicht übel. Der Kurfürst steckt in Schulden. Ottheinrich hat übel gehaust und Simmern lag stets im Hungerland. Wie wäre es, wenn wir ein Laboratorium errichteten? Ihr müßt euch auf das Fixiren der Metalle verlegen, Gold machen, Sternschnuppen sammeln, um die materia prima zu extrahiren, den Nachtthau in Eimern auffassen, damit die Kurfürstin ihren weißen Hals darin waschen kann ... Ihr sollt an mir keinen übeln Lehrmeister haben, ich denke, ich habe euch gezeigt, daß ich mehr kann als Brot essen. Ich will euch unterrichten; in der weißen Magie nämlich", sagte er mit Betonung, indem ein scharfer Blick Paul streifte, „nicht in der schwarzen."

„Erlaubt, daß ich von beidem mich lasse. Gewissen Leuten könnte es später einmal passen, aus weiß schwarz zu machen und ich habe nicht gelobt Teufelskünste und Götzendienst auszubreiten in deutschen Landen."

„Götzendienst!" rief der Arzt. „Ihr redet wie ein Calvinist. In Sachen der Religion kommt es nicht darauf an, was ist wahr, sondern was ist wirksam? Zum rechten Ziele geleitet kann der Glaube an den Stein der Weisen und das Lebenselixir des Bombastus Paracelsus der heiligen Kirche ebenso ersprießliche Früchte tragen wie der Glaube an das Scapulier des heiligen Franciscus oder die Gebeine der Apostel." Der junge Priester schwieg verstockt und ein harter, höhnischer Zug legte sich um die feinen blassen Lippen.

Pigavetta runzelte die Stirne. „Bruder Paul“, sagte er dann, „mir scheint, die Luft dieser ketzerischen Stadt ist eurem Gelübde gefährlich. Verspracht ihr nicht, eurem Obern zu dienen, stumm, unbedingt, folgsam gleich dem Stock in seiner Hand? Es scheint mir, daß ihr auf's neue in den Geist der Widersetzlichkeit zurückfallt, für den der Provinzial euch schon einmal so streng zurückwies. Es ist mir leid, aber ich werde euern Gehorsam nicht loben können, wenn ich über euch berichte.“ Der junge Prediger hatte das Haupt geneigt und sah stumm vor sich, ohne zu erwidern.

„Nun“, fuhr der Alte milder fort, „wenn euch die Alchymie zuwider ist, sehen wir, wie weit wir mit den Sternen kommen. Unser Hauptgegner an diesem Hofe ist Erast. Warum bin ich noch nicht Arzt des dicken Herrn? Weil der Kurfürst ein blindes Vertrauen in diesen Leibmohren setzt. Warum haben die Kirchenräthe ihre Kirchenzucht noch nicht einführen dürfen, die die Bevölkerung uns sicher in's Netz gejagt hätte? Weil dieser Erast den Kurfürsten warnte. Auch hat er ein Buch gegen die Sternkunde geschrieben und ist voll lächerlichen Eifers gegen die Chaldäer, wie er uns nennt. Gelingt es euch, die Kurfürstin für die Sterne zu gewinnen und eine schöne Frau in ihrer Lage steht in einer lauen Sommernacht gern mit einem jungen Lehrer von eurem Wuchs am Fernrohr, so gibt es einen Krieg hinter den Gardinen gegen den anmaßenden Hausarzt, und Erast, so oder so aus dem Wege zu schaffen, das ist eure Aufgabe.“

Eine brennende Röthe war während der leichtfertigen Reden seines Obern auf Paul's Wangen aufgestiegen und sein Athem ging hörbar. Hatte der Vorschlag für den bleichen jungen Mann etwas Versuchliches, daß er so

hastig sprach und seine Worte fuhren stoßweise aus seiner Kehle und spitz wie ein Stilet seiner Landsleute: „Euere Theologie, ehrwürdiger Vater, wird täglich seltsamer. Ich dächte, es stehe geschrieben: laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes.“

Der Alte sah ihn spöttisch an. „San Giuseppe, was habe ich denn gesagt? Im Uebrigen würdet ihr keine Todsünde begehen, da ihr ja nicht auf die Zerstörung des Sacraments der Ehe, sondern auf euer Vergnügen eure Absicht richtetet, und in diesem Falle sogar auf den Vortheil der Kirche. Auch hier kann ich euch wiederum nur auf die Lebensregeln des heiligen Ignatius verweisen: ‘Auserlesene Klugheit mit geringer Heiligkeit ist mehr als größere Heiligkeit mit geringerer Klugheit!’ Ihr braucht euch ja auf ein etwaiges Entgegenkommen der schönen Frau nicht einzulassen, wie unser General sagt: ‘Ein guter Seelenjäger muß vieles übersehen, als verstände er es nicht.’ Prudens tempore illo tacebit. Uebrigens wenn ihr die Stelle nicht wollt, ich weiß ein Dutzend Affiliirte, die sich glücklich preisen werden.“

„Ich will jede Stelle annehmen“, erwiderte der junge Magister hastig, „die mich von der Pflicht befreit, die Kleidung der ketzerischen Prädicanten zu tragen und mich ihren Bräuchen zu unterwerfen. Meine wahre Ueberzeugung ist hier niemandem mehr ein Geheimniß. Befreit mich also aus dieser zweideutigen Lage und ich will mich so nützlich machen als möglich.“

„Noch einen Augenblick“, sagte Pigavetta. „In den Berichten des Rectors wird eurer seltenen Kunst gedacht, jede Handschrift nachzuahmen?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte der Jüngere zögernd, „warum der Rector die Laune hatte, den besten Zeichnern

der Klasse auch diese Fertigkeit beizubringen, die das Gesetzbuch Kaiser Karl's mit Verlust der rechten Hand bedroht. Ich werde sie nicht ausüben."

„Ihr werdet thun, was eure Obern euch gebieten."

Der Andere seufzte. „Ich werde euch keine anderen Aufträge geben als die ich und auch ihr vor Gott und Menschen verantworten könnt. Sollen etwa unsere Abgesandten die Reiche der Ketzer nicht betreten dürfen, weil die Obrigkeiten ihnen keine Geleitsbriefe geben und ist es Sünde, das freche Verlangen der Tyrannen durch eine so unschuldige Kunst unschädlich zu machen, wo es sich um das ewige Heil von Millionen Menschen handelt? Ist eure reformirte Halskrause nicht auch eine falsche Handschrift und die überwachsene Tonsur? Wie kommt ihr zu diesen Grillen?"

„Einen Geleitsbrief zu schreiben, weigere ich mich nicht", sagte der Andere dumpf.

„Laßt sehen, was ihr könnt", erwiderte Pigavetta, indem er ein Blatt Papier und eine Feder dem jungen Manne hinschob. Dann scheinbar nachlässig einen Bündel Papiere auseinanderwühlend ergriff er ein Actenstück: „Könnt ihr diese ausgeschriebene Kanzleihand nachahmen?" Der Magister faßte die Züge fest in's Auge. Dann fragte er: „Was soll ich schreiben?"

„Nun, nur zur Probe etwas Beliebiges, also meinetwegen: „Lieber Herr Adam! Eure Briefe habe ich erhalten und bin ganz einverstanden. Die Sachen stehen vortrefflich; morgen sollt ihr den verlangten Geleitsbrief haben und dann haltet euch in Allem genau an meine Aufträge und grüßt den Inspector. Euer Freund.""

Der junge Priester schrieb, während der Arzt ihm scharf auf die Finger sah. „Optime, optime!" rief er

dann. „Ihr seid ein großer Künstler. Ich werde euch nächstens einige Formulare zustellen, dann verfaßt ihr mir Kredenzbriefe für alle unsere Agenten.“ Den Zettel selbst drückte er dabei scheinbar gleichgültig zusammen und steckte ihn ein. Aber der Andere sagte mißtrauisch: „Gebt mir das Blatt zurück. Ich weiß nicht, wozu ihr es brauchen möchtet.“

„Ich glaube, ihr werdet kindisch“, rief Pigavetta unwillig, „seit wann ist es Sitte des heiligen Ignatius, daß die Novizen die Professen überwachen?“ — Und er nahm das geballte Papier aus der Tasche und warf es durch das offene Fenster. „Wie steht es mit eurer Kenntniß der französischen Sprache?“ sagte er dann rasch. „Die Gräfin Brederode, oder ihre Gnaden die Kurfürstin Amalie, wie sie sich jetzt nennen läßt, ist empfindlich auf diesen Punkt.“

„Sie wird mit mir zufrieden sein“, sagte Paul, „aber nun entlaßt mich, es ist spät. Um diese Conferenzen, wie ihr befahlt, zu verschleiern, habe ich den Stiftsdamen gesagt, daß ich die Zusammenkünfte der Prediger im Hirsch besuche, wo ich vor Langeweile sterbe, aber um so weniger darf ich bis Mitternacht ausbleiben, soll ich meine Reputation bei den frommen Frauen nicht einbüßen.“

Pigavetta reichte ihm die Hand. „Ich hoffe ihr seid bald droben auf dem Schlosse und die schöne Kurfürstin wird nichts dawider haben, wenn ihr dann etwas länger aufbleibt.“ Der Andere erröthete auf's neue und suchte hastig den Ausweg. Durch das offene Fenster hörte man die raschen Schritte des in die Nacht hinaus Stürmenden, dem der milde Abendwind nicht frisch genug die heißen Schläfen kühlte. Der längliche Fuchskopf Pigavetta's sah

durch das Fenster ihm spöttisch nach. „‘Man kann nicht angeln ohne Köder’, sagte der selige Vater Ignatius, und er war der einzige Mensch, der mir imponirt hat. Wofür kennte ich die Geständnisse dieses guten Jünglings, wenn ich ihn nicht von seiner schwachen Seite faßte. Sieht er doch just danach aus, als ob er demnächst ausbrechen wolle, da wird es gut sein, wenn wir ihn an eine neue Kette legen.“ Nach einer Weile fügte er dann hinzu: „Von allen höheren Zwecken abgesehen, wäre es kein übles Schauspiel, wenn ich diesen schwarzen Panther auf die weiße Katze droben im Schlosse losließe. Das brächte doch etwas Abwechslung in diese langweilige Ketzerherberge, wo es fünf Monate Winter ist und sieben Monate Regenwetter.“ Dabei zog er bedächtig ein zerknittertes Papier aus der Tasche, legte ein anderes Blatt darauf und fing an das erste vorsichtig zu glätten. Als er mit der Arbeit fertig war, sagte er: „So, noch ein paar Mal der Nachtluft ausgesetzt, ist dieses Meisterstück des braven Magisters vollkommen glatt und dann, Freund Erast, wirst du selbst schwören, daß du diesen Brief ein Mal geschrieben haben müssest.“ Nachdem er das Papier nahe dem Fenster mit einem Stein beschwert hatte, nahm er die Lampe und suchte sein Lager, indem er sagte: „Dieser Schreibunterricht in Venedig ist wirklich aller Anerkennung werth. Nun haben wir’s schwarz auf weiß, daß Erast zu den Arianern hält und brauchen nicht erst aus weiß schwarz zu machen, wie dieser Gelbschnabel piepste.“

Viertes Kapitel.

Hell schien am folgenden Morgen die Sonne in die kleinen Bogenfenster des Burggemachs, das Felice Laurenzano bewohnte. Im blauen Frühnebel lag der Ottoheinrichsbau vor ihm und dahinter die duftigen Umrisse des Königstuhls. Durch die offenen Fenster drangen die würzigen Düfte des blühenden Schloßparks und schmetternder Sang der zahllosen Singvögel lud hinaus in den frischen Morgen. Fröhlich kleidete der junge Meister sich an, das Auge unverwandt durch das offene Fenster auf die Schloßfront gerichtet, die die zukünftige Aufgabe seines Lebens werden sollte. Für heute aber mußte sein Erstes sein, den lang entbehrten Bruder aufzusuchen, der eine Dienstwohnung im Stifte Neuburg bezogen hatte.

Die Anstellung des jungen Jesuiten in dem nunmehr evangelischen Stifte Neuburg hatte ihre Vorgeschichte. Das eine halbe Stunde oberhalb Heidelberg gelegene Frauenkloster war so reich mit Gütern ausgestattet und so dicht unter den Augen des Kurfürsten gelegen, daß es der „Reform“ unmöglich lang hatte entgehen können. Schon Friedrich II. hatte die Hände danach ausgestreckt und Ottheinrich hatte die Abschaffung der Processionen und der Clausur erzwungen und den Nonnen den Austritt gestattet. Den zurückbleibenden hatte man einen

kurfürstlichen Rath als Inspector gesetzt, der das Klostergut für die kurfürstliche Kammer confiscirte und die Damen mit einer mäßigen Rente abfand. So weit hatte die „Reformation“ keine großen Schwierigkeiten gemacht. Als nun aber der Inspector auch das Leben der alten Stiftsfrauen neu ordnen wollte, lernte er eine Widerstandskraft der zähen und hartnäckigen Damen kennen, auf die er nicht gefaßt gewesen war. Wie überall, so hielten auch hier die Nonnen viel zäher am Alten fest als Mönche und Priester. Das weibliche Gemüth fand an den dogmatischen Streitigkeiten der Reformatoren wenig Gefallen und die Reformation entriß den frommen Frauen alles, woran ihr Herz hing, ihre Kleidung, ihre gewohnte Ordnung, ihre liebsten Bilder, dazu den Trost ihres einsamen Lebens — ihre Lieder. Horen singen und Messe hören, das war bisher ihr ganzes Thun und in diesem befriedigten Stilleben waren sie glücklich gewesen. Regelmäßig getheilt zwischen Ave Maria und Salve regina waren ihre Stunden friedlich dahingeflossen. Jetzt tobte ein polternder Haufe vor ihren Thoren und hochmüthige geistliche Räthe des Kurfürsten drängten sich ihrer Regel zuwider in ihre stillen Mauern, um ihnen auseinanderzusetzen, daß ihr ganzes Leben wider das Evangelium sei und mit aufgezwungenen Religionsgesprächen ihren Frieden zu verstören. Aufgeschreckt aus ihrem behaglichen Stilleben ergingen sich die hülflosen Frauen in den bittersten Klagen über die Tyrannei, die ihnen den Gebrauch von geweihtem Salz, Wachs, Kerzen, Weihrauch und alles dessen, was zur Ehre Gottes gehört, verbiete und sie nicht mehr wolle singen lassen: „Regina coeli, Maria zart“ oder „Maria mater gratiae“. Dafür erlaubten diese hochmüthigen neumodischen Theologen mit den breiten

weißen Halskragen der jüngsten Novize, ihrer Domina aus der Schrift zu widersprechen; das Gesinde wurde aufgereizt, die Gebote der Kirche zu brechen und als des Stiftsmüllers Kind starb, das die alten Damen geliebt und gehätschelt hatten, durfte man ihm die letzte Oelung nicht geben, sondern „wie ein Thier" ließ man es sterben und begrub es ohne Weihrauch und Weihwasser. Daß der Satan selbst den bösen Luther und den höllischen Calvin zu solchen Unthaten aufgestiftet, galt den alten Nonnen als ganz ausgemacht und sie wurden nicht müde alle in- und ausländischen Gönner um Abhülfe ihrer Noth anzugehen. Erschien dann wieder ein neuer Kirchenrath aus Heidelberg und befahl der Domina und ihren Frauen, ihre Klagen vorzubringen, so kam bei den neuen Verhandlungen so wenig als bei den früheren heraus. Entweder sie setzten dem Herrn ein verstocktes Stillschweigen entgegen oder sie schrieen alle zumal auf ihn ein, so daß er in Heidelberg nur zu melden fand, die Damen wollten Wiederherstellung des alten Status und stellten dem Worte Gottes einen wahrhaft diabolischen Trotz entgegen. Nunmehr setzte ihnen Ottheinrich in's Stift selbst einen Prädicanten, der sie bekehren sollte; sie aber protestirten gegen diesen Bruch ihrer klösterlichen Ehrbarkeit. Der Prädicant nahm für den Hauptgottesdienst die Kanzel in Beschlag, allein er predigte vor leeren Bänken und kaum war er aus der Kirche heraus, so kamen die Nonnen mit Weihwasser und Rauchfaß, und nachdem sie die Kirche neu geweiht, hielten sie für sich ihre Andacht. Der Prädicant schloß die Kirche zu, da sangen sie im Remter um so lustiger. Der Inspector nahm ihnen ihre Chorbücher weg, sie suchten in den Winkeln alte zusammen und schrieen zum Himmel bis

ihre müden Kehlen nicht mehr konnten. Auch diese Bücher wurden confiscirt, so sangen sie ihre Lieder aus dem Gedächtniß. Bald auf dieser Stube, bald auf jener lasen sie die Horen bei verschlossenen Thüren und ihr Salve regina drang niemals lauter und schriller zum Himmel empor, als wenn draußen der Inspector und Prädicant tobten und im Namen des Kurfürsten Einlaß begehrten. Hatten so die beiden Herren den Kürzeren gezogen, dann setzten die Domina und ihre Damen noch eine Beschwerdeschrift an den Kurfürsten auf, daß die Mannsbilder, die er in's Kloster gebracht, gegen ihre jungfräuliche Zucht und Ehre und allen löblichen Gebräuchen entgegen in ihre Frauenzellen hätten eindringen wollen. Aus Rache nahm ihnen der Inspector nun den Klöppel aus den Glocken und schnitt ihnen die Glockenstränge ab, daß sie ihre Zeiten nicht mehr läuten konnten. Da erscholl ein lautes Weinen und Jammern in den Klostergängen und der Inspector schmunzelte gar vergnüglich, als ob er ein lustiges Liedlein höre, aber als er des Abends in sein Bett steigen wollte, fand er es so naß, als ob es durch's Dach geregnet hätte und wie er des Morgens zornigen Schritts die Treppe hinabging, um eine Untersuchung des Frevels zu veranlassen, trat er auf etliche Erbsen, fiel hin und schlug sich eine arge Beule. Da schien ihm dies Leben so sauer und unerfreulich, daß er seinen Abschied nahm und aus Heidelberg wegzog. Nun war der Prädicant ganz allein und tröstete sich auf seiner einsamen Stube am hintersten Ende der Stiftsmauer mit dem Weinkrug, die Domina aber nahm über jedes Räuschlein, das er sich trank, ein Protokoll auf und sendete dasselbe von vielen und unanfechtbaren Zeugen und Zeuginnen unterzeichnet an die Kanzlei zu Heidelberg, die den Mann

dann verwarnte, so daß auch er des Lebens nicht froh ward. Ottheinrich hatte diesem Krieg unter seinen Augen mit bestem Humor zugesehen und wenn ihm wieder ein neues Stücklein aus der Passion seines Inspectors berichtet wurde, dann lachte der dicke Herr, dessen Rücken von einer Aermelnaht zur andern dritthalb Fuß maß, so kräftig, daß der große Speisesaal des neuen Hofs erschüttert wurde. Aber nach ihm kam Friedrich III., der es ernster nahm mit der „vermaledeiten Abgötterei der Messe". Er ließ etliche der hartnäckigsten Glaubensinsurgentinnen ausheben und steckte sie in das Spittel auf dem Dilsberg, wo sie die kranken Soldaten der Feste verpflegen mußten. Die alte Domina Brigitta ward ihres Hirtenstabes beraubt und die Priorin Sabina von Pfalz-Zweibrücken ward in ihrer Anwartschaft nur darum bestätigt, weil sie Frieden zu halten gelobte und zudem des Kurfürsten liebe Base war. Die Reform der Kirche und des Klosters aber wurde nun unnachsichtlich durchgeführt. Die Damen wichen der Gewalt, wie sie nicht anders konnten. Aeußerlich erhielt das Stift ein evangelisches Ansehen, die Messe hörte auf, die Gesänge zu Ehren der Mutter Gottes und der Heiligen verstummten, es wurde evangelisch gepredigt und das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt. Die Zahl der Lehrkinder wurde vermehrt, die die Nonnen im Lesen und Schreiben und in weiblichen Arbeiten unterrichten mußten. Das alles hatte die neue Aebtissin sich gefallen lassen müssen, aber innerlich blieb das alte Geschlecht der Nonnen römisch und hoffte in der Stille auf kommende bessere Zeiten.

Die neue Domina selbst war eine gutmüthige, etwas altmodische Dame. Im Herzen war sie so katholisch wie

die Andern, aber sie liebte die Ruhe und wich Conflicten mit dem Stärkern weislich aus. Als dann die Pfalz vom Lutherthum sich zum Calvinismus wendete, lenkte sich die Aufmerksamkeit von dem katholischen Stifte mehr und mehr ab. Die alten Damen durften hoffen, manche liebe Gewohnheit wieder herzustellen, falls sie nur des lästigen Prädicanten sich entledigen könnten. In der That setzte Domina Sabina bei dem kurfürstlichen Kirchenrath durch, daß der alte Trunkenbold, wie sie ihn nannte, zur Ruhe gesetzt wurde. Um neue Conflicte zu vermeiden, gestattete der nachsichtige Kurfürst, die Damen sollten sich aus den Predigern der Stadt den zum Prädicanten wählen, der ihnen am meisten zusage. Lang hatten sie berathen und gezaudert, endlich entschieden sie sich für Magister Laurenzano vom Sapienzcollegium, der den jungen Fräulein, die sie zur Erziehung angenommen, auch Unterricht in den fremden Sprachen ertheilen könne. „Die fromme Base will den Jüngsten und Hübschesten haben", hatte der Kurfürst gespottet, aber er that ihr den Willen. „Sie werden sich dann um so leichter aussöhnen mit der neuen Lehre", meinte er. Dieses Mal hatte er den wahren Zusammenhang der Dinge doch nicht durchschaut und so pfiffig der alte Herr aussah, dennoch war er der betrogene Theil. Indessen ordnete er an, daß Magister Laurenzano in der Schloßkapelle zuweilen predigen müsse, „damit man schmecken möge, mit welcher Kost die Fräulein geazet würden, denn hier handle es sich nicht um eine Kappe voll Fleisch, sondern um der Seelen Seligkeit."

Meister Felix war Paul's Uebergang zum Calvinismus neu und die Predigerrolle desselben erschien ihm um so betrübender, als er nach Pigavetta's Reden annehmen

mußte, daß der neue Glaube von dem Bruder nur geheuchelt werde, um die Ketzer zu behorchen. Die Erziehung im Jesuitencollegium war in Felix' Augen stets eine Schickung gewesen, die für ihn selbst nur Gutes, für Paul nur Schweres im Gefolge gehabt hatte. So mischte sich seiner Liebe zum jüngeren Bruder ein Theil Mitleid und Erbarmen bei, das ihn mild und nachgiebig gegen den reizbaren jungen Gelehrten stimmte, der viele geistige Anregungen gab, aber auch viele Geduld in Anspruch nahm. Ob Paul bindende Gelübde dem Orden gegenüber übernommen, wußte Felix so wenig, als was es mit seiner calvinistischen Predigerrolle auf sich habe. „Poveretto“, seufzte er. „Ich habe diesen verschlossenen Knaben nie verstanden, doch Erast's Art von ihm zu sprechen, zeigte mir deutlich, daß es da wieder etwas zu trösten und zu heilen gibt. Armer Paolo, die Planetengötter da drüben müssen eine complicirte Conjunctur gebildet haben, als du geboren wardst!“

Mit solchen Worten warf Felix seinen Mantel über und krämpte die vordere Seite seiner Raphaelsmütze herab zum Schutz gegen die Sonne. Dabei trällerte er sein Lieblingsliedchen, aber das Nina, Ninetta, Nina blieb ihm unwillkürlich in der Kehle stecken, als er in den finstern Thorweg des Wartthurms eintrat. „Man zieht ja hier aus und ein wie der Prophet Jonas“, sagte er unbehaglich. „Ragen nicht diese spitzen Pfähle des aufgezogenen Fallgatters in den runden, dunkeln Schlund herunter wie die Zähne eines Haifischs in seinen aufgesperrten Rachen? Ich will nicht hoffen, daß dieses Gebiß einmal hinter mir zuschnappt.“ Erst als er die Festung hinter sich hatte, ward ihm freier um's Herz. Aus dem Morgennebel erhoben sich die Thürme der

Stadt, über die Felix nach der duftigen Ebene hinausschaute. Am Markte, der Hauptkirche gegenüber, wechselte er einige freundliche Worte mit dem Hirschwirth, berichtigte seine Zeche und schritt nach genossenem Frühmahl in die Straße zum Neckar hinab, der gedeckten Holzbrücke zu, die nach dem andern Ufer führte. Am Ende derselben war wiederum ein Thurm zu passiren und Felix mußte dem Wächter seinen Namen und den Zweck seines Aufenthalts in Heidelberg angeben, ehe dieser dem Fremden den Durchgang durch das Thor gestattete. Tiefblau lagen die Berge des Neckarthals vor dem jugendfrohen Wanderer und entzückten Blickes schaute sein Auge zwischen den Nußbäumen, die die Straße säumten, hinunter auf das grüne Vorland des Flusses, dessen smaragdne Wellen in tausend Augen glitzerten oder in weißem Kamme aufstrudelten, wo sie sich an den großen Granitblöcken brachen, die der Sage nach ein junger Riese im Wettspiel mit dem Vater vom Heiligenberg bis hierher geschleudert, während der Alte die seinen bis zum sogenannten Felsenmeer warf. Zur Linken der Straße hing blühender Flieder über die Gartenmauer nieder oder süß duftender Hollunder, in dem eben Fink und Zeisig ihre Nester bauten.

„Seit ich den Schnee der Alpen im Rücken habe", sagte der junge Künstler, „habe ich keine Landschaft gesehen, die mehr an Italien erinnerte als dieses Thal mit seinen Kastanien und Reben. Wer hätte jenseits der Berge so viel Schönheit gesucht, diesen Prachtbau dort oben, dieses Flußthal da unten. Ein Glückskind bin ich, dafür heiße ich Felice." Und mit tiefen Athemzügen sog er den kräftigen Geruch der angebrochenen Ackerscholle und den Duft der Repsfelder in sich, den der Wind ihm zu-

trug. Während er so dahinträumte in dem frohen Gefühl, der glücklichsten Sterblichen einer zu sein, fiel ihm bei einer Theilung des Weges plötzlich ein, daß er gar nicht wisse, ob er auf diese Weise sein Ziel erreiche und er blieb stehen, um einen nachkommenden alten Bauern zu erwarten, der vorhin neben dem Brückenwart gestanden, als er diesem seinen Namen angab.

„Ihr müßt noch nicht viel von Heidelberg gehört haben", sagte der Alte, „daß ihr nicht wißt, wo das Stift Neuburg liegt? Kommt nur mit, ihr wollt wohl euren Bruder besuchen, den welschen Pfarrer?"

„Woher wißt ihr, daß Magister Laurenzano mein Bruder ist?"

„Nun er ist euch ja aus dem Gesichte geschnitten, nur hagerer ist er und bleich, aber ein großer Redner, den müßt ihr auf der Kanzel sehen, der ist wie der Künstler auf dem Seil."

„Ihr habt ihn also gehört?" fragte Felix, über den Vergleich etwas befremdet.

„Das will ich meinen", erwiderte der Alte. „Als ich das erste Mal in die Hofkirche kam, da sah ich einen sechs Fuß hohen jungen Herrn auf der Kanzel stehn, der schrie und lamentirte und focht mit den Händen in der Luft und warf sich von der einen Seite der Kanzel auf die andere, daß es mir ganz bänglich wurde. Na, was ist denn da wieder vorgefallen, dachte ich bei mir. 'Oh welche tiefe Verworfenheit des menschlichen Herzens', hörte ich ihn rufen, als ich mich niedersetzte. Haben sie ihn gehauen, denke ich, oder seine Fenster eingeworfen, oder seinen Krautgarten geplündert? Denn es war gar nicht gepredigt, sondern alles so natürlich. Da sagt er auf ein Mal: 'Geliebteste, das also war die Herzenshärtigkeit

der Kinder Israels gegen Moses'. Na, dachte ich, wenn's sonst nichts ist, das ist schon lange her. Hab' ich doch gemeint, es brenne im Pfarrthurm, wie das Männchen sich anstellt."

Felix faßte den Alten genauer in's Auge. „Ihr seid kein Bauer?"

„Ein Müller bin ich."

„Ist dieses Haus hier das Stift?"

„Nein, das ist der Haarlaß, wo den Novizen, ehe sie in's Kloster kommen, die Haare abgeschnitten wurden. Jetzt machen sie Lohkäse draus. Eine Gerberei ist's geworden."

„Ihr scheint kein Freund der Katholischen?"

„Bin auch einmal katholisch gewesen, als alles katholisch war."

„Und dann wurdet ihr lutherisch?"

„Und jetzt bin ich calvinisch, da wir nicht haben zwinglisch bleiben dürfen."

„Habt ihr gern gewechselt?"

„Man hat halt gemußt."

„Und wenn der Pfalzgraf Ludwig Kurfürst wird, was werdet ihr dann?"

„Man muß es nehmen, wie es fällt", sagte der Alte mit einem verschmitzten Lächeln. „Nach dem Ludwig kommt wieder ein Friedrich. Ihr wißt ja, was der Herr gesagt hat, 'thut's der Lutz nicht, so thut's der Fritz'. Man muß nur warten können." Felix traute dieser Resignation des wetterharten Greises doch nicht so ganz, denn im Ausdruck seiner Augen lag etwas Verschlagenes und seine ganze Erscheinung sah gar nicht nach stumpfsinniger Ergebenheit aus.

„Bei uns zu Hause", nahm der junge Meister das

Gespräch wieder auf, „sagt man, in Deutschland fliege jetzt ein Maikäfer über drei Landeskirchen, aber mir scheint, wenn er lang lebt, braucht er gar nicht zu fliegen. Bei euch wechselt ja die Religion wie das Wetter."

„Dafür ist auch Bewegung und Abwechslung", lachte der Alte. „Wie ich noch drinnen in der Stadt wohnte, da hatte jeder Pfarrer eine andere Lehre vom heiligen Sacrament, und meine acht Kinder hatten jedes die seines Pfarrers. Mein Heinz mußte lernen, der Leib des Herrn sei im Brot; das sei nicht genug, schalt die kleine Christine, er sei mit in und unter dem Brot. Der Pfarrer Neuser aber sagte dem Christoph, er sei da unter der Figur und man bekomme ihn beim Essen. Der Pfarrer Greiner aber lehrte den Hansel: 'circa circum um und um', nicht im Brot aber so drum rum. Versteht ihr?"

„Waren denn die Bräuche", erwiderte Felix abwehrend, „ebenso bunt wie die Meinungen?"

„Oh ja", sagte der Alte, „es war ein lustiges Jahr, als die Räthe des gestorbenen Herrn noch nicht weg waren und die des neuen schon da; da hatte jede Kirche ihren Ritus. Heßhusen that die Hostie in's Sacramentshäuschen, weihte sie, indem er den Leuten den Rücken drehte, ließ sie die Oblate anbeten und reichte sie den Communicanten über's Communiontüchlein, damit keine Krume verloren gehe und der Rest ward begraben wie in der guten alten Zeit. Im Stift hielten sie wieder die Messe. In der Peterskirche wollten sie zwinglisch werden, wie des Kurfürsten Medicinprofessor Erast. Da setzten sie sich in die Bänke und ließen Kelch und Brot herumgehn wie im Wirthshaus. In der Sakristei legte sich der Diakon immer mit je Zwölfen zum Abendmahl, damit es ganz sei wie in Jerusalem, und ein Mal brachte

der Hülfsprediger eine Suppenschüssel mit Wein und brockte das Brot darein und sagte, man müsse die Hand mit Christus in die Schüssel tauchen, das heiße ein wahres Abendmahl."

Der Italiener bekreuzte sich.

„Das wird ein schöner kirchlicher Friede gewesen sein, wenn jeder Prädicant sich seinen Brauch selbst machte", sagte er.

„Nun friedlich war's just nicht. Der Heßhusen wollte dem Klebitz einmal in der heiligen Geistkirche am Altar den Kelch aus der Hand reißen und vor der Kirchthüre schimpften sich die beiden Hochwürdigen, daß die Marktweiber von Ziegelhausen und Bergheim davon noch allerlei neue Worte lernen konnten. Am folgenden Sonntag aber trat der Generalsuperintendent auf die Kanzel, that den Diakon in den Bann und verbot der Gemeinde jeden Verkehr mit ihm. Niemand dürfe mit diesem Auswurf essen oder trinken und die Obrigkeit habe ihn aus dem Amte zu werfen. Da hättet ihr erleben sollen, wie die Heidelberger sich in die Haare kamen."

„Nun da habt ihr's, Mann", sagte Felix zornig, „was dabei herauskommt, wenn man tausendjährigen Brauch abschafft und jeder thun will, was ihm durch den Sinn fährt."

„Der Türken Brauch ist auch schon tausend Jahre und ist doch vom Teufel."

„Aber was ist denn eure Meinung, wenn ihr nicht katholisch, nicht lutherisch, nicht zwinglisch und nicht calvinisch seid?" fragte Felix unwillig. Der Greis schaute ihn vorsichtig an, dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Der Geist muß es thun, nicht das Sacrament. Das Wasser thut's nicht, und Brot und Wein thun's nicht.

Der Geist muß von innen kommen. Sie haben viele Bibeln in Heidelberg, aber sie sehen sie nur von außen an, nicht von innen im Geist. Darum die Verwirrung."

„Also ihr gehört zu keiner der Heidelberger Kirchen?"

„Bei euch ist keine Wahrheit", erwiderte der Alte. „Ihr tauft die Kinder, die noch nicht wissen, was gut und böse, oder was ja und nein ist und sagt dann, sie hätten dem Bösen abgesagt. So fangt ihr euere Sache mit Lügen an."

„Nun dafür werden sie ja gefirmt, wenn sie reif sind."

„Eine schöne Reife. Geht doch einmal in die Kinderlehre, wenn die Buben mit der lustigsten Stimme von der Welt herleiern, als ob sie den Sommertag anfängen: 'Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn', oder ganz kreuzfidel schreien: 'Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes'. Schämen solltet ihr euch, die Kinder zu lehren, das Heilige zu plappern wie die Heiden und zur Narrethei zu machen. Rederei, bei der das Kind nichts denkt, ist des Lügens Anfang. Am geschmierten Riemen lernt der Hund Leder fressen. Ihr firmt sie, wenn sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sind, nicht weil der Geist sie bestätigt, sondern weil es Zeit und Gewohnheit so mit sich bringt. Nicht die Einführung in die Kirche ist das, sondern die Einführung auf den Tanzboden. Der Pfarrer predigt, nicht, weil der Geist ihn treibt, sondern weil er dafür bezahlt wird. Wie der Gaukler sagt er am Sonntag her, was er am Tag zuvor zu Hause gelernt hat. Wenn ich Samstag Abends heimgehe und die hellen Fenster an den Studirzimmern sehe im Pfarrhaus, wo die zwei Pfarrer und die zwei Diakonen

ihre Predigt studiren, da muß ich immer denken: und sie schämen sich nicht einmal, daß sie lügen. Ja sie wissen's gar nicht mehr, daß es Lüge ist, wenn sie die Arme ausbreiten und den Herrn im Himmel anrufen mit verzückten Gebärden und sagen's doch alles, wie sie's gestern gelernt haben, und drunten sitzt des Pfarrers Frau, die's ihn hat lernen hören und schämt sich auch nicht. Auch solche gibt's, die halten ihre Predigt im Stift in der Kapelle und rufen den Herrn so inbrünstig an, daß den armen Fräulein das Herz ganz eng wird im knappen Mieder und dann gehn sie nach Heidelberg in die heilige Geistkirche und rufen ihn nochmals mit den gleichen Worten an, damit er's besser behalte, denn der alte Herr ist gar vergeßlich. Nicht wahr?"

„Aber Mann", erwiderte Felix unwillig, „wie wollt ihr eine Kirche haben ohne Priester, wie wollt ihr einen Gottesdienst am Sonntag halten, wenn kein Prediger sich vorbereitet?"

„Kommt zu uns, dann will ich euch's zeigen."

„Wer seid ihr?" sagte Felix.

„Wenn ihr nach Ziegelhausen kommt, fragt nach dem Müller Werner aus dem Kreuzgrund und man wird euch weisen. Ihr seid römisch?"

„Ich bin's."

„Und euer Bruder ist es im Herzen auch noch?"

„Wer sagt das?"

„Wenn ihr zu ihm kommt, so sagt ihm vom Täufer Werner einen Gruß und wenn er wüßte, was die menschliche Sprache für ein verrätherisch Ding sei, würde er den Mund nicht von Dingen übergehen lassen, von denen das Herz nicht voll ist. Er werde es aber nicht lang mehr aushalten, sage der Täufer, denn er spüre bereits,

daß niemand die Wahrheit verläugnen könne, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele. Wolle er gut essen, wie bisher, dann solle er bleiben, wo er sei, wolle er aber wieder gut schlafen, wie vordem, dann solle er zum Täufer Werner kommen, der werde ihm den Stein verschaffen, darauf der Herr seinen Namen geschrieben hat, den niemand weiß als der ihn gibt und der ihn empfangen." Der Alte hatte sich hoch aufgerichtet und seine Augen sprühten. Der seltsam spaßende Bauer von vorhin war verschwunden, ein Prophet im Zwillichkittel stand vor dem jungen Italiener. „Gehabt euch wohl", sagte er dann trocken.

„Dank euch, Vater."

„Nicht Ursache. Hier ist euer Weg. Geht aber nicht durch's große Thor, sondern längs der Mauer; an dem runden Eckthurm ist die Thüre, an die die Wohnung des Caplans anstößt. Er darf nicht drüben bei den Fräulein wohnen und noch besser wohnte er gar nicht da oben. Man soll nicht Feuer und Schwefel so nah aneinander bringen. Es ist alles so verkehrt bei euch, als ob der Teufel selber euer Super'dent wäre." Damit ging der Alte rasch von dannen.

Felix schaute ihm lange nach. „Es sieht hier noch viel toller aus als ich mir dachte", sagte er dann. „Ich habe Venedig gern verlassen, weil mir das Wüthen des heiligen Officiums in die Seele schnitt. Noch immer kann ich das Bild nicht los werden: die armen beiden von der Folter erschöpften Menschen, die sie hinunter führten an den Lido und zwangen, das Brett zwischen zwei Gondeln zu besteigen! Dann fuhren sie mit ihnen hinaus nach der Lagune und der eine Fährmann steuerte rechts, der andere links, das Brett fiel und die Unglück-

lichen versanken in den trüben Wassern. Es war ein gräulicher Anblick. Aber freilich, Zustände wie die hier müssen abgewendet werden von meinem schönen Italien, koste es, was es wolle. Was habe ich nicht alles gesehen! Die heiligsten Kapellen geschändet, unersetzliche Schätze der Kunst von rohen Händen vernichtet, die Kirchen kahl wie Ställe, Altäre und Taufsteine zertrümmert, die Orgeln zerschlagen. Keine Messe Palestrina's, kein Miserere spricht zu diesen armen Menschen, kein Bild eines frommen Meisters redet zu diesen stumpfen Herzen! Dafür streiten und zanken ihre Theologen, wie der Unbegreifliche in dem unbegreiflichen Mysterium zu begreifen sei, als ob nicht das Mysterium eben darin bestehe, daß wir's nicht verstehen. Ich kann alles ertragen: falsche Musik, verzeichnete Bilder, Statuen von Bandinelli, aber wenn ich dieses Gewäsche der Ketzer höre, dann meine ich, man müsse ein Lazareth bauen so groß wie den babylonischen Thurm und sie alle hineinsperren, bis sie aus Ekel übereinander wieder gesunden." In solchen Reflexionen war der junge Mann den bezeichneten Weg hinaufgegangen und er sah bereits das Pförtlein an dem Eckthurm der Klostermauer vor sich, als ein fröhliches, neckendes Geschrei munterer Mädchenstimmen ihn aus seinen Träumen aufscheuchte.

Fünftes Kapitel.

Der junge Künstler war eben im Begriff sich der Thüre zuzuwenden, die der Müller ihm bezeichnet hatte, da fand er sich plötzlich von einer Schaar junger Mädchen umringt, die lärmend und jauchzend hinter der Klostermauer hervorbrachen. Der Rausch der Ausgelassenheit ließ die junge Schaar den fremden Wanderer übersehen. Die Unbändigsten hatten sich die Hände gegeben und hielten im Ringelreigen ein junges bildschönes blondes Kind umschlossen, das unwillig sich mühte, ihre Kette zu durchbrechen. Die ausgelassenen Gespielinnen tanzten aber nur immer toller um sie her, indem sie riefen: „gefangen, erwischt!"

„Laßt mich heraus, oder ich sage es der Frau Aebtissin", rief die Gefangene, der das Weinen näher stand als das Lachen. Die muthwilligen Gespielinnen aber sangen im Takt: „Wegewarte, Wegewarte, Sonnenwende, Sonnenwirbel." Die Kleider flogen in wildem Tanz und Haare und Flechten wehten im Winde über den jugendlichen Nacken. Das schöne Mädchen fing an zu weinen. „Laßt die Lieblerin", sagte die Gräfin Erbach, „sie kann nichts dafür, sie ist eben behext."

„Die verfluchte Jungfer", schrie die von Venningen. „Warte, wir machen ihr einen Kranz von Wege=

warten“, rief die von Eppingen, „den setzen wir ihr auf. Das wird ihr gut stehn, die blauen Blumen auf ihrem goldenen Haare.“

„Verfluchte Jungfer, schenke mir deine Zöpfe, ich möchte auch gern so zärtlich angesehen werden in der Stunde von den bekannten schwarzen Augen“, rief Bertha von Steinach.

Und wieder umringten sie das weinende Mädchen und ihre Wangen glühten von Leben und Uebermuth und sie tanzten um sie her: „Wegewarte, Sonnenwirbel.“ Einige Andere hatten inzwischen etliche blaue Blumen, die am Wege wuchsen, abgerissen, und steckten sie hinterrücks der Gequälten an die Kleider und in das blonde Haar. Die vollen Flechten der Gefangenen fielen dabei herab, so daß sie vor Unmuth aufschrie.

„Nun, Clara, nicht so derb“, rief eines der Mädchen. Da wurden sie des fremden Mannes gewahr, der dem Schauspiel halb mit Neugierde, halb mit Unwillen zusah. Der schöne Fremde ging mit so raschen Schritten auf sie zu, als ob er die Gefangene befreien wolle. Alsbald stoben die muthwilligen Dirnen auseinander und flogen im Wettlauf in den Klosterhof zurück. Auch die Gefangene folgte ihnen langsam und beschämt, indem sie mit ihren weichen schönen Händen das Goldhaar hinten über dem vollen Nacken wieder aufnestelte. Da schlug ihr eine muthwillige Gefährtin die Thüre vor der Nase zu und drinnen jubelte es: „Viel Vergnügen, Wegewarte, gehe schön außen herum durch den Thorweg, hier passirt keine verfluchte Jungfer.“ Und mit lautem Gelächter hörte man drinnen die Mädchen weiter springen. Die geärgerte Jungfrau stampfte mit ihrem kleinen Fuße und drehte sich um, da stand die hohe, schöne Gestalt des

Fremden auf dem schmalen Wege so nah vor ihr, daß sie betroffen in die Thürnische zurückwich.

„Nun seid ihr meine Gefangene, schöne Jungfrau", sagte der Fremde lächelnd.

Einen Augenblick hatte das blühende junge Wesen den stattlichen Jüngling gemessen mit ihren großen blauen Augen, an deren Wimpern noch eine Thräne perlte, dann erhob sie ihr Haupt eine Linie höher und sagte: „Meine Gespielinnen konnten mich zur Gefangenen machen, ihr nicht. Geht euren Weg und gebt hier Raum."

„Wenn ihr mir meinen Weg zeigen wollt, recht gern, schöne Jungfrau. Ihr werdet am besten wissen, wo Magister Laurenzano wohnt." Zornige Röthe stieg bei diesen Worten dem jungen Mädchen in die Wangen und mit einer gewissen natürlichen Vornehmheit zuckte sie die schönen Schultern, indem sie zürnte:

„Ihr mißbraucht, was ihr erhorcht habt. Ihr seid kein Ritter. Weg hier!"

Betroffen schaute Felix auf die Wirkung seiner Rede, dann wiederholte er: „Beleidigt es euch, wenn ich nach diesem Herrn frage?" Schroff wendete das Mädchen ihm den Rücken zu und klopfte an der Thüre. Da wurde ihm plötzlich klar, von wessen schwarzen Augen vorhin die Rede gewesen war und ein lebhaftes Mitgefühl für das schöne Kind ergriff ihn. „Sie hören euch nicht, Jungfrau", sagte er, „und mir lag nichts ferner als euch zu höhnen. Ich bin der Baumeister Laurenzano, der hierher kam, um seinen Bruder, euren Klosterprädicanten, zu besuchen. Da eure Gespielinnen mich mit euch ausgesperrt haben, so bitte ich euch, mir das Thor zu zeigen, durch das ich zu ihm gelangen kann, ohne die Regeln des Frauenklosters zu verletzen."

Diese Worte klangen so höflich kalt, daß das arme junge Ding nunmehr begriff, nur sie selbst habe sich verrathen, indem ihr wundes Gewissen aus des Fremden Frage Spott herausgehört habe. Damit aber fiel sie in einen neuen Schreck. Wenn der unselige Ankömmling seinem Bruder erzählte, was er gesehen und wie albern sie sich gegen ihn benommen habe! Wiederum stampfte sie unwillig mit dem Fuße, dieses Mal aber aus Zorn über sich selbst. Ihr erster Antrieb war, wegzulaufen und sich zu verbergen. Aber die Jungfrau in ihr siegte über das Schulmädchen. Sie sammelte sich rasch und ihr blonder Mädchenkopf beschloß, im Gegentheil mit rechter Würde den Fremden zurechtzuweisen, damit der schlimme Eindruck bei ihm wieder ausgelöscht werde.

„Das wird sofort nicht möglich sein", erwiderte sie mit wiedergewonnener Haltung. „Der Herr Magister hält jetzt Katechismuslehre mit den Kleinen. Wenn ihr aber inzwischen hier verweilen wollt, so werde ich sorgen, daß diese Thüre wieder aufgeschlossen wird und ihr hier eintretet." Mit einer gnädigen Handbewegung wollte sie den jungen Mann verabschieden, als dieser aber dennoch ihr zur Seite blieb, fuhr sie höflich abwehrend fort: „Wenn ihr durch das Hauptthor wollt, muß die Schwester Pförtnerin euch erst melden und die Aebtissin fragen, ob sie einen Mann einlassen darf. Es ist dummes Zeug, aber sie thun so, als ob hier noch immer ein Kloster wäre, obgleich sie sich gar nicht betragen wie die Nonnen. Ihr habt's ja gesehen. Aber wartet, am besten ist es, ich laufe vorn durch's Thor und schließe die Thüre hier von innen wieder auf, dann spart ihr den Weg."

„Ich danke euch, edle Jungfrau", sagte Felix. „Erlaubt nur, daß ich euch bis zum Thore begleite." Sie

zögerte. Ungern wäre sie mit dem Fremden zugleich in den Klosterhof zurückgekehrt, denn dann gab sie dem Spott der adeligen Fräulein wieder neuen Anlaß. „Nein, nein", erwiderte sie deßhalb, „ich will euch lieber hier oben am Teiche eine schattige Bank zeigen, dann behaltet ihr eure Thüre im Auge." Für sich aber war ihr hübsches Köpfchen in's Klare gekommen, sie müsse dem unwillkommnen Horcher die Scene, die er vorhin belauscht hatte, in einem recht unverfänglichen Lichte erläutern, damit sie nicht am Ende gar durch den geliebten Lehrer oder die Aebtissin nach derselben gefragt werde. Anmuthig ging sie längs der Klostermauer dem jungen Manne voran, der mit Künstleraugen die schmiegsam weiche Gestalt, ihren sichern elastischen Schritt und ihre runden gemessenen Bewegungen voll natürlicher Grazie verfolgte. Als sie eine der gepflückten Blumen am Wege liegen sah, trat sie mit ihrem kleinen Fuße zornig darauf. „Was hat euch die arme Klytia gethan, daß ihr sie zertretet?" fragte Meister Felix scheinbar harmlos. „Ihr habt ja alles mit angesehen", erwiderte sie, „wie mir die adeligen Fräulein mitgespielt haben! Es geht mir hier schlecht, denn ich bin die Einzige, die nicht von Adel ist, mein Vater ist der Rath Erast oder Liebler, wie ihn die Junker mit seinem alten Namen gern nennen."

„Ach, mein hoher Gönner", sagte Felix.

„Ihr kennt den Vater? Oh das freut mich. Nicht wahr, er ist ein herrlicher Mann?" erwiderte das holde Kind mit einem freudigen Aufleuchten ihrer blauen Augen, während ein Hauch des Glücks ihre Wangen röthete. „Ein edler Herr", bestätigte Felix.

„Nun der Kurfürst hat mich mit der Gräfin Erbach, der von Gemmingen, von Venningen und einigen andern

hierher geschickt, damit wir Sprachen, Geschichte und den Katechismus lernen und an strenge Ordnung sollen gewöhnt werden und was weiß ich, was der hohe Herr noch sonst sich einbildet, daß hier zu haben wäre. Da ich nun die einzige Bürgerliche bin, behandeln sie mich als Eindringling und die von Lützelstein ist die Allerschlimmste. Sie hat aufgebracht, wenn wir bei Magister Laurenzano italienischen Unterricht haben, dann drehte ich immer meinen Kopf nach ihm hin und her wie ein Sonnenwirbel und da schimpften sie mich: 'Sonnenwirbel, Sonnenwende', ihr habt's ja gehört. Es ist aber alles nur Thorheit."

„Wegewarte, hörte ich sie rufen", sagte Felix neckend. Das Mädchen erröthete unwillig. „Das ist dieselbe Blume", sagte sie, indem sie verlegen nach den Wipfeln der Bäume schaute. „Es ist am besten, ich erzähle euch alles, damit ihr dem Herrn Magister nicht am Ende dumme Geschichten berichtet. Ich war nach der Stiftswiese herausgegangen, um Blumen zu pflücken, aber nur, weil ich mit den adeligen Fräulein nichts mehr zu thun haben will. Aus Bosheit schlichen sie mir nach und die von Eppingen behauptete, ich sei nach der Wiese, damit der Magister mich auf seinem Wege fände und dann riefen sie 'Wegewarte' und machten mich zur Gefangenen. Aber nicht wahr", setzte sie mit einem flehenden Blick ihrer Kinderaugen hinzu, in die sofort wieder die Thränen traten, „ihr sagt es dem Herrn Magister nicht, sonst muß ich in's Wasser gehen. Lieber als mich so zu schämen, springe ich in den Neckar. Nicht wahr, Herr, ihr sagt es nicht."

Der Jüngling reichte ihr lächelnd die Hand. „Ich gebe euch mein Wort." Sichtbar erleichtert streckte sie

hastig ihre Rechte ihm entgegen und er beeilte sich nicht, die kleine weiche Mädchenhand wieder frei zu geben, bis sie selbst mit leichtem Erröthen dieselbe zurückzog. Wie ein schönes Waldmärchen stand das holde blonde Kind vor ihm. Der stille Stiftsweiher, die dunkeln Bäume hinter ihr, ließen die leuchtende helle Gestalt doppelt anmuthsvoll hervortreten. Schönheitstrunken vergaß Felix ganz, warum er hierher gekommen und suchte nur nach einem Grunde, diese liebe Seele recht lang bei sich festzuhalten. Da sah er am Saume ihres Gewandes noch eine der verhaßten Blumen hängen, die die Gespielinnen ihr überall in Haar und Gürtel und Falten gesteckt hatten. Er nahm sie auf und sagte: „warum habt ihr dieser schönen blauen Blume, die wir Klytia nennen, den häßlichen Namen Wegewarte und verfluchte Jungfer gegeben?"

„Nun", sagte sie mit kindlicher Verwunderung, „das wißt ihr doch, daß dieses blaue Ding seinen Blumenkelch beim ersten Strahle der Sonne öffnet und daß das Köpfchen stets dem Laufe der Sonne folgt, bis ihm des Abends die Blättchen wieder zufallen. Deßhalb sagt das Märchen, die blaue Blume sei eine verzauberte Prinzessin, die ihrem Geliebten, dem Sonnengott sich gern kund machen möchte und darum ihm sehnsuchtsvoll nachschaute. Kennt ihr nicht Hans Vintler's Lied:

Viele bezeugen, die Wegewart
Sei gewesen ein' Fraue zart
Und wart' ihres Buhlen mit Schmerzen."

Dann wurde das gute Kind plötzlich roth und mit niedergeschlagenen Augen fuhr sie fort: „Man sagt auch, daß die Blume Glück bringe, wenn man sie vor Sonnenaufgang finde, aber man muß sie sogleich an einen Stab festbinden, sonst geht sie durch."

„Das ist ja eine böse Jungfer", scherzte Felix. „Darf ich euch nun auch berichten, was wir in Italien von dieser verzauberten Klytia wissen?"

„Gern, nur müßt ihr niemandem verrathen, daß ihr die Blume Klytia nennt, denn da ich Lydia heiße, würden sie mich auch mit diesem Namen wieder verspotten."

„Aber ich darf euch doch Klytia nennen?" Sie schüttelte ihren lieblichen Kinderkopf:

„Beginnt eure Geschichte, sonst muß ich fort." Ohne sich niederzulassen lehnte sie an den nächsten Baum und schaute sinnend in den stillen Weiher. Er aber begann seine Erzählung. „Der heidnische Dichter Ovidius berichtet: In alter, alter Zeit, als alle Menschen noch so schön und glücklich waren wie heute nur noch gewisse blonde Sonntagskinder, da lebten zwei Jungfrauen Leukothoë und Klytia. Beide liebten Apollo, den schönen Sonnengott. Der aber neigte seinen Sinn Leukothoë zu und bald brannte sein Herz gegen die schöne Jungfrau noch heißer als die Strahlen seines Sonnenwagens, so daß er Erde und Gestirne versengte. Immer träumerischer wurde der schöne Gott und der ganze Lauf der Natur gerieth in Unordnung. Des Morgens stand er zu früh auf, wie die Kinder am Morgen nach der Bescheerung, weil er es nicht erwarten konnte, seine schöne Puppe zu sehen. Des Abends ging er zu spät unter, weil er sich nicht losreißen konnte von ihrem Anblick. Niemand wußte mehr die Jahreszeiten, da der Gott im Winter so lang am Himmel blieb wie im Sommer, denn immer erschien ihm Leukothoë gleich reizend. Mit der Zeit wurde er vor lauter Liebe trübsinnig. Am hellen Mittag hörte er auf zu scheinen, an andern Tagen war er blaß und abgezehrt und versteckte sich hinter den Wolken.

Als er nun eines Tages in seinen verliebten Launen schon vor Mittag unterging, sagte der Göttervater, das könne nicht länger so fortgehen. Er wolle ihm des Abends Urlaub geben und einen Schlüssel zum Olympus, falls er spät nach Haus komme, aber des Morgens müsse er seinen Dienst pünktlich antreten und den Tag über ordentlich versehen, sonst werde er den braven und zuverlässigen Hercules zum Sonnengott machen. Der schöne Apollo meinte nun zwar, daß Hercules höchstens zum Hausknecht gut sei, aber in der Stille war er doch froh, daß der gute Göttervater die Sache so einrichtete. Des Abends also, wenn er im fernen Westen angekommen war, wo die Welt ein Ende hat, schirrte er seine Pferde aus und ließ sie auf einer großen herrlichen Wiese grasen und Hesperus, der Abendstern, der die ganze Nacht am Himmel bleibt, mußte ein Auge auf sie haben. Er selbst aber wusch sich im Ocean und schwang sich dann mit Göttergeschwindigkeit an das Kap der Circe, wo Leukothoë wohnte, und nahm alsbald die Gestalt ihres Mütterchens an. 'Hinaus', sagte er zu den Mägden, 'ich habe mit meiner Tochter zu reden.' Sobald er aber allein mit der Jungfrau war, verschwand die Hülle und in seiner ewig herrlichen Schöne fiel er der Jungfrau zu Füßen. Die arme Leukothoë erschrak, aber widerstehn konnte sie nicht, denn er war ein Gott und sie nur ein armes Menschenkind. So besuchte er sie oft und der Himmel kam wieder in Ordnung und alles war zufrieden, nur nicht die schmachtende Klytia. Als der beglückte Gott für sie kein Auge mehr hatte und ihre Seufzer unerhört in den Lüften verwehten, wurde Klytia krank und traurig und es ließ ihr keine Ruhe mehr in ihrem Herzen. Des Tags mochte sie nicht mehr hinausgehn. Denn sie wollte

den Gott nicht sehen, der sie so schnöde verschmähte, nur des Nachts irrte sie durch Wald und Flur und klagte der keuschen Luna ihr Leid, die aber schaute kalt und spröde und wollte nichts von solchen Klagen hören. Da kam sie einmal vorbei an dem Hause der Leukothoë und sah, wie durch alle Ritzen helles Licht brach. Neugierig schlich sie sich hinzu und lauschte an einer Spalte. Oh, wie krampfte ihr Herz sich zusammen und schrie auf in bitterem Jammer, denn sie sah, wie der Sonnengott drinnen vor Leukothoë saß, ihre Hände hielt und ihr die schönsten Geschichten erzählte, während Leukothoë, ganz versunken in ihr Glück, ihm in sein herrliches Götterantlitz und seine strahlenden Augen schaute. Da ergrimmte Klytia, denn sie meinte, nur ihre Genossin sei Schuld, daß der Sonnengott sie und ihre Liebe niemals beachte. 'Schaue doch, was deine Tochter treibt', schrie sie Leukothoë's Vater in die Ohren. 'Mit einem fremden Manne sitzt sie in ihrer Kammer.' Eben als der Gott, von Hesperus gerufen, enteilte, trat der strenge Vater in Leukothoë's Gemach und diese, überführt, flehte den harten Mann vergeblich an um Erbarmen. Als Apollo wiederkehrte, sah er vor der Geliebten Haus eine frisch zugeworfene Grube, über der die Knechte die Erde ebneten. In derselben aber lag die Jungfrau, die sie lebendig verscharrt hatten. Der rohe Vater meinte, daß so seine Ehre gesühnt sei und die verschmähte Klytia wähnte, der Gott werde nunmehr zu ihr sich wenden. Aber Männer suchen die Jungfrauen, die sie fliehen, und die sich ihnen entgegenbringen verachten sie. So war dem Sonnengotte Klytia nunmehr ganz unleidlich geworden. Seine Blicke hingen an der alten Stätte seines Glücks und als er so warm und wärmer, in heißem Schmerz auf das Grab

der armen Leukothoë schien, da sproßte aus des todten Mägdleins Herzen eine seltsame Pflanze und durchbrach mit ihren Blättchen das Erdreich. Es war die Weihrauchstaude, die im Sonnenschein mit wunderbarem Dufte die Lüfte würzte, und ihre Seele in den Strahlen des Gottes löste. So erquickte die Jungfrau im Tode alle Sinne und machte gesund, wer ihren Odem einsog. Klytia aber, vom Gotte mit einem feurigen stechenden Blicke gestraft, fiel zusammen, ihre Gestalt schrumpfte ein, sie wurde eine Pflanze am Wege, auf die jedermann trat. Das Stärkste und Beste in ihr aber, ihre Liebe zum Sonnengott, trieb eine blaue Blüthe, selbst wie die Sonne gestaltet, und wenn der Gott aufgeht, kehrt sie ihr Blumenangesicht ihm sehnsüchtig entgegen, folgt seinem Laufe über den Tag, bis ihr am Abend das müde Köpfchen matt herabfällt. Das ist die Geschichte der armen Klytia."

Als Felix seine Erzählung begann, hatte er nicht überlegt, welche kränkende Moral für die arme Kleine in derselben liege; er hatte nur eben das schöne Mädchen durch sein Geplauder festhalten wollen. Nachdem er nun aber begonnen, ließ er der Sache ihren Lauf. Er mußte hindurch und zog deßhalb vor, aus der Noth eine Tugend zu machen; immer väterlicher stimmte er den Ton und nur als er sah, wie das gute Kind selbst gleich Klytia ihr blondes Köpfchen senkte und wie ein rauh berührter Pflanzenkelch in sich zusammenfiel, eilte er rasch zu Ende. Aber plötzlich hatte Lydia sich wieder aufgerichtet, ihr kleines Ohr hörte auf einen nahenden Schritt hinter den Bäumen, ihr Angesicht wendete sich einer hohen Gestalt zu, die würdevoll des Weges daher kam, und ein verrätherisches Erröthen färbte ihre Wangen. Da erkannte Felix seinen Bruder. „Paolo", rief er ihm zu. Herzlich

strecke der schwarz gekleidete junge Gelehrte dem längst Erwarteten die Hände entgegen, aber Felix sah, wie über ihn hinweg des Bruders brennende Augen das schöne Mädchen suchten. Diese hatte sich inzwischen gesammelt; mit einem sittsamen schlichten Gruße war sie an den Brüdern vorübergegangen nach dem Kloster zu. Als Felix noch ein Mal nach dem schönen Flüchtling umschaute, ward er gewahr, wie auch sie umgeblickt hatte, worauf sie, wie auf einer bösen That betreten, in raschem Laufe hinter den Büschen sich barg. Dem geübten Auge des Malers war nicht entgangen, wie sie erschrak, und mit einem leichten Kopfschütteln trat er in die Unterhaltung mit dem Bruder ein.

Paolo, der die belebte Landstraße haßte, wählte einen Pfad oberhalb derselben durch die Rebberge, der einen Blick nach der blauen Rheinebene gewährte und sich schließlich wieder zum Haarlaß herabsenkte. Langsam stiegen die Brüder den Weg hinan, beide hochgewachsene, vornehme Gestalten. Der Künstler in der knapp anliegenden Tracht des damaligen Italien, mit der kleidsamen Raphaelmütze, der Magister in einem niedern Hut, dessen Krempen rechts und links durch eine Schnur in die Höhe gezogen waren und dem langen faltigen Gewande seines Standes, das feine, scharfgeschnittene Gesicht umrahmt von der tellerförmigen weißen Krause. „Das Haupt Johannes des Täufers auf dieser Schüssel", dachte der Maler unwillkürlich, während er doch fand, daß Paul's scharfe, geistvolle Züge sich sehr vortheilhaft von diesem weißen Nimbus abhoben. „Ihr tragt den Heiligenschein um den Hals", sagte Felix. Aber Paolo lächelte nicht. Einsilbig und zögernd waren überhaupt seine Mittheilungen. Ob er in Venedig Profeß gethan, war nicht zu erkunden, ob

er durch einen äußeren Act sich dem calvinischen Bekenntniß verpflichtet, blieb gleichfalls dunkel. Auf die Frage, ob er noch am alten Glauben halte, hieß die Antwort: „wie man's nimmt." Nur eines war klar, glücklich war er nicht. Das blühende Roth war aus seinem Gesichte geschwunden; dieses selbst war hager und spitz geworden, die Augen sahen bald unsicher verschleiert zur Seite, bald hingen sie mit einem bohrenden, mißtrauischen Ausdruck am Antlitz des Andern. Verstimmt gingen schließlich beide Brüder, die sich nach so langer Trennung so wenig zu sagen hatten, schweigend hinter einander her. Wo die blaue Wegewarte im Rasen ihr Köpfchen erhob, pflückte der Magister sie ab. Da merkte Felix, daß der Spottname von Erast's Töchterlein ihrem Lehrer bereits zugetragen worden war, aber er merkte auch, wie es mit dessen Herzen stand.

„Du hast eine Vorliebe für die blaue Klytia", sagte er freundlich.

„Cichorium nennen sie die Gelehrten, man braucht sie gegen das Fieber."

„Auch gegen das Liebesfieber?"

„Was soll das?"

„Nun, ich hörte, sie hänge am Anblick der Sonne wie gewisse Schülerinnen an den Lippen des Lehrers."

Da warf der geistliche Herr die Blumen zornig in die Reben hinunter, als ob sie ihm zu Nesseln geworden wären. „Laß diese Scherze", zürnte er, „du weißt, daß ich Neckereien nicht liebe."

Eine schwüle Pause folgte auf diese gereizten Worte und um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, fragte Felix, ob es seine Richtigkeit mit dem habe, was der Täufer Werner ihm von der früheren Bestimmung

des Haarlaß erzählte. „Thorheiten“, erwiderte Paul. „Jedes Kind weiß, daß den Novizen am Altar der Klosterkirche selbst die Haare abgeschnitten werden, nicht an der Grenze der Klostergüter. Haarlaß heißt ‘hari lot’, Herrenloos, das ist Besitzthum der Herrschaft; das Uebrige sind schlechte Witze.“

Unverdrossen berichtete Felix, was er sonst von dem Täufer gehört hatte. „Man wird den frechen Ketzer zu finden wissen“, war des Magisters einzige Antwort.

„Wo sehen wir uns wieder?“ fragte er dann kalt, als sie auf der Straße unten anlangten.

„Willst du schon zurück?“

„Ich habe noch zu thun; wenn du kannst, komme des Abends in das Wirthshaus zum Hirsch. An dem runden Tische in der hinteren Stube trifft man die Prediger der Umgegend. Dort pflege auch ich mich einzustellen, um die würdige Geistlichkeit dieses Landes kennen zu lernen. Wir können dort das Weitere verabreden.“ Damit reichte er dem Bruder die schmale, magere Hand. Der schaute ihm ernst in die Augen. Aber der Magister wich seinem liebevollen Blicke aus und lenkte seine Schritte zurück gegen Neuburg. „Sollte sein Herz wirklich vertrocknet sein“, fragte sich Felix, „oder ist er nur innerlich elend?“

Sechstes Kapitel.

Tief gekränkt in seinen brüderlichen Empfindungen und bitter enttäuscht in den freundlichen Erwartungen, die er auf dieses Wiedersehen gesetzt hatte, entfernte sich der Maler raschen Schritts. Der Priester aber schaute mit traurig düsteren Blicken dem Bruder nach, dann ließ er sich auf einem der Steine am Rande der Straße nieder und starrte nachdenklich in das dunkle Wasser des Flusses, in dem die schwarzen Tannen des Königstuhls sich spiegelten. Ihm rief dieses ruhige Gleiten des Stroms die trüben Fluthen jenes Canals in's Gedächtniß, auf den er durch viele Jahre im Collegium zu Venedig hinabgeschaut hatte, und er gedachte des traurigen Morgens, als er sich aus dem kleinen Palaste in dem immergrünen Garten an der Chiaia und den blühenden Orangehainen Neapels in die dumpfen und feuchten Gänge des Jesuitencollegiums zu Venedig versetzt sah. Statt der Aussicht über den Golf, der in allen Farben des Opals und Smaragds spielte, sah er mit Abscheu in den braunen Schlamm der Lagune. Das Auge, gewohnt von dem zackigen Rücken von Capri hinüberzuschweifen nach den adeligen Linien des Vesuv, erblickte jetzt jenseits des schmutzigen Grabens eine fensterlose, kahle Mauer, von der das Wasser niedertropfte. Gewohnt, in den Er=

holungsstunden unter den treuen Augen der Mutter im Garten mit dem Schwesterchen zu spielen, sah er sich jetzt mit einem halben Hundert Knaben, die eben so bleich und fremd schauten wie er, „zur Recreation" auf einen langen düstern Gang verwiesen oder er mußte auf dem abendlichen Spaziergang nach dem Lido unter der Führung eines Lehrers sittig am Ende der langen Knabenreihe einhertreten, ohne die Augen rechts oder links zu wenden nach der Schönheit der stolzen Stadt. Zuerst hatte er gemeint, daß er sterben müsse in dieser Welt ohne Licht und ohne Mutterliebe. Er hatte die Nächte durchweint und die Tage in fruchtlosem Heimweh zugebracht. Seine einzige Beschäftigung war, in der Stille zu beten, da man ihm gesagt hatte, es liege in seiner Hand, die Seelen seiner Mutter und seines Schwesterchens aus dem Fegfeuer zu befreien und wenn er sich in seine Gefangenschaft trüb ergab, so war es hauptsächlich deßhalb, weil jeder Tag, den er im Convente zubrachte, ihm zehn Tage Ablaß eintrug, den er ihnen zuwenden konnte. Dann war er in den Unterrichtsstunden inne geworden, daß er den Lehrer rascher verstand als die Andern und das Gelehrte sicherer und klarer wiederzugeben vermöge. Die Lehrer selbst hatten es in jeder Stunde wiederholt, daß Paolo Laurenzano der Beste sei. Das hatte zum ersten Mal ihn etwas ausgesöhnt mit seinem neuen Leben. Wie das Senfkorn des Evangeliums war der kleine Triumph seines Ehrgeizes in das Herz des Kindes gefallen und das kleine Korn wuchs auf zum großen Baum und alle Leidenschaften bauten in ihm ihre Nester. Losgerissen von Allem, was seinem Kinderherzen theuer gewesen, kannte er nunmehr kein anderes Glück als das Lernen selbst und das Lob seiner Lehrer. Sein ganzes

Streben, sein einziger Gedanke war das Pensum des nächsten Tags. Während die Andern im Hof des Collegiums Boccia warfen, oder im Spielsaal Billard, das Lieblingsspiel des heiligen Ignatius, um Paternoster und Domino um Ave Maria's spielten, die der Eine dem Andern abnehmen müsse, lag er über seinen Büchern und Heften. Nur der Trieb regierte ihn, die Andern zu übertreffen, unter guten Schülern der Beste zu sein. Wer ihm diesen Platz streitig machte, war sein Feind, und er stahl die Stunde dem Schlafe, dem Spiele, selbst der Aufsicht der Lehrer ab, nur um dieses Ziel zu erreichen. Sohn Neapels, war er von Haus aus rhetorisch begabt. Eben aber auf die Ausbildung der Redekunst, der Disputirkunst war der Unterricht der Jesuitenschule vornehmlich gerichtet. Wurde doch hier alles gepflegt, was glänzte und in die Augen stach: lateinische Declamation und Disputation, Poetik und Schulcomödie, sophistische Philosophie und bombastische Rhetorik, kurz aller leere Prunk, der dem Unverstand imponirte. Gerade nach dieser rhetorischen Seite hin lag aber Paolo's Begabung und wenn er bei den öffentlichen Schaustellungen, die im Interesse des Collegiums häufig veranstaltet wurden, sein Latein mit der rasselnden Geläufigkeit einer neapolitanischen Zunge auf einen schwächeren Gegner herabhageln ließ, wenn er pathetisch lange Stücke aus Virgil oder Lucanus mit seinem klangvollen weichen Organe declamirte, wenn er von der hohen Tribüne der Aula pomphafte Schulreden in tönenden Perioden hinabwarf unter das vornehme Publicum, das mit der Lebhaftigkeit einer italienischen Versammlung jeder zugespitzten Antithese Beifall rief, jeden epigrammatischen Schlußsatz beklatschte, jedem knabenhaften Gallimathias stürmisch zujauchzte, dann

schien Paolo sich selbst kaum mehr ein Mensch wie Andere und der hoheitsvolle Schritt, mit dem er nach beendeter Rede die Tribüne verließ, hätte den Triumvirn Roms zum Muster dienen können. So hatte die Erziehung der Patres dem begabten Knaben das Gift des Ehrgeizes in das Blut gegossen, das wie ein brennendes Feuer in ihm wüthete und ihm keine ruhige Stunde mehr ließ. Es sollte noch immer etwas zugelernt, immer etwas geleistet werden, was ihm kein Anderer nachthat, und nur indem er rastlos der Aufgabe lebte, den Abstand zwischen seinem Können und dem der Andern mit jedem Tag möglichst zu vergrößern, so daß auch gar keiner mit ihm nur entfernt verglichen werden könne, nur so war er glücklich.

Ehrgeizige Köpfe zu ziehen, die darauf aus sind, die schläfrige Mittelmäßigkeit, wie sie aus andern Schulen hervorging, unter sich zu bekommen, war ja ein Hauptziel des Ordens und dieses Erziehungsresultat war an Paul glänzend erreicht. Er konnte ein Musterzögling der Anstalt genannt werden.

War so auf der einen Seite das Selbstgefühl des talentvollen Jünglings bis zum Größenwahnsinn überreizt worden, so war es auf der moralischen dafür knechtisch unterbunden. Die Väter der Gesellschaft hatten die Abrichtung ihrer Zöglinge auf den psychologisch vollkommen richtigen Gedanken gegründet, daß nichts den Menschen in so unbedingte Abhängigkeit bringe als das Bewußtsein: die Obern kennen deine ganze Vergangenheit, sie wissen alle deine Fehltritte, deine geheimen Neigungen und Laster, du bist ihnen absolut durchsichtig. Das Erste darum, was man von Paul, wie von jedem andern Zögling, beim Eintritt in das Collegium verlangt hatte, war eine Generalbeichte gewesen, in der er sowohl seine Fehler

als seine Vorzüge hatte anzeigen müssen. Mit kindlicher Hand hatte er alle seine Untugenden aufgezeichnet und bei seiner brennenden südlichen Phantasie und der Aufregung seines Gemüthslebens nach dem Tode des Schwesterchens und der geliebten Mutter hatte der schwermüthige Knabe sich als ein kleines Ungeheuer geschildert. Der Rector lobte seine Aufrichtigkeit und Strenge gegen sich selbst und wies ihm einen Beichtvater unter den Lehrern der Anstalt als Seelenführer zu. Von seinen Mitschülern erfuhr er dann, daß das sonst so streng bewahrte Beichtgeheimniß im Collegium nicht gelte, sondern daß auf Grund dieser Geständnisse der Beichtiger seine Berichte an den Rector einreiche. Aber auch fortan ward er zum täglichen Aufzeichnen seiner Handlungen, Gedanken und Stimmungen angehalten und eine strenge Controlle war organisirt, ob ein Zögling etwas unterschlage oder verschweige. Zudem war jedem Einzelnen ein besonderer Aufpasser beigeordnet und er mußte sich gefallen lassen, von diesem stets beobachtet, corrigirt, denuncirt zu werden. Für die Beziehungen der Knaben untereinander war dieses System um so verderblicher, als der verklagte Mitschüler frei auszugehen pflegte, wenn er seinen Verkläger des gleichen Vergehens überführen konnte, während im andern Fall die Züchtigung von einem kräftigen Mitschüler, dem „Bruder Corrector", an ihm vollzogen ward. Unter solcher steter Bewachung war Paul Laurenzano aufgewachsen und zugleich zu derselben Belauerung der Andern angehalten worden. Niemals sollte er ein Gespräch führen, ohne zugleich zu hören, was der Nachbar spreche und unter keiner Bedingung durfte er verschweigen, was er etwa in Erfahrung gebracht. Die Obern gewannen so eine Information über ihre Zöglinge, die nichts zu

wünschen übrig ließ. Indem sie mit einem Ohr die Beichten und Selbstgeständnisse des Zöglings, mit dem andern die Angebereien und Zuträgereien seiner Mitschüler aufnahmen, lag jeder Charakter gleichsam bis in die Wurzeln aufgedeckt vor ihnen da. Ihnen erleichterte dieses System sowohl die Leitung als die Verwendung jedes Einzelnen, indem sie ziemlich sicher berechnen konnten, wessen man sich von ihm zu versehen habe. Die Zöglinge aber lernten mit der Zeit, um Ignatius' eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „die schwere Kunst, die Pforten der Sinne zu behüten", denn nur dann retteten sie einen Rest von Freiheit, von selbstständiger Erwägung, von privatem Gewissen, ein wenig Fürsichsein, nach dem jeder tiefere Mensch verlangt, wenn es ihnen gelang, auch für Lehrer und Genossen möglichst undurchsichtig zu werden.

Paul war von Haus aus ein offener ritterlicher Charakter, aber in der Gluth des Ehrgeizes, die seine Lehrer in ihm angefacht, verdorrten diese guten Triebe. In stetem Kampf um seinen Primat unter den Mitschülern hatte er Gegner, die ihm gefährlich waren, und es war natürlich, daß der ehrgeizige Knabe diese schärfer beurtheilte und sie in seinen Berichten schwärzer zeichnete als Andere, die seine Ueberlegenheit neidlos anerkannten und deren Mittelmäßigkeit ihm eine erwünschte Folie war. Wenn er selbst in seiner düstern, asketischen Stimmung seine Fehler schonungslos enthüllte, sollten auch seine Rivalen sich nicht besser machen als sie waren. Eifrig beobachtete, behorchte, belauerte, denuncirte er sie und hatte er wieder einen Concurrenten durch glückliche Angeberei auf die „Unglücksbank" oder gar in den „Schmachwinkel" gebracht, so empfand er eine gehässige Befriedigung.

Er war darum auch unter seinen Schulgenossen nichts weniger als beliebt und der Beiname „der Accusativus", den sie ihm anhefteten, sprach die Mischung von Furcht und Abneigung aus, mit der er im Collegium betrachtet ward. Mit der Zeit erst wurde der junge Eiferer inne, wie er mit jedem der romanhaften Berichte, die er über die teuflischen Abgründe in seinem eigenen Innern niedergeschrieben, eben so viele Ketten geschmiedet hatte, die ihn an die Gesellschaft Jesu fesselten. Denn auf Grund dieser Selbstgeständnisse berichtete der Rector wieder an den Provinzial des Ordens und diese Berichte wanderten stets vermehrt mit dem Zögling durch's Leben. Wohin der betreffende Affiliirte sich auch wendete, keiner entging seiner Vergangenheit, mochte er in der alten oder der neuen Welt sich niederlassen. Ueberall war das Auge des Ordens auf ihn gerichtet, überallhin begleiteten ihn seine früheren Beichten, in denen die dunkeln Punkte seines Lebens aufgezeichnet waren, überall wurde auf's neue über seine Thaten Buch geführt. Hätte einer der in diese Schlingen Verwickelten Neigung in sich verspürt, sich loszureißen, er wußte nur allzuwohl, daß der Orden es jederzeit in der Hand habe, ihn moralisch zu vernichten. Aber Paul kannte solche Anwandlungen damals noch nicht. Man hatte ihn mit einem specifischen Ordensbewußtsein erfüllt, und er wußte, daß er im Bunde mit der bereits über die alte und neue Welt verbreiteten Gesellschaft zur glänzendsten Laufbahn berufen sei. Nach der Dressur, die er erhalten hatte, war er sich seiner Ueberlegenheit über die übrige Welt und all die naiv sich gebenden kindischen Menschen vollkommen bewußt. Seit Jahren gewohnt, seine Umgebung zu belauschen und von ihr belauscht zu werden, hatte er sich eine Selbstbeherrschung

angeeignet, die wie eine undurchdringliche eiserne Maske ihn schützte gegen jeden Angriff. Es war ihm lange schon zur andern Natur geworden, kein Wort zu sprechen, das ihm schaden konnte und ebensowenig eines zu überhören, durch das ein Anderer sich bloßstellte. Gemüthliche Regungen und Interessen kannte er nicht. In der heißen Atmosphäre des Ehrgeizes hatte sich alles verzehrt, was er an Familiensinn, Heimathliebe, Brudertreue aus dem Vaterhause mitgebracht. Gott hat des Menschen Herz gerade geschaffen, aber in der Schule der Ehrsucht lernt es viele Künste. Als ein frischer, phantasievoller, guter und bildschöner Knabe war Paolo in das Collegium eingetreten, als ein bleicher, ehrgeiziger, überreizter und auf Erfolge dressirter Streiter der Kirche verließ er es wieder. Er stand im zwanzigsten Lebensjahre, als der Rector des Collegiums seine Erziehung für vollendet erklärte und die Schule ihm alle Preise zuerkannte, die sie zu vergeben hatte. Freilich, von der inneren Befriedigung, die sonst mit der Erreichung dieses Zieles verbunden zu sein pflegt, wußte der so glänzend Freigesprochene nichts. Sein Lebensberuf war bis dahin gewesen, primus omnium zu sein, und am liebsten wäre er das sein Leben lang geblieben. Stand doch keine Familie hinter ihm, die seine Gaben nun auch für dieses oder jenes Interesse nutzbar zu machen begehrte. Die Ermahnungen des seligen Ignatius, von Verwandten nicht anders zu reden als von Verwandten, die man vor Zeiten einst hatte und die Lehre des Ordens, daß die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut eine der stärksten Ketten sei, mit denen uns der Satan an die Erde schmiede, trafen bei dem ohnehin Verwaisten geringen Widerstand. Heimathlos wie er war, willigte er ein, Novize zu werden und wurde der Reihe der „Indifferenten“

zugetheilt, für die noch offen blieb, ob sie in der Welt oder in der Kirche ihre Verwendung finden sollten. Das Studium der Theologie und Philosophie wurde im Collegium fortgesetzt, unterbrochen durch Dienstzeiten in den Spitälern Venedigs, durch Pilgerfahrten des ganzen Collegiums zu benachbarten Gnadenorten und durch Bettelgänge in der Stadt, denen Paul mit der ganzen Selbstüberwindung oblag, die ihm sein Ehrgeiz und seine Verachtung der Menschen und des Lebens eingab. Bald stand er im Krankensaale und hielt dem Sterbenden das Crucifix vor die brechenden Augen, bald sprach er geduldig in der Schule den lallenden Kleinen Sprüche und Gebete vor, bald hielt er Katechesen und Kinderlehre in den Kirchen der Stadt, bald ging er Gaben heischend von Haus zu Haus, bald lag er einsam in seiner Zelle, fastete, betete und geißelte sich. Sein musterhafter Eifer brachte es mit sich, daß ihm der Rector nach Ablauf des ersten Probejahrs eröffnete, er dürfe schon jetzt ein Arbeitsgebiet außerhalb des Collegiums übernehmen, das der aus Rom eingetroffene General noch am selben Tage den Abgehenden anweisen werde. Unmittelbar, nachdem ihm diese Eröffnungen geworden, wurde Paul in das Oratorium des Collegs geführt, wo er die gesammte Anstalt versammelt sah. In dichten Reihen saßen die Schüler vor derselben Tribune, von der Paolo so oft mit jugendlichen Lippen greisenhafte Weisheit geredet hatte. Frauen und Töchter Venedigs drängten sich in den dem Publicum überwiesenen Bänken und an den Wänden standen Bürger und Nobili und selbst zahlreiche Mitglieder der höchsten Behörde der Stadt. Unter der Tribune aber brachten heute zahlreiche vornehme Gönner des Collegiums dem anwesenden römischen General ihre Huldigung dar

der mit herber Würde die Höflichkeiten der Signoria hinnahm. Auch heute betrat zuerst ein Schüler die Rostra, um in einer wohlgesetzten lateinischen Ode den General als hohen Gast des Hauses zu begrüßen und all seine Tugenden zu preisen. Programmgemäß hätte noch eine Ansprache nach der andern folgen sollen, allein derartige Curialien schienen wenig nach dem Geschmack des mürrischen Greises. Er machte eine gebieterisch ablehnende Handbewegung und bestieg selbst die Rednerbühne. Der stattliche Kirchenfürst, eine hohe asketische Gestalt von strengen Zügen und feurigem Auge, begann mit harter aber mächtiger Stimme eine gewaltige Predigt über das Thema: „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.“ Er entrollte ein Bild der Aufgaben der Kirche in den Landen der Gläubigen und der Ketzer in der alten und neuen Welt, bei Türken und Götzendienern und schilderte die Noth der kupferfarbenen Heiden, die heute gleich jenem macedonischen Manne, der dem Apostel zu Troas erschien, den Schülern dieser Anstalt zurufe: Kommt, helft uns. Zu Einzelnem übergehend erklärte er dann, die Mission in Malabar habe durch Aufstände der Bevölkerung die Hälfte der jüngst ausgesendeten Glaubensboten verloren. Derer, die berufen seien, diese Lücke auszufüllen, warte der gleiche Märtyrerkranz und dazu das ewige Leben. Dann rief er zehn Zöglinge mit Namen auf und fragte sie: „Wollt ihr nach dieser Küste der Heiden gehen, Christum lehren, predigen und sterben?“ Die zehn Jünglinge erhoben sich und sprachen mit einem Munde: „Ja, mein General.“ Ein Schauder des Großartigen überrieselte alle Anwesenden bei dieser Scene und in den Reihen der Frauen blieb kein Auge trocken. Der Greis fuhr fort: „Zu Vera Cruz hat das gelbe Fieber

zwei Drittel unseres Convents hinweggerafft. Das Collegium steht leer. Die Seuche hat aufgehört, aber sie wird im Sommer mit verdoppelter Wuth wiederkehren. Zum Ersatz der Lücke schlägt der Rector folgende Novizen vor" und wiederum verlas der harte Greis mit rauher Stimme etliche Namen. „Wollt ihr euch einschiffen, das Wort ausrichten und sterben, wenn es Gottes Wille ist?" Die Jünglinge hatten sich erhoben und auch sie sprachen: „Ja, mein General."

„Schlimmer als Heiden und Pest", fuhr der alte Mönch sodann fort, „wüthet die Ketzerei bei dem wilden Volke der Deutschen jenseits der Alpen. Die wir dorthin entsenden, müssen gewappnet sein mit allen Waffen des Geistes, sie müssen vielleicht sogar das Kleid des seligen Ignatius für eine Zeit ablegen und jeden erwartet seine besondere Gefahr." Eine Reihe von Namen wurden für dieses Arbeitsgebiet aufgerufen, darunter der von Paul Laurenzano. Auch diese Jünglinge antworteten auf die Frage, ob sie bereit seien, einmüthig: „Ja, mein General."

„Ihr habt gelobt, geliebte Söhne", fuhr der Greis hierauf fort, „für die heilige Sache der Kirche zu sterben. Das aber ist nicht das Schwerste. Es ist im Gegentheil der allerleichteste Theil eurer Aufgabe. Weit schwerer ist, was euch von Stunde an obliegt, für die Kirche zu leben. Zu leben als lebtet ihr nicht. Ihr kennt die Gelübde, in denen das Noviziat euch bereits erprobte. An die Stelle der Armuth wird jetzt bei Manchen von euch ein Leben in Palästen und reichen Abteien treten und vielleicht wird euch befohlen, diese Ueppigkeit für eine Weile zu theilen. In diesem scheinbaren Reichthum werdet ihr euer Gelübde der Armuth halten, wenn ihr, wie der Apostel sagt, genießt als genösset ihr nicht; wenn ihr seid,

um eine Vergleichung unseres Vaters Ignatius zu brauchen, wie eine Bildsäule, die sich ankleiden und auskleiden läßt, mit Lumpen oder mit Edelsteinen bedecken, ohne etwas davon zu merken und zu wissen, die nichts bedarf und nach nichts Verlangen trägt. Dann werdet ihr bei vollen Tafeln und in Purpur und Seide euer Gelübde der Armuth dennoch halten. Andere im Gegentheil werden in der geflochtenen Hütte des Indianers oder in den Korbhäusern der Mongolen kaum haben, um ihre Blöße zu decken und ihren Hunger zu stillen. Es wird Zeiten geben, da der Stein am Weg ihr Kissen und eine Hand voll Moos ihre Speise ist. Wenn sie aber in dieser Dürftigkeit ihren Sinn darauf richten sollten, es sich in ihrem bischen Armuth behaglich zu machen, wenn sie, statt bei Tag und Nacht an ihre Aufgabe zu denken, vielmehr ihr Herz an das Wenige hängen würden, was sie noch haben, so würden sie ihr Gelübde der Armuth brechen, obwohl sie arm sind. Daß sie sich innerlich lösen von jeder Freude am Eigenthum, das ist es, was ihr Gelübde verlangt."

„Zum Zweiten wollte unser hoher Stifter, daß die Seinen hervorleuchten durch das Gelübde des Gehorsams. Damit ist aber nicht nur das Aeußere gemeint, daß ihr unbedingt thut, was man euch gebietet. So gehorcht auch der Hund seinem Herrn, daran wäre nichts Vorzügliches. Damit der Gehorsam sich zur Tugend entwickle, muß der Untergebene den Willen des Obern zu dem seinen machen, er muß seinen eigenen Willen und seine eigene Einsicht als Opfer darbringen, damit er nicht nur dasselbe wolle, sondern auch ebenso denke wie sein Vorgesetzter und er muß Alles, was dieser gebietet und denkt, auch für recht und wahr halten. Auf der Einfalt des

blinden Gehorsams beruht alle eure Tapferkeit. 'Der unvollkommene Gehorsam', sagt der selige Ignatius, 'hat zwei Augen, aber zu seinem eigenen Unheil; der vollkommene Gehorsam ist blind, aber eben darin besteht seine Weisheit und seine Vollkommenheit.' Von einem blinden Drang des Gehorsams sollt ihr erfüllt sein, so wie Abraham begierig war, seinen eigenen Sohn zu schlachten, weil zu gehorchen ihm Wollust dünkte. Das ist der Gehorsam, der ihn gerecht machte, daß er auch that, was ihm böse schien, nachdem Gott es geheißen, denn das Gute ist nicht an sich gut, sondern nur weil Gott in seinem Gesetz es geboten. Abraham aber wußte, daß dieses Gesetz Gott nicht bindet, und er wollte keinen eigenen Verstand, keinen Willen, keine Liebe, kein Gewissen haben, wo Gott gesprochen, sondern nur Gehorsam und darin eben bestand seine Gerechtigkeit. Wer also sein kleines inneres Licht dem Lichte des Ordens entgegenstellen wollte, ist ein Thor, der die Sonne bei der Lampe betrachten will, und wer bei Befehlen seiner Obern von Gewissensscrupeln heimgesucht wird, der lasse sich bedeuten, daß es eines der großen Privilegien unserer Gesellschaft ist, daß die Mitglieder, die scrupulösen Charakters sind, nach päbstlicher Zusicherung sich in allen Stücken beruhigen dürfen bei der Entscheidung ihres Obern. Das aber ist die oberste Stufe des Gehorsams, nach der wir alle zu streben haben, daß solche Scrupel gar nicht mehr bei uns auftauchen, sondern daß eine vollkommene Gleichförmigkeit unseres Verstandes mit dem unseres Obern eintritt, so daß wir nun einerlei Meinung, eines und desselben Willens mit ihm sind, daß wir alles, was er befiehlt, für vernünftig halten und für unser Urtheil allein das seinige zur Richtschnur nehmen.

Unterwirfst du beim Gehorsam nicht deinen Verstand eben so wohl wie deinen Willen, so ist dein Gehorsam kein vollkommenes Brandopfer, weil du Gott den edelsten Theil, deinen Verstand nämlich, nicht geopfert hast und ein Opfer, bei dem du das Beste dir vorbehältst, ist Gott nicht angenehm."

Das war der Segen, mit dem Paul noch zur selben Stunde, ohne langen Abschied, das Ordenshaus verließ, um in Begleitung eines stattlichen älteren Ordensgenossen, den sie den Doctor Antonio nannten, den Weg über die Alpen an den Sitz des Bischofs von Speyer anzutreten. Ihm war das Alles wie ein Traum und die überraschende Lossprechung überkam ihn fast wie ein Schrecken. Mit geschlossenem Auge zog der junge Mönch durch Italiens herrlichste Städte und die lachende Ebene Verona's. Ihm streckten die Pfirsiche vergeblich ihre rothen Blüthenzweige entgegen und die gelben Limonen lachten umsonst durch ihre Spaliere. Sein Auge war ganz nach innen gerichtet und auf die Aufgaben, die seiner warteten. Das Gefühl der Unzulänglichkeit und Furcht vor der Zukunft beschlich zum ersten Mal des gelehrten Knaben junge Brust. Um ihn aufzumuntern zählte sein älterer Begleiter, ein lebhafter Herr mit schlauen, beweglichen Zügen, all die Privilegien auf, an denen Paul nunmehr als Mitglied der Gesellschaft Jesu Antheil habe. Er durfte in allen, selbst dem Bischof vorbehaltenen Fällen absolviren, er konnte Strandräuber, Galeerensträflinge und Häretiker von der Excommunication lossprechen, er durfte von Gelübden dispensiren, falls sie nicht etwa eine Wallfahrt nach Rom betrafen. Selbst eidlich eingegangene Verpflichtungen konnte er aufheben, falls sie dem Vortheil der Kirche zuwider waren. Stieg er vollends zu höheren

Graden auf, so durfte er von allen kirchlichen Strafen, selbst von denen für Rückfall in Schisma und Häresie, ja selbst für die Fälschung apostolischer Briefe Dispens ertheilen, er war dann im Stande ungenügender Reue die Wirkung voller Buße zu verleihen und Todsünden in erlaßbare umzuwandeln, von den hohen Geheimnissen der Sacramente ganz zu geschweigen. Das alles konnte und durfte er oder sollte er in Bälde können und dürfen und statt stolz zu sein und sein Jünglingshaupt einige Linien höher zu tragen, schlich er müde und schwermüthig neben seinem beredten Begleiter her, der innerlich meinte, er wisse nicht, warum man in Venedig aus diesem trübsinnigen Träumer ein solches Wesen gemacht habe. Ihr Gebetbuch lesend oder schweigsam hintereinander wandelnd, waren so die beiden Schüler Loyola's die schwindelnden Felsen hinaufgestiegen, deren Fuß die grünen Wogen des Gardasees peitschten. Da stellte sich des Abends zu Arco in der Herberge heraus, wie Bruder Paul nicht einmal bemerkt hatte, daß den Tag über Wasser am Wege gewesen und Felsen und Schnee. Sein Begleiter schüttelte den Kopf und dachte bei sich: das will wohl ein Doctor Ekstatikus werden. Er stimmte also am folgenden Tage den Ton um und während sie durch das öde Sarcathal auf Trient zu wanderten, fing Pater Antonius an, den besondern Schutz zu preisen, den die gnadenreiche Mutter der Gesellschaft Jesu von Anfang an erwiesen habe. Der selige Vater Ignatius schon habe die Madonna in seiner letzten Krankheit geschaut, wie sie alle seine Söhne mit ihrem Mantel deckte. Einem Bruder in Calabrien offenbarte sie sich jüngst wiederum in der Vision und derselbe wurde so entzückt von ihrer unaussprechlichen Schönheit, daß man ihn in der Luft schweben sah, indem er seine

Arme ihr entgegenbreitete. Ja im Collegium zu Rom lebe ein heiliger Büßer in seiner Zelle ohne alle Speise, denn Nacht für Nacht erscheine ihm die heilige Jungfrau, um ihn zu nähren wie einen Säugling. Zahllose Wunder wußte der beredte Pater zu erzählen, bewirkt durch Stücke ihres Schleiers oder ihre blonden Haare, die der heilige Marcus nach Venedig gebracht. Maria müsse auch durch den Orden zum eigentlichen Gegenstand des Cultus gemacht werden, denn wie der Pabst trage sie ein dreifaches Diadem. Sie sei die Tochter des Vaters, die Mutter des Sohns und die Braut des heiligen Geists. Ohne sie hätte Gott die Welt gar nicht schaffen können, denn wenn sie den Engel Gabriel abwies, so konnte der Sohn nicht Mensch werden, so konnten die Menschen nicht erlöst werden und Gott die Welt nicht schaffen außer zur ewigen Qual, was seine Liebe ihm verboten hätte. Darum bete auch das ganze Weltall Maria an und die Sterne seien nur der große Rosenkranz, den die Engel absolvirten und die Milchstraße die Quaste daran. Mitten in den Felswüsten fand man natürliche Marientempel, die sogar die wilden Thiere verehren und noch jüngst entdeckte ein junger Hirte in einer Tropfsteinhöhle Rhätiens ein solches Madonnenbild, indem er einem seiner Schäfchen folgte, das täglich zur Vesperzeit in diese Höhle verschwand und staunend sah der Knabe, wie das Lamm die Kniee beugte und am Altar Mariens blökte, als wenn es sie begrüßen wolle. Das Wasser aber, das aus jener Tropfsteinhöhle gesammelt werde, sei gut gegen Fieber und Gicht, lösche Feuer und heile Besessene. Ja es wirke sogar auf die Seelen, denn ein grober Sünder, der seit zehn Jahren die österlichen Pflichten versäumt hatte, trank, ohne darum zu wissen, von diesem Wasser und

alsbald wirkte der heilige Trank und er ging sofort zur Beichte.

Doctor Antonio hatte sich fast außer Athem gesprochen zu Mariens Lob, denn der Weg ging steil bergan. Als er nun stille stand und den schweigsamen Novizen fragte, was er zu all diesen Wundern der Gnadenreichen sage, gab der ihm einen Vers aus Tibull, an die Göttermutter Isis, zur Antwort. „Daß du es könnest, bezeugen alle die Tafeln, die dir hängen im Tempel bemalt.“ Da erkannte Bruder Antonio, daß auch kein Visionär in diesem verschlossenen Jüngling stecke und von Trient an ging die Reise wieder sehr einsilbig das schattenlose Thal der Etsch bis Botzen aufwärts, von wo Bruder Antonio nach dem schneebedeckten Passe des Brenner abbog. Erst jenseits der Alpen, hinter Insbruck, geriethen die Gefährten in einen lebhaften Streit. Sie hatten in der Stadt mehrere Tage stille gelegen, da Bruder Antonio Geschäfte hatte. Seine Reisekasse war, wie er sagte, erschöpft und zu seiner Verwunderung sah sich Paul in dämmernder Frühe von seinem Begleiter geweckt und zum Aufbruch gemahnt, da man den Wirth um die Zeche betrügen müsse. Der Novize widersprach nicht, aber als sein Vorgesetzter die Thüre verlassen, legte er einen der beiden Goldgulden, die ihm in Venedig zur Bestreitung seiner Bedürfnisse mitgegeben worden waren, auf den Tisch, damit der Wirth sich daran schadlos halte. Doch Pater Antonius mochte etwas der Art geahnt haben. Er kehrte auf die Kammer zurück, um Vergessenes zu holen und als sie auf der Landstraße angelangt waren, knüpfte er ruhig sein Tuch auf und that Paul's Gold zu seinen letzten Dreiern. Entrüstet verlangte Paul, daß man umkehre und dem Wirth das Seine gebe. Antonio fragte dagegen:

„Ist es besser, daß unsere heilige Mission verzögert werde und vielleicht Hunderte von Seelen mehr in die Hölle fahren, oder daß dieser Schenkwirth einen Gulden verliere? Wir wählen das kleinere Uebel, indem wir einen Schelm betrügen und es ist höchst probabel, daß wir damit Gott um so angenehmer sind."

„Wenn der Mensch uns aber nachsetzt und uns beim Schulzen des nächsten Ortes verklagt?" erwiderte Paul zornig.

„Dann werden wir beschwören, daß ihr ihm ein Goldstück auf den Tisch gelegt habt, um ihn zu befriedigen."

„Wie wollt ihr denn aber leugnen, daß ihr es wieder eingesteckt?"

„Wenn ich es leugne, so denke ich im Geist zu dem 'eingesteckt' die Worte hinzu 'in meinen Beutel', denn ihr seht ja, ich wickele es in mein Tüchlein."

„Man kennt aber diese Dominicanerkünste und wird euch auferlegen, ohne jeden geistigen Vorbehalt euren Eid abzulegen."

„Auch in diesem Falle kann man 'ohne ungerechten Vorbehalt' schwören, der meine wäre nämlich gerecht, da es sich um Gottes Sache handelt."

„Und mit solchen elenden Kniffen meint ihr, die Ketzer wieder zu Gottes Sache bekehren zu können?" sagte Paul entrüstet.

„Nein, mein Sohn, so thöricht bin ich nicht; wir werden die Deutschen bekehren, indem wir in Deutschland ein Feuer anzünden, daß die Engelein ihre Füße an sich ziehen und die Sterne am Himmel schmelzen."

„Ihr habt eure besondere Art, für Deutschlands Glück zu sorgen."

Der Alte lachte. „Meint ihr, ich sei über diese Felsen

geklettert, um die Cimbern und Teutonen glücklich zu machen? Die römische Herrschaft will ich wieder herstellen, die Kaiser Konstantin dem Pabste hinterließ, damit nicht, wenn Christus kommt als Cäsar, wie ihn Michelangelo auf seinem jüngsten Gerichte malt, oder als Imperator auf weißem Roß, wie die Offenbarung von S. Giovanni ihn zeichnet, wir vor ihn treten müssen und sprechen: ‚Salve semper Auguste, aber die beiden Germanien haben wir verloren.' Ist es euch aber darum zu thun, die Bevölkerungen glücklich zu machen, so geht zu den Waldensern."

Paul schwieg. Er konnte diesen Menschen unmöglich ernsthaft nehmen, aber es schnitt ihm durch die Seele, einen solchen Phantasten im Kleide seines Ordens zu wissen. Als sie nun aber in dem nächsten Dorfe beim Frühstücke saßen, ward es plötzlich vor der Thüre der Schenke laut. Die beiden Pilger hörten die Stimme des Insbrucker Wirths, der nach ihnen fragte. „Gebt mir euren Beutel", sagte Bruder Antonio kaltblütig, „daß ich ihn befriedige." Unwillig warf Paul ihm seine Börse zu und Antonio verschwand. Kurze Zeit darauf aber erschien der Schulze des Orts mit dem Wirthe und stellte Paul zur Rede. Da merkte dieser, daß sein Genosse entlaufen sei und auch ihn um sein Geld betrogen habe; ruhig nestelte er aus dem Zipfel seines Mantels den Rest seines Reisegelds heraus, das er dort verborgen hatte, und befriedigte die Forderung. So konnte er noch von Glück sagen, daß er auf diese Weise ohne Gefängniß und körperliche Züchtigung losgekommen war. Seine Lust, dem entlaufenen Begleiter nachzusetzen, war natürlich gering. Statt gegen Norden über München zu reisen, wie sein Genosse vorhatte, schlug

er sich westlich und wanderte durch das Vorarlberg dem Rheine zu, wo er noch vor der bestimmten Zeit im Collegium zu Speyer eintraf. Der Rector hörte seinen Bericht mit kalter Miene an.

„Du hast deine Probe schlecht bestanden, Bruder Paul", sagte er, „und die Regel doppelt verletzt. Du weißt, daß die Genossen unseres Ordens immer zu Zweien reisen sollen, so wie der Herr seine Jünger aussendete zwei und zwei. Sodann hast du gefehlt gegen das Gelübde des Gehorsams. Du glaubst noch immer, dein Gewissen, deinen Verstand, deinen Willen über die deines Obern stellen zu dürfen. Der selige Vater Ignatius aber hat nicht ohne Grund gesprochen: ‘Auch wenn dir Gott ein unvernünftiges Thier vorgesetzt hätte, so weigere dich nicht, ihm als deinem Führer und Lehrer genau zu folgen, weil Gott es dir so angeordnet hat’, und nicht minder schreibt er, ‘wenn die römische Kirche etwas, was dir schwarz erscheint, für weiß erklärt, so sollst du nicht deinem Auge glauben sondern der römischen Kirche.’ Statt dessen hast du dein eigenes inneres Licht, nach Weise der Ketzer, über das geoffenbarte Gebot gesetzt. Wir wissen nun, wie wir mit dir daran sind."

So hatte Paul seinen Aufenthalt in Speyer mit strengen Exercitien zu beginnen, die ihn für etwas straften, was ihm doch nur als ganz gewöhnliche und selbstverständliche Handlungsweise jedes rechtschaffenen Menschen erschien. Dennoch wußte der Rector, daß er den Bogen hier nicht zu streng spannen dürfe und Paul erhielt als Beichtvater und Seelenführer den allbeliebten Pater Aloysius zugewiesen, dessen mildes und gelassenes Wesen sofort sein Zutrauen gewann. Von dem verdrießlichen Vorgang auf der Reise redete Paul weiter nicht. Er hatte ja

gewußt, daß ein Mönch sich auch müsse Unrecht thun lassen, ohne zu murren. Ihn quälten ganz andere Schmerzen als die Frage, ob er Recht habe oder dieser Bruder Antonio. Als er dann endlich sich ein Herz faßte, dem guten Pater Aloysius in der Beichte offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe, ihm klagte über das Gefühl der Oede und Leere, das ihn bedrücke, über die seltsame Freudlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die über ihn gekommen, da machte ihm sein Beichtiger keineswegs einen tadelnden Vorhalt, sondern er sagte mild und freundlich: „Sei getrost, mein Sohn! Von solchen trüben Gedanken, als ob seiner etwas unendlich Schweres und Trauriges harre, ward schon mancher Jüngling gequält, der am Anfang eines reich beglückten Lebens stand, du aber wisse, daß uns über solchen trüben Nebeln und dunkeln Wolken der Morgenstern aufgeht." Paul waren diese gütigen Worte Balsam auf sein von der Kutte wundgeriebenes Gemüth und noch nie hatte er den Trost der Ohrenbeichte so dankbar empfunden als damals. Dazu war ihm Pater Aloysius ein leuchtendes Vorbild der strengsten Pflichterfüllung. So wollte er werden wie dieser bejahrte, schwache Greis, der jeden Augenblick seines Lebens Andern widmete und in der Pflege seiner Beichtkinder, Kranken und Armen aufging. Rückhaltlos sprach er diese inneren Erfahrungen in seinem nächsten Berichte über seine Lebensführung aus. Die Wirkung dieser Beichte war Paul's Versetzung nach Heidelberg. Der Superior fand, daß der junge Bruder Paul ohne geordnetes Pensum des Lebens sich in fruchtloser Innerlichkeit aufreibe; der junge Wein müsse auf ein neues Faß gefüllt werden, wenn er nicht verderben solle, auch war die friedfertige Art des Pater Aloysius nicht das Vorbild, das man in

dieser Zeit des Kampfes den Jüngern empfahl. So erhielt Paul die Weisung, einem Rufe nach Heidelberg Folge zu leisten, der demnächst an ihn gelangen werde. „Du wirst dort einen etwas weltförmigen Vorgesetzten erhalten“, sagte beim Abschied Vater Aloysius, „den Doctor Pigavetta, wie er in der Welt heißt, und ich fürchte sogar, er hat die Welt in seinen Willen und sein Inneres selbst aufgenommen, doch ist er anregender als ich und vielleicht wird dir seine Unruhe heilsamer sein, als der einförmige Umgang mit mir altem Manne, der dich vielleicht jetzt schon ermüdet. Thut dir aber innere Ruhe Noth, so bist du dem Bruder Aloysius allzeit willkommen.“

Eine schnurgerade Straße führte Paul von Speyer nach Heidelberg und dieses Mal war er fest entschlossen, dem neuen Vorgesetzten blind zu gehorchen, wie sein Gelübde ihm vorschrieb. Bescheiden klopfte er an der Thüre des Hauses beim Klingenthor an. Seine Fassung ward aber doch auf eine harte Probe gestellt, als die Thüre sich aufthat und sein Reisegefährte Doctor Antonio vor ihm stand. Er war im gleichen Sammtbarett und dem dunkeln Mantel, den er auf der Reise getragen und weidete sich mit sichtbarem Behagen an dem Schrecken des Novizen. Paul faßte sich aber und fragte trocken nach Doctor Pigavetta. „Geht hier hinauf und ihr werdet ihn finden“, erwiderte Pater Antonio kühl. Eine Reihe von Wendeltreppen führten Paul zum Obergeschoß des Thurms, wo an einer Thüre Pigavetta's Namen angeschrieben stand. Auf sein Klopfen hieß eine ihm bekannt klingende Stimme ihn eintreten und als er aufthat sah er denselben Mann, dem er eben an der Thüre im Reisekleid begegnet, in einem faltigen Hausrock an einem Tische sitzen, wo er in das Studium von Büchern und Papieren vertieft schien.

Der Anblick machte ihn vollkommen verwirrt. Welcher Antonio war nun der rechte? Er neigte sein Haupt und wartete demüthig bis der seltsame Unbekannte ihn anreden werde. „Eure Credenzbriefe!“ befahl der Superior kalt. Paul reichte ihm seine Chiffreschrift mit zitternden Händen. Nachdem der Andere sie durchlesen, erwiderte er mit einem Ausdruck von stillem Hohn: „Ich denke, unsere erste Bekanntschaft, Fratello, erleichtert euch für alle Folgezeit den Gehorsam gegen euren neuen Obern. Ihr dürft euch darauf verlassen, daß wenn ich euch verwunderliche Befehle gebe, ich dazu meine Gründe habe und werdet forthin sparsamer umgehen mit eurem Bischen Lebensweisheit. Daß es mir in Insbruck nicht um die paar Groschen zu thun war, hättet ihr einem Manne wie mir ansehen können, wenn ihr nicht ein blöder Bücherwurm wäret. Nachdem ihr diese schöne Erfahrung mit eurer eigenen Weisheit gemacht habt, beliebt es euch vielleicht von nun an, euch eures Gelübdes des Gehorsams zu erinnern. Jedenfalls kennen wir uns nun beide genug, um uns aufeinander einzurichten.“ Pigavetta schwieg und ein sarkastisches Lächeln kräuselte seine Lippen. Es war also doch derselbe Doctor Antonio, mit dem er gereist, in dessen Hände er nun gegeben war. Innerlich kochte Paul in wildem Zorn, aber er wollte seinem Obern keine Ursache geben, ihn auf's neue des Ungehorsams zu zeihen. So verharrte er in der demüthigen Stellung, die dem Novizen dem Professen gegenüber anstand. In diesem aber kam rasch wieder der Spaßmacher zum Durchbruch. Lachend schlug er den jungen Mann auf die Schulter und sprach: „Fröhlich, fröhlich, Brüderchen. 'Lustige Leute sind doppelt so viel werth als traurige', sagt der selige Ignatius und euer Ordensgelübde verlangt

nicht, daß ihr den Kopf hängt. Also seid willkommen in Heidelberg und vor allem sollt ihr mir Bescheid thun." Dabei nahm der alte Jesuit eine Karaffe mit Wasser und schüttete sie in ein Gefäß an der Wand und öffnete dann einen Krahnen desselben, aus dem alsbald rother Wein herausfloß. „Trinkt auf unser Wohl", sagte er dann, als ob daran nichts Besonderes wäre. Paul nippte und da der Wein stark und würzig war, stellte er das Glas nur halb geleert auf den Tisch, indem er bat: „Verzeiht, ehrwürdiger Vater, ich bin des Weines nicht mächtig."

„Wie ihr wollt", erwiderte der Doctor. Nahm das Glas und goß den Wein wieder in das Gefäß zu dem Wasser, öffnete dann denselben Krahnen, aus dem vorhin Wein geflossen und füllte das Glas mit hellem Wasser, mit dem er es reinigte und bei Seite stellte. Paul fühlte, daß von all der Aufregung der Kopf ihm schwindle, als er sich nun aber an einen Stuhl lehnte, der vor ihm stand, fing der an zu singen und zu spielen. „Euch ist unwohl", sagte Doctor Pigavetta, „geht an die Luft und um die Vesperstunde kommt nach dem Collegium. Ich werde euch dort bei den Lehrern einführen." Damit war er entlassen. Er wußte nicht, was er von diesen Künsten halten solle. Als er aber wie träumend unten an der Hausthüre ankam, stand plötzlich wieder Doctor Antonio in seinen Reisekleidern vor ihm. Er schien von einem Spaziergang zurückzukehren und sagte gelassen: „Gut, daß ich euch treffe, hier habt ihr euren Goldgulden, den ich zu Insbruck von euch borgte" und kehrte ihm dann ruhig den Rücken.

Mit einem dumpfen Gefühle der Betäubung stand Paul vor der Thüre des räthselhaften Hauses. Der

ungewohnte Wein berauschte ihn. Zunächst trat er darum an das klare Brünnlein zur Rechten und wusch sich den Traum aus den Augen und kühlte seine Schläfen. Als er dann ruhig nachdachte, konnte ihm nicht zweifelhaft sein, daß Doctor Antonio ihn foppe. Das Kunststück mit der Weinverwandlung und dem musicirenden Stuhl war denn doch allzu kindisch, um ihm zu imponiren, was ihn aber vor Allem skeptisch stimmte, war die Abrechnung über seine entlehnte Börse. Da Antonio den Wirth in Insbruck nicht befriedigt hatte, war er ihm zwei Goldgülden und verschiedenes Kleingeld schuldig und nicht einen, es wäre denn, daß der überreichte ein Heckpfennig wäre; aber vorläufige Versuche schienen das nicht zu bestätigen. Die Zauberkünste des Herrn Professen erschienen dem Novizen darum sehr zweifelhaft. Die doppelte Erscheinung in der Erkerstube und an der Thüre erklärte Paul sich schließlich aus einer Vorrichtung, wie er sie an den Baugerüsten seines Bruders öfters gesehen. In dem Thurme war offenbar ein Aufzug, auf dem Pigavetta schneller herauf und herabgelangen konnte als seine Besucher, die die vielgewundene Treppe passiren mußten. Wenn nun aber auch sein abergläubisches Grausen sich legte, um so mehr steigerte sich das Unbehagen, in einer fremden Stadt einzig auf einen Menschen gewiesen zu sein, der zwei Namen führte, sehr ungenau rechnete und die Gabe heuchelte oder besaß, doppelt zu sein.

Dennoch half ihm der neue Beruf, in den er eintrat, für eine Weile über seine Verstimmung hinweg. Einige Monate ging alles gut, als aber der erste Winter zu Ende war und von Italien her die milden Lüfte herüberdrangen, kehrte die alte Schwermuth bei dem vereinsamten

Jüngling wieder. Die trüben Gedanken, die der Umgang mit dem trefflichen Pater Aloysius verscheucht hatte, überfielen ihn mit verdoppelter Stärke. Er wandelte umher in einer inneren Trostlosigkeit, die auch sein bestes Können und Vermögen lähmte. Das war der Zustand, in dem ihn Felix fand, als er nach langer Trennung sich wieder mit ihm vereinigte.

Die Krankheit, die Paul befallen hatte, läßt sich vielleicht am besten beschreiben im Gegensatz zu der Gesundheit seines Bruders, der schon in Venedig einen Winter über mit ihm gelebt hatte.

Felice war Paul nach Venedig gefolgt und bei dem vielen Mechanischen, das sein Beruf ihm auferlegte, war der junge Künstler voll Eifers gewesen, die Gelegenheit zur weiteren Ausbildung zu benützen, die auch ihm das Collegium bot. Bald war Felix dem Orden fast noch dankbarer ergeben als sein Bruder Paul. Hier lernte der Architekt die Theorie seiner Kunst, Mathematik, Geometrie, Mechanik, ohne die er als Baumeister stets ein Stümper hätte bleiben müssen. Sein Geist fand Nahrung in den rhetorischen und poetischen Uebungen und wenn er Meißel und Arbeitsschürze wegwerfen durfte, dann war es ihm Erholung und höchste Wonne, im Collegium über Philosophie, Literatur und Poesie so klar, didaktisch und gerade für seinen Standpunkt angemessen reden zu hören. Von dem innern hierarchischen Getriebe nahm er wenig wahr und als der Orden ihm dann sogar eine glänzende Verwendung in den Niederlanden vermittelte, schied er mit einer Dankbarkeit gegen das Collegium, die innerlich ohne Grenzen war, obgleich er äußerlich wenig Gelegenheit fand, sie zu erweisen. Genau das Entgegengesetzte war des Bruders Fall. Ihm war die letzte

Periode im Collegium nur eine Pein gewesen, denn die langjährige Ueberreizung des Ehrgeizes fing nun an sich zu rächen. An Beifall gewöhnt, wollte ihm auch das höchste Maß desselben, das man einem Novizen gewähren konnte, nicht mehr genügen. Die Klarheit in der Darstellung der Wissenschaften, die seinen ungelehrten Bruder entzückte, erschien ihm bereits seicht; die Bande, die der Bruder nicht einmal sah, fingen ihn bereits an zu drücken und innerlich weit weniger dem Orden ergeben als Felix, wollte er äußerlich um so mehr für ihn wirken, weil er in einer aufreibenden äußeren Thätigkeit die innere Unruhe zu dämpfen, das Gefühl der Unbefriedigung zu übertäuben, den Hunger nach Glück, der sich in ihm regte, zu sättigen dachte. Darum warf er sich nunmehr in Heidelberg, ohne sich viel um Pigavetta zu kümmern, mit Leidenschaft in die ihm angewiesene Arbeit. Nach all der Zeit der Vorbereitung stand er jetzt endlich einer Aufgabe gegenüber, die so bedeutsam war als er sie sich auslegte. Für die Welt ein untergeordnetes Glied einer theologischen Schule, fühlte er sich selbst als den geschichtlichen Hebel, der eine ganze Bevölkerung in andere religiöse Bahnen zu werfen bestimmt sei. Phantastisch genug war dieser Gedanke, ein philologischer Repetent solle aus seiner niedrigen Stellung heraus die Kirche des Kurfürsten umstürzen, aber Paolo hielt sich an das Wort seines Ordensstifters, „schickt euch Gott über's Meer, so fahrt auf einem Schiffe, oder auf einem Brett, wenn kein Schiff da ist.“ Schon in Speyer hatte er den Befehl erhalten, sich an der Universität des Kurfürsten den Grad eines Magisters der freien Künste zu erwerben, welche Aufgabe er spielend löste. Pigavetta hatte ihm dann auferlegt, den guten Calvinisten zu spielen, wozu genügen

werde, wenn er über die Lutheraner möglichst schlecht rede; auch das ging ihm von Herzen. Nun aber stellte ihm der Professe eines Tages die chiffrirte Ordre des Provinzials zu, er solle bei dem reformirten Kirchenrath ein Examen pro ministerio bestehen und als Prediger in Heidelberg auftreten. Zum ersten Mal zögerte er. Der bessere Mensch in ihm reagirte gegen die hierarchische Lüge. Er wollte beiläufig die Comödie des Calvinisten spielen, aber sie zum Inhalt seines Lebens zu machen, war er zu stolz. Auch daß man ihm sagte, er solle eben dazu reformirter Prediger werden, um das katholische Dogma zu verkünden, erweckte ihm Unbehagen, wenn er auch theoretisch mit seinen Lehrern die Meinung theilte, daß jedes Mittel gut sei, das sich dem höchsten Gute, der Kirche, dienlich erweise. Lange Nächte warf er sich schlaflos auf seinem Lager hin und her, denn er fühlte, er betrete eine abschüssige Bahn. Aber der Vorschlag hatte in seinem Innern einen mächtigen Verbündeten in dem brachliegenden Redetalent, das nach einem Auditorium, nach einer Kanzel, nach dem schmerzlich entbehrten Beifall begehrte. Den schläfrigen Schülern des Sapienzcollegiums lateinische Schriftsteller auszulegen, war er schon müde. Mit wie viel Begeisterung ließ er täglich Schilderungen der Herrlichkeit Italiens in seine Lectionen einfließen, um das Heimweh dieser jungen Deutschen nach Rom wach zu rufen, sie aber gähnten ihm in's Angesicht. Mit wie viel Scharfsinn hatte er Stellen des Seneca und Plato ausfindig gemacht, an die er Citate aus den Kirchenvätern anknüpfen konnte, welche das katholische Dogma stützten, die würdigen Scholaren aber schnitten große Löcher in die eichenen Bänke und dachten statt an seine feinen Schlüsse aus Festino und Barbara an die gleich-

namige Aufwärterin im nächsten Gasthaus. Er verherrlichte in schwungvollen Worten die großen Gestalten der kirchlichen Vergangenheit, die Schüler warfen sich mit Papierkugeln und beklebten sich gegenseitig die Sitze mit Pech. Ob Rom, ob Wittenberg, das war ihm die große Alternative der Gegenwart, ihnen war die Frage viel wichtiger, ob das Bier im Schützenhof besser sei oder im Hirschen. Von dieser Seite ihres hoffnungsvollen Nachwuchses war den Ketzern offenbar nicht beizukommen. „Den Stier", wie ein italienisches Sprüchwort sagte, „in's Horn zu kneifen", hatte er selbst bald satt. Da kam der unerwartete Befehl seiner Obern, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf die Kanzel zu verlegen. Verdruß über die Mißerfolge bei einer so schläfrigen Jugend und Hunger nach Lob erleichterten ihm den Entschluß, die zweideutige Rolle zu übernehmen, die der Orden ihm zuwies. Seine Bedenken kamen aber auch innerlich zum Schweigen, als seine Beredsamkeit sofort die schönsten Erfolge erlebte. Vor der melodischen Stimme des Italieners, der Grazie seiner Erscheinung, dem Reize seiner ausländischen Aussprache schmolzen die Herzen und seine kühnsten Träume einer großen Gegenreformation schienen sich Paolo zu erfüllen, wenn er sah, wie sich die Reihen seiner Hörer von Sonntag zu Sonntag dichter drängten. Der Rausch des Erfolgs übertäubte die warnende Stimme in seinem Innern, die ihm sagte, daß er im Grunde ein zweideutiges Handwerk treibe und er war darum wenig erfreut, als die Pfalzgräfin im Stifte Neuburg ein Auge auf ihn warf und ihn seiner aussichtsvollen Laufbahn entführte. Bereits erschien ihm die Rückeroberung eines verlorenen Klosters als eine zu geringe Sache für seine Gaben und es war ihm fast verdrießlich, daß er genöthigt

war, den halb vergessenen Meßkanon sich wiederum einzulernen und einen Winkelgottesdienst abzuhalten, der ihn bei des Kurfürsten Haß auf die „vermaledeite Abgötterei“ vielleicht theuer zu stehn kam. Auch die Beichten der alten Damen, ihre Gemüthsanlagen, die einförmige Geschichte ihrer trüben Stimmungen, Seelenschmerzen und großen Anfechtungen waren ihm wenig erfrischend. Er selbst war jung und fühlte sich zu jüngeren Wesen hingezogen. Aus diesem sehr menschlichen Grunde war ihm der Unterricht, den er den jungen Mädchen der Klosterschule zu ertheilen hatte, nicht wie der im Sapienzcollegium zur Last. Frisch und morgenschön wie die glänzende junge Kastanie, die eben erst aus ihrer Hülle hervorgebrochen, saßen die wohlgescheitelten Kinder und Jungfrauen vor ihm und ihre Augen hingen andächtig an seinen Lippen. Sie verstanden wie durch Ahnung, was er wollte, und bei dem Hauch der Liebe und Begeisterung, der ihm hier überall entgegenwehte, war ihm, als ob auch sein vertrocknetes Herz wieder anfange sich zu regen und als ob Gefühle in ihm aufwachten, die geschlummert, seit er in Neapel die blasse schlanke Frau auf der Bahre gesehen, die über seiner Jugend gewacht hatte. War er im Sapienzcollegium meist froh, seine Lectionen hinter sich zu haben, so stellte er draußen im Stift sich gern an die Spitze der Kleinen und führte ihre Spaziergänge nach der Stiftswiese. Oben an dem Brunnenhaus der murmelnden Quelle, unter den hohen Buchen sitzend, leitete er die Kinder an, kleine Altäre zu bauen und Kreuze zu binden. Er zeigte ihnen, wie die lieben Engelein durch die Büsche huschten, oder als Wölkchen aus dem Himmel herabschauten und trug ihnen von jedem Kind einen Gruß an die Mutter Gottes auf. Oder er ordnete die

Kleinen zu Wallfahrten und Processionen, zu denen er sie mit unverfänglichen Texten versehene katholische Weisen singen ließ. So spielten sich die Kleinen in das katholische Wesen hinein, ohne daß die Eltern es gewahr werden sollten. Einmal freilich beschwerte sich die Stiftsmüllerin, daß sich ihr Mägdlein den Namen der heiligen Maria in den Arm geäzt und ihr Reinhard ihn in einen Apfelbaum geschnitten habe. Die Domina aber beruhigte sie, dafür werde das Mädchen kein Fieber bekommen und der Apfelbaum trage wohl doppelt.

Mit den älteren Schülerinnen hielt der Magister auch stille Besprechungen und Seelenstunden und die Jungfrauen gestanden, daß sie zuvor nie so recht daran gedacht, wie unartig, ja eigentlich schlecht sie seien, aber der himmlisch gute Magister wisse sie so lieblich zu trösten, daß sie doch noch nie so glücklich gewesen seien als eben jetzt. Wie kam es da aber, daß zu selber Zeit Lydia Craft sich beschwerte, daß ihr neuerdings bei den Spielen immer die minder angenehmen Rollen zugetheilt würden und daß wenn „Schau nicht um, der Fuchs geht rum" gespielt werde, Clara und Bertha immer am gröbsten auf sie zuschlügen, die doch früher ihre besten Freundinnen gewesen seien? Wie kam es, daß der sonst so ernste Magister jetzt zuweilen mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen aus den Unterrichtsstunden kam, wie man es im Sapienzcollegium niemals an ihm gesehen und den alten Buchen hinter dem Stift statt seines Breviers die Oden an Lalage vortrug? Wie das gekommen, wußte er selbst nicht. Gedankenlos fast hatte sein Auge zuerst an diesem blonden Haupte gehangen, wie ein junger Lehrer bei seinem ersten Unterricht aus Verlegenheit wohl einen blinkenden Knopf, eine bestimmte Säule oder das Eck einer Schulbank an=

zustarren pflegt. Dann hatte das mit rührender Andacht zu ihm aufgeschlagene blaue Auge ihn gefesselt und bald mußte er sich gestehen, daß er eigentlich nur für dieses holde Kind seinen Unterricht ertheile, daß er nur für sie sich die Stoffe zurechtlege, daß er nur sie anschaue, nur an sie denke und nur ihre Antworten höre, so wenig sie auch an Geist die Andern übertraf. Ein unbestimmtes Sehnen ergriff ihn, gerade diese Eine in allen seinen Stunden vor sich zu sehn. So hob das Leiden an, das seine Tage friedlos machte und seine Nächte schlaflos und das ihn in jene in sich zerspaltene, mürrische Stimmung warf, in der sein Bruder ihn fand.

Siebentes Kapitel.

Angeredet zu werden auf ein Geheimniß, das man sich selbst verschleiert, das gleicht oft dem verhängnißvollen Worte des Märchens, bei dem Dornröschen's Schlaf oder der Siebenschläfer Träume schwinden. Dieses unselige Wort, das ihn aus dem gefährlichen Dämmerleben weckte und ihn in die scharfe Morgenluft und das grelle Licht des Tages hinausstieß, war dem jungen Prediger an diesem verhängnißvollen Tage zweimal in's Ohr gerufen worden und er wollte es doch nicht hören, denn zu erwachen frommte ihm nicht. Noch mehr als die dem Mönche geziemende Kälte gegen Bande des Fleisches war das der Grund, warum Paolo Laurenzano den Bruder, auf den er sich wirklich gefreut, so kalt und einsilbig empfangen hatte. Er hatte nicht nöthig gehabt, durch Felix von den Neckereien in Kenntniß gesetzt zu werden, die man sich in Betreff seiner mit der schönen Lydia erlaubte. Als Schüler des Collegiums gewohnt, Augen und Ohren überall zu haben, hatte er den Namen „Wegewarte" gleichfalls rufen hören, als er in jener Morgenstunde die Schritte nach seiner Wohnung lenkte, und da er das blonde Kind in der That schon mehrmals auf jenem Pfade gefunden und freundliche Worte mit ihr getauscht hatte, begriff er sofort die Sachlage und kehrte

durch den Wald nach der Landstraße zurück, ohne für dieses Mal seine Stube zu betreten. Vergeblich hatte er das häßliche Wort „Wegewarte" aus seinem Gedächtniß wegweisen wollen. Es war klar, daß die gesammte Jugend des Klosters wußte, was zwischen ihm und Lydia vorging und was er selbst sich einzugestehen scheute. Vollends plump hatte dann der Bruder an sein wohlgehütetes Geheimniß gleich in erster Stunde gerührt und er hatte diese Hand unwillig zurückgestoßen, weil sie vielleicht die einzige war, der ein Recht zukam, den Schleier zu lüften. In einem Gefühle unsäglicher Verstimmung und Bitterkeit stand er jetzt einsam auf der Straße und starrte hinab in den Fluß. Hätte er sich das Unbehagen, das ihn bedrängte, auf einen klaren Gedanken bringen wollen, so würde er etwa also zu sich gesprochen haben: „Lieber Magister Laurenzano, im Collegium haben die frommen Väter dich gelehrt, daß die Verstellung eine Waffe sei, mit der ein weiser Mann hundert Thoren zu besiegen vermöge. Aber diese Waffe ist scharf und zweischneidig und verletzt oft den, der sie heimlich mit sich umherträgt, noch ehe er sie gegen die Andern zu nützen vermochte. Wärest du offen als der aufgetreten, der du bist, als Priester deiner Kirche, nie hätte dieses blonde alemannische Kind mit solchen Augen zu dir aufgeschaut und hätte dir dann auch dein Herz nicht abgestohlen; oder wärest du, was du scheinst, ein Prediger der Calvinisten, so würdest du morgen hintreten vor den Vater und um die Hand seiner Tochter bitten und ich weiß, er würde nicht nein sagen. Wen hast du also am schwersten geschädigt mit deiner Verstellung? Dich, nur dich. Warum aber machst du mit diesen Halbheiten und Unklarheiten nicht ein Ende?" Hätte der mißmuthige Mann sich darauf

eine klare Antwort geben wollen, so hätte sie wohl einfach gelautet: „Ich, Paolo Laurenzano, primus omnium im Collegium zu Venedig bin zu gut für diese Leute hier. Nicht darum habe ich Tag und Nacht gearbeitet und auf alle Jugendfreude verzichtet, um nun um eines guten Kindes willen meine ganze Laufbahn daran zu geben. Jeder Priester trägt unter seiner Tonsur den Heiligenschein, so ward ich gelehrt und gewiesen. Vom Generalat, von der Tiara, von der Märtyrerkrone ward mir ein Lied gesungen und nun sollte ich in dieser banausischen Welt, in dieser platten deutschen Kleinstadt als Lehrer dieser ungeleckten jungen Bären enden? Schon das Heimweh nach dem blauen Himmel Italiens hält mich ab, einen Glauben anzunehmen, der mir die Rückkehr dorthin verschließt.“

Etwas von diesem unbewußten Wollen stählte ihn auch heute auf aus seiner Schlaffheit und indem ein frischer Ostwind von den Bergen her ihm entgegen wehte, bekam eine kräftigere Regung in ihm die Oberhand. „Als ruhmvoller Sieger will ich dereinst nach Italien heimkehren, nicht verkümmern in diesen Nebeln des Odenwalds. Wie“, rief er sich zu, „wenn ich eine große Erweckung zuwege brächte? Wenn ich, wie der edle Erzbischof Borromeo im Veltlin gethan, eine große Bekehrung der Ketzer, der Frauen zumal, hier wirken könnte?“ Der Gedanke rüttelte ihn auf. „Du mußt etwas thun, nicht träumen. Du mußt zum Angriff vorgehen, nicht ewig abwarten. Verjagen sie dich, erschlagen sie dich, um so besser. Was ist dieses Leben werth, daß wir es nicht sollten für unsere Fahne in die Schanze schlagen?“ Und er malte sich aus, in welchen Zorn dieser plumpe deutsche Kurfürst gerathen würde, wenn er er-

führe, die sämmtlichen Töchter seines Hofadels seien zur katholischen Kirche zurückgetreten. Welche Mittel er dabei zu ergreifen habe, stand ihm alsbald fest. Er wollte die Exercitien Loyola's im Stifte einführen, durch Beten, Contemplation und Erziehung zu Visionen wollte er raschere Erfolge erzielen als durch das ewige Predigen und Katechesiren. „Der katholische Glaube muß auf katholische Weise geschaffen werden, nicht mit den langweiligen Mitteln der Ketzer. Die Dinge sollen in rascheren Fluß kommen; nur im Sturm ist die Festung zu nehmen oder gar nicht." Aber mit wem beginnen? Mit den alten Damen? Die waren gewonnen oder uneinnehmbar. Die jungen, deren Phantasie noch lebendig, deren Gemüthsleben reizbar und leitbar war, sie mußten für die süße Madonna mit dem Kinde begeistert werden und dann durch ihr Beispiel die Andern fortreißen. Daß hier wieder das Jesuskindlein seiner Kirchenfahne unter der Hand die Züge des Schalkes Amor annahm, entging dem guten Magister. Mit Eliasschritten stieg er den Weg bergan zum Stifte hinauf; auf seiner Stube steckte er eilig ein kleines Büchlein zu sich; dann ließ er durch die Schwester Pförtnerin sich bei der Aebtissin melden. Die Pfalzgräfin, eine greise Dame mit milden feinen Zügen, empfing ihn mit der ruhigen gleichmäßigen Freundlichkeit, die ihr in einem Leben voll guter Absichten und gescheiterter Hoffnungen zur andern Natur geworden war und fragte nach seinen Wünschen. Bei aller Milde lag in ihrem Matronenangesicht der starre Ausdruck langjähriger klösterlicher Zucht und wenn sie auch die große weiße Haube der Klosterfrauen hatte ablegen müssen, sie hielt den Kopf noch immer so gerade, als ob die großen weißen Fittiche über ihm rauschten. Aber den erregten jungen Gelehr=

ten reizte ihre ablehnend kühle Art nur zu doppelter Leidenschaft. Lebhaft schilderte der feurige Italiener die Qual seines Stillliegens. „Kein Sturm ist ärger als die Meeresstille", sage der selige Ignatius, „und kein Feind gefährlicher als keinen Feind zu haben." Entweder, er wolle nach Italien heimkehren oder etwas wagen und gewinnen. Dazu sei er nicht hierher gekommen, um in einem halb verlassenen Stifte einen Winkelgottesdienst zu halten und halbwüchsige Knaben griechische Partikeln zu lehren; er wolle einen Erfolg sehen oder den Platz räumen. „Seit Wochen", schloß er seine stürmische Rede, „lege ich das katholische Dogma dar, ich preise Mönchsstand und Cölibat und erhebe die Virginität über die Ehe. Ich lobe, wie mir meine Instruction vorschreibt, bei jeder Gelegenheit den Segen der Reliquien, die Verehrung und Anrufung der Heiligen, die Stationen, Wallfahrten, Abstinenzen, Fasten, Ablässe, Jubiläen, Festtage, die Gewohnheit Kerzen anzuzünden, die Bilder und übrigen Hülfsmittel unserer Frömmigkeit und Gottesverehrung, aber was hat es geholfen? Es ist alles wie zuvor. Entschließt ihr euch nicht zu einem entschiedeneren Vorgehen, so gebe ich den Kampf auf. Auf diese Weise kommen wir zu keinem Ziele."

Die Pfalzgräfin hatte ihre Augen mit starrer Ruhe auf dem jugendlichen Redner ruhen lassen und ihre Hand machte die Bewegung, als ob sie die Kügelchen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließe, eine Gewohnheit, in die sie zurückfiel, sobald eine Angelegenheit sie tiefer in Anspruch nahm. Hätte seine jugendliche Begeisterung und das brennende Roth, das auf dem blassen Gesichte sich niederließ, diesen edel geschnittenen Zügen nicht so gut gestanden, die alte Fürstin hätte den stür-

mischen Redner kühl zur Ruhe verwiesen, denn sie war eine Feindin alles aufgeregten Wesens. Hier aber fühlte sie eine mütterliche Theilnahme für den schönen jungen Menschen und ihr eigen Leben lehrte sie, daß wenn man sich auf das Warten verlege, man oft sein Leben lang warten könne. Auf ihre Frage, was er nun eigentlich unter einem entschiedeneren Vorgehen verstehe, legte der Magister ein kleines Büchlein vor sie, das den einfachen Titel trug: „Exercitia spiritualia". „Wir können den katholischen Glauben nicht auf protestantische Weise schaffen", sagte Paul dabei, „sondern nur auf katholische, und hier ist die erprobte Disciplin, durch die unser ruhmreicher General, der selige Ignatius, die Seelen, mehr als durch Predigt und Unterricht, für die heilige Kirche zu gewinnen weiß."

Die Aebtissin durchblätterte das Büchlein und fragte etwas mißtrauisch: „Wodurch unterscheiden sich diese Exercitia von andern christlichen Büchern?"

„Die Gebetbücher der Ketzer", nahm Paolo das Wort, „wollen Gott erkennen lehren, denn die Protestanten wollen Gott begreifen, ihn denken und verstehn. Der selige Ignatius dagegen hat in diesem Büchlein den Weg gezeigt, wie man Gott fühlen, empfinden, seine ganze Süßigkeit zu schmecken vermag. Nicht durch Kenntnisse, sagt er in der Einleitung dieses Buches, werde die Sehnsucht der Seele nach Gott gestillt, sondern nur durch eigene innere Erfahrung und diese innere Anschauung zu leiten soll die Aufgabe der Exercitia Spiritualia sein. Diese Exercitien sind ein t h ä t i g e s Gebet, bei dem wir durch Anstrengung unserer Sinne, durch Entgegenrecken des Leibes und der Hände, durch Ringen und Knieen um das Gefühl seiner Nähe kämpfen und so Gott selbst näher

kommen. Der heilige Mann bezeichnet hier in kurzen Umrissen diejenigen Materien, auf die der Mensch mit aller Energie seine Aufmerksamkeit richten soll. Es sind dieselben, die auch die Ketzer halten, der Fall der Engel, der Rathschluß der Erlösung, die Menschwerdung des Logos, die ewige Verdammniß und die ewigen Höllenstrafen. Doch versteht, edle Frau! Der Lutheraner glaubt das, er denkt darüber nach, er sucht es zu begreifen. Allein diese Dinge zu hören oder zu lesen bringt uns dem Göttlichen nicht näher. Die Seele muß alle diese Dinge sehen, sie muß ihrer Wahrheit durch die Sinne inne werden, sie muß sich selbst steigern zur Vision. Dieses Büchlein nun enthält die Anleitung dazu, wie wir dazu gelangen, das Unsichtbare zu versichtbaren, die ewige Herrlichkeit zu sehen, zu schmecken, zu fühlen mit allen unseren Sinnen. Gegenüber der calvinistischen Nüchternheit will das Buch den armen erstarrten Seelen das ganze süße Feuer des alten Glaubens zu kosten geben. Nur wer die Mutter Gottes und die Heiligen so geschaut hat, wie der heilige Franciscus und die heilige Katharina sie schauten, nur der ist unser. Das ist die göttliche Lehre von der 'Application der Sinne', wie der selige Ignatius sie erdachte. Erlaubt mir also, gnädigste Frau Pfalzgräfin, diese allein wirksame Methode auf unsere Zöglinge anzuwenden."

Frau Sabina schwieg und wendete das kleine Büchlein mißtrauisch in ihrer Hand hin und wieder. „Ist das wirklich euere ganze Disciplin?" fragte sie dann den Magister, indem sie an mancherlei Aergernisse dachte, die ihr über solche Exercitien zu Ohren gekommen waren.

„Die Geißel, die blutige Büßung, die Fasten selbst können wir nicht wieder einführen", erwiderte Laurenzano,

„wenigstens jetzt noch nicht, aber die frommen Jungfrauen können durch Gebete am Fuße des Kreuzes, durch Küssen der Marterwerkzeuge, durch Thränen und Seufzer die Schmach wieder gut machen, die dem Lebensbaum auf Golgatha angethan worden ist in einer Zeit, die den König der Könige verspeit und ihm Backenstreiche gibt. In weiblichen Thränen ist ein Segen und die Jungfrau, die geweint hat über die Schmerzen der Gottesmutter ist damit erlöst vom Fluche der Ketzer. Was ich sonst etwa noch hinzuthue, sind unschuldige Dinge, Bilder, Reliquien, Blumen, einige Erinnerungen an Grab und Tod. Ihr wißt, wie in den eleusinischen Mysterien der Eingeweihte durch ernste und heitere Symbole zur Wahrheit geleitet wurde. Einige Hülfsmittel dieser Art wollet auch mir gestatten. Das Symbol ist die Sprache unserer Kirche, nur der Ketzer begnügt sich mit dem reinen Wort.“

„Und an welche der Schülerinnen habt ihr bei diesen Uebungen zunächst gedacht?“ fragte die Domina neugierig.

„Wir können nach dem Alter vorgehen.“

„Dann kämen also die von Eppingen, die von Steinach nnd die Lieblerin zuerst an die Reihe?“

Paolo nickte gleichmüthig.

„Ich fürchte nur“, sagte die Aebtissin, und ihre Hand griff wieder nach dem Rosenkranz, der nicht mehr da war, „ihr werdet die jungen Seelen in einen Fanatismum hineintreiben, der der sanitudo corporis Schaden bringt. Man hat mir diese Jungfrauen nicht anvertraut, um sie zu Visionärinnen zu erziehen.“

„Wenn die Domina dieses Klosters nachtheilige Folgen wahrnimmt“, erwiderte Paolo unterwürfig, „so steht es ihr in jedem Augenblick frei, die Exercitia abzubrechen. Ich bin aber gewiß, edle Frau, sobald ihr nur erst den

Segen kennen lernt, der in diesem Büchlein liegt, so werdet ihr selbst und alle euere Frauen diese Exercitia vornehmen."

„Nun denn, in Gottes Namen. Wie wollt ihr die Sache einrichten?"

„Nach den Vorschriften des heiligen Ignatius selbst soll der Mensch in seinem Kämmerlein in einer stillen Abend- oder Morgenstunde immer einen dieser hier verzeichneten Abschnitte absolviren. Fenster und Thüren müssen verschlossen werden, das helle Licht muß ausgesperrt sein. Auf den Knieen liegend muß der Andächtige seiner Seele die Richtung auf die Geschichten geben, die hier in kurzen Strichen angedeutet sind. Ich werde den Jungfrauen diese Abschnitte vorlesen und sie bitten, so lange in ihrer andächtigen Stellung zu verweilen, bis der Zweck der Uebung erreicht ist."

„Auf den Zimmern könnt ihr diese Uebungen nicht halten, ihr mögt in die Kirche gehen."

„Dann aber", erwiderte Paolo, „muß die Kirche verschlossen bleiben und das Licht muß gedämpft werden. Alle abziehenden Eindrücke sind abzuschließen, sonst machen wir die wahre Sammlung unmöglich."

„Ich werde die äußere Thüre verschließen", erwiderte die Aebtissin. „Die nach meinem Gange bleibt offen, damit ich ab und zu gehen kann. Stören werde ich nicht."

Paolo verbeugte sich. „Wann wollt ihr beginnen?"

„Mit Sonnenuntergang."

Der guten Domina fiel nunmehr freilich auf, daß der schwarze Neapolitaner just die blondesten Kinder des Odenwaldes für taugliche Werkzeuge der Kirche erklärt hatte, aber sie unterdrückte ihr Mißtrauen, ging zu den drei Jungfrauen und theilte ihnen mit, daß der Magister

zum Zweck ihrer inneren Förderung abendliche Gebetsübungen mit ihnen zu halten gedenke. Seien sie bereit, so sollten sie in der Abendstunde nach der Vesper in der Kirche zurückbleiben. Die drei Mädchen errötheten, aber keine sagte nein.

Der Magister hatte am Mittag mehrmals die Kirche besucht und auch einige verdeckte Gegenstände dahin schaffen lassen, die theils aus seiner Stube, theils aus der Stadt nach der Kapelle des Stifts gebracht wurden. Am Abend verlief die Vesper wie sonst. Als das Orgelspiel mit den rauschenden Sequenzen und dem jauchzenden Halleluja verklungen war, trat Paolo vor den Altar, wo er die drei Jungfrauen in beklommener Stimmung in den vorderen Bänken knieend fand. Magisches Halbdunkel füllte den ohnehin nie hellen Raum. Der junge Priester sprach ein Gebet und hielt dann an seine drei Freundinnen eine kurze Ansprache ungefähr des Inhalts, den wir aus seinen Mittheilungen an Frau Sabina schon kennen. Nicht nur denken müsse man die höhere Welt, sondern man müsse sie fühlen und empfinden, um ihres Daseins gewiß zu werden. Dazu habe ein heiliger Mann die Uebungen erfunden, die er nunmehr mit ihnen vorzunehmen gedenke. Ihre Seele solle mit Jesu selbst in dieser Stunde über ihren Glauben sich besprechen wie der Freund mit dem Freunde, wie der Knecht mit dem Herrn. Er aber wolle ihnen dazu behülflich sein. Darauf ließ er die erste der Jungfrauen in dem Schatten hinter dem Altare niederknieen. Die Rückseite desselben war aber heute mit einem Bilde geschmückt, das in grellen und eindringlichen Pinselstrichen die heilige Familie in der Hütte zu Bethlehem darstellte. Alsdann nahm er die vor Aufregung zitternde Bertha von Steinach an der Hand und führte

sie in die düstere Seitenkapelle. Vor dem Altar, an dem er sie niederknieen ließ, stand ein großer Korb mit Rosen. „Hier bete, meine Liebe", sagte er, „und wenn du das Paternoster, Ave Maria, Salve regina, Gloria und Magnificat in Andacht gesprochen hast, nimm die Blumen des Frühlings hinweg und bedenke, was hinter den Rosen des Lebens sich birgt." Alsdann führte er Lydia, ihren Arm von unten leise stützend, die Treppe zur Orgel empor, wo in halbdunkler Ecke ein seltsamer, mit einem Vorhang verhängter Kasten sichtbar wurde, der mit einem runden Glase versehen war. Darüber stand in lateinischer Sprache: „Spiegel der Erinnerung für Bruder Paulus, der ihn an seinen wahren Stand mahnen wird." „Habt ihr gebetet, Jungfrau", sagte der Magister, indem er mit einem sanften Druck auf ihre jungen Schultern sie zum Knieen einlud, „so schaut durch dieses Glas, es wird euch zeigen, was eurer wartet." Sodann betrat er die Kanzel und las langsam und mit Unterbrechungen aus seinem Büchlein eine Meditation vor, die in groben, phantastischen Umrissen, in einer stammelnden visionären Sprache, die Bahnen bezeichnete, die die Phantasie der Andächtigen einschlagen solle. „Ich sehe", begann er mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme, „die drei Personen der Gottheit, die die ganze Erde überschauen, erfüllt von Menschen, welche in die Hölle fahren müssen." „Ich sehe", fuhr er nach einer Weile fort, „wie die heilige Trinität beschließt, daß die zweite Person zur Erlösung der armen Sünder die menschliche Natur annehmen müsse." — — „Ich überblicke", las er dann nach einer abermaligen Pause, „den ganzen weiten Umkreis der Erde und gewahre in einem Winkel die Hütte der Maria. Die heiligen Personen stehen um die Krippe von Bethlehem. Ein

Lichtstrahl fällt auf das göttliche Kind und ich höre den Lobgesang der himmlischen Heerschaaren, die da singen: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen."

Dann wurde es still in der Kirche; die scheidende Sonne warf ihre letzten goldenen Strahlen über das Gebälk. Weihrauchduft durchzog betäubend vom Altar her den dumpfen Raum und nun begannen oben von der Orgel ausgehend leise, klagende, wimmernde Töne; es waren Motive des Miserere, der Tenebrä, die der Italiener variirte. Immer wieder kehrte der Vortrag auf einen Ton zurück, der sich bleiern und lastend auf die jungen Seelen der Hörerinnen legte und ihnen jede freie Bewegung des Geistes lähmte. Dann schwollen die Accorde an und flutheten mit elementarer Gewalt durch den dämmernden Raum. Die Stimmen trennten sich und vereinigten sich wieder: tiefe Unterwerfung des Sünders, zerknirschte Demuth sprach die eine Stimme weinend aus, die andere redete im Posaunenton voll erhabener göttlicher Majestät. Dann löste sich wieder alles in chaotisches Kämpfen und Ringen. Es war, als ob die Erde selbst den Mund aufthue zu schmerzlicher Klage und der Himmel Antwort gäbe. So mußte es klingen, wenn die Berge der Alpen sich unterhielten oder das Meer mit dem Sturmwind spricht, der über ihm braust. Der ganze Schmerz der Endlichkeit schrie in diesen Tönen zum Throne des Höchsten und die Gnade von oben waltete darüber wie der Unsichtbare über seinen Welten schwebt.

Die am Altare knieende Clara von Eppingen, eine schwere schwäbische Blondine, hatte inzwischen die Gestalten der heiligen Familie tief in sich aufgenommen. Wie lieblich neigte sich die Madonna zu dem blonden

Christuskind, das mit rundlichem Händchen an ihrer Halskrause zerrte; wie väterlich stolz stand der heilige Joseph daneben, während die heilige Anna sorgend für Mutter und Kind die ganze Gruppe überblickte. Die lieben heiligen Personen schauten die dicke Clara freundlich und fröhlich an und die derben Züge, die grellen Farben des Bildes prägten bei dem langen Schauen sich selbst physisch dem in wonnigen Träumen schwelgenden Mädchen ein. Wäre sie eine junge Frau gewesen, sie hätte sicher solche braunäugige Madonnen oder blonde Christkindchen zur Welt gebracht; der Magister hatte sie behandelt wie Jakob die Schafe Laban's, als er sie so stundenlang vor dieser bunten Tafel knieen ließ. Dem kerngesunden Fräulein wäre ganz wohl geworden bei diesen Exercitien, hätte nicht das Grollen und Wimmern der Orgel sie zuweilen beängstet und wäre es ihr nicht gewesen, als ob einmal ein Schrei des Schreckens aus der Kapelle und einmal ein Hülferuf von der Orgel zu ihr dringe.

In der Kapelle nämlich hatte die zarte und nervöse Bertha von Steinach ihr lockiges Haupt über die duftenden Rosen gebeugt und ihre Gebete gesprochen. Als sie dann aber, wie der Magister befohlen, die Blumen auseinander nahm, stieß ihre warme Hand an eine kalte, platte Kugel. Erschreckt griff sie danach und hielt einen Todtenschädel in der Hand, der sie mit hohlen Augen und höhnisch aufgerissenem Gebisse anstarrte. Zitternd wollte sie ihn wieder niedersetzen, als ihr etwas Lebendiges entgegenraschelte. Es war eine Ringelnatter, die der Magister in dem Korbe verborgen hatte und die nun schnell über den Boden gleitend hinter dem Altar verschwand. Darüber stieß das erregbare junge Mädchen den Schreckensschrei aus, den ihre Freundin Clara ver-

nahm und als sie sich wieder gesammelt hatte, sah sie auf dem Grunde des Korbes blutige Nägel, Dornen, an denen Flocken von Wolle hingen, Geißeln mit kleinen Knoten an den Enden oder mit Bleikugeln, spitzen Zacken, Rädchen und andere Instrumente der Mortification. Das also war es, was nach des Magisters Wort unter den Blumen des Lebens sich barg. In dumpfer Beklemmung lag sie vor dem Korbe, aus dem ihr der Todtenschädel höhnisch entgegengrinste und gab sich widerstandslos den ernsten Tönen hin, die von der Orgel herniederflutheten.

Lydia war nicht viel besser gefahren bei den Gaben des Magisters. Sie lag vor dem „Spiegel der Erinnerung" und vermochte nur mühsam ihre Gedanken zum Gebete zu sammeln. Das dunkle runde Glas vor ihr sah sie unheimlich an und ihr war, als ob sie in demselben alle todten Frauen des Blaubart erblicken würde, wenn sie hineinschaute. Das Orgelspiel des Magisters beruhigte sie aber und so faßte sie sich ein Herz, seinem Gebote zu folgen. Ein gellender Hülferuf entfuhr ihrer Kehle, als sie einen Blick durch das Glas geworfen. In nächster Nähe sah sie deutlich einen Mönch in seiner Kutte vor sich, der sich bewegte, aus der Kapuze aber hatte sie ihr eigenes Angesicht, bleich, vergeistert, mit entsetzten Augen angestarrt. Ein Fieberfrost schüttelte sie und das Spiel der Orgel ging ihr durch Mark und Seele. Lange mochte sie auf der Kniebank so gelegen haben, ehe sie sich den Muth faßte, dem Spuk nochmals in's Auge zu schauen. Wiederum dasselbe Bild; der Mönch saß starr und ruhig, aus der Kutte aber blickten ihre eigenen bleichen Züge. Sie stieß wiederum einen Schreckensruf aus und alsbald öffnete ihr Doppelgänger in der Kutte die Lippen. Dann lief das Glas an und sie

mußte es mit ihrem Tuche erst wieder reinigen. Dabei nun wurde sie gewahr, wie jetzt in der Kapuze ihre Hand mit dem Tuche zum Vorschein komme. Da wurde ihr klar, sie sehe ihr Spiegelbild. Erzürnt über den abscheulichen Spuk zerrte sie die Leinwand zur Seite, um mit mädchenhafter Neugierde der Sache auf den Grund zu gehen. Hinter dem Vorhang sah sie nun einen gemalten Mönch, dessen weite Kapuze mit einem Spiegel ausgefüllt war, so daß, wer durch das gegenüberliegende Glas hereinschaute, sein eigen Angesicht in der Kapuze sehen mußte. Verstimmt ließ sie den Vorhang niedergleiten. Der Eindruck hatte sie nicht so getroffen, wie Paul beabsichtigt. Nicht darüber grübelte sie, warum sie ihr eigen Antlitz, gespenstisch verstellt, im Gewande der Weltabgeschiedenheit geschaut, sondern die lateinische Inschrift, die sie gegen des Italieners Erwartung verstand, beunruhigte sie, weil dieselbe dieses Mönchskleid den wahren Stand des Bruders Paulus nannte. Die seltsamsten, abenteuerlichsten Gedanken gingen ihr durch ihren wirren Mädchenkopf und aus der dumpfen Träumerei, dem halb ängstlichen, halb wollustvollen Brüten ward sie plötzlich aufgeschreckt, denn die Töne der Orgel rissen jäh und unvermittelt ab, als ob der Tod mit hartem Griff den Spieler hinweg gerissen hätte. Auch die beiden andern Andächtigen fuhren wie im Schreck aus ihrer aufgewühlten Gemüthswelt empor, aber alsbald ertönte durch die dunkle Kirche die melodische Stimme des Italieners: „Ich überblicke den ganzen weiten Umkreis der Erde und gewahre in einem Winkel die Hütte der Maria.“ Als er die Meditation zu Ende gelesen, trat er langsam an die Erste der Knieenden am Altare heran und nachdem er das Bild gegen die Wand gekehrt hatte, legte er sanft

die schmale Hand dem jungen Mädchen vor die Augen, so daß es diese heiß überlief und er fragte: „Siehst du nunmehr mit deinem geistigen Auge die heiligen Personen?“ „Ich glaube“, lispelte das dicke Mädchen. „Vergegenwärtige dir die Hütte, die anwesenden Heiligen, ihre Mienen und ihre Kleider. Du mußt sehen, welche Personen im Licht, welche im Schatten stehen, welche Farben ihre Kleider haben. Du mußt ihre Fußtapfen berühren, ihre Gewänder rauschen hören, du mußt ihren Hauch an deiner Wange fühlen, eher darfst du nicht aufstehen. Bist du aber so weit, dann sprich ‘Amen’ und gehe mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes von hinnen, ehe die Seele wieder erlahmt.“ Und indem er sich zu ihr herabneigte, drückte er einen väterlichen Kuß auf den duftigen Scheitel des blühenden Kindes. Dann trat er zu der zweiten Beterin, zu der reizbaren, leidenschaftlichen Bertha von Steinach, die jetzt fieberhaft zitternd vor dem Todtenschädel und den Marterwerkzeugen auf dem kalten Steinfließ hingestreckt lag. Mit einem Anflug von Befriedigung sah er, wie seine Mittel gewirkt hatten und da er dieses zerknirschte Gemüth wie bildsames Wachs in seiner Hand sah, beschloß er ihre Seele zu kneten. „Weißt du, wo die Seele weilt, die einst aus diesen leeren Augenhöhlen blickte?“ fragte er. Das junge Mädchen schüttelte das Haupt, ohne sich zu erheben. „Sie ist am Orte der Qual und du sollst sie sehen, wie sie sich windet in dem ungeheuren Brande der Hölle. Schließe die Augen und schaue hinunter in die öden Räume, die die Feuersgluth durchlodert. Hörst du den Weheruf der verdammten Seelen, ihre Klagen und ihr Geheul, ihr Aufschreien und ihr Lästern auf Christus? Riechst du den Schwefeldampf und den Odem der Fäulniß, den Geruch des

Schlammes und Pfuhls, der von unten herauf dringt? Schmeckst du die salzige Bitterkeit der Thränen, die da unten geweint werden, auf deiner Zunge? Fühlst du an deinen Fingern die Flammen, in deren Lohe die Seelen der Verdammten brennen?"

„Ach nein, ach nein", seufzte das geängstete Kind. Da kniecte der schwarze Mann neben ihr nieder. Sie fühlte seinen Athem an ihrer Wange, sie empfand die convulsivischen Zuckungen, unter denen er im Gebete rang und hörte, wie er in fanatischer Erregung ihr zuflüsterte: „Millionen, Millionen Menschen sehe ich, die in den ewigen Flammen sich winden und krümmen. Ich sehe, wie ihr Augapfel rollt in unaussprechlicher Angst, wie ihre Glieder zerhauen und verstümmelt zucken von gräßlichen Schmerzen. Hu, wie Leiber und Rücken sich durcheinander winden, wie ihr Jammergeschrei gellt, aber der Himmel ist ehern über ihrem Haupte. Nur das Echo ihrer eigenen Rufe schallt zurück von oben. Dort aber und dort und dort im Dunkel grinsen die Larven der Teufel mit Vogelgesichtern, mit Froschleibern, mit Adlerkrallen! Wie Fledermäuse schweben sie rings um die Verdammten her, sie lachen über ihre Qualen. Jetzt ergreifen sie die Haufen der Gepeinigten, sie laden sie auf, hinab mit ihnen in die Kessel voll brennenden Schwefels. Siehst du, wie die blauen Flammen emporlodern? Wo einer herauskriechen will, peitschen die Teufel sie zurück mit Otterngeißeln; siehst du den, der sich als Schlange um die Frau ringelt, und die Kröte auf ihrem Leib und den Teufel, der sie küßt mit seiner Fledermausschnauze? Jetzt stecken die Teufel die Köpfe zusammen; wie fletschen sie die Zähne, wie gellt ihr Hohngelächter! Neue Qualen berathen sie, schärfere Martern. Siehst du, wie sie schwarzes

Pech zuschütten und eine rothe Feuersäule aufsteigt? Jetzt hält der Rauch das Licht zurück; eine Decke von Qualm verhüllt die rothe Gluth, aber das Kreischen der Angst nimmt zu. Sieh, wie sie die Augen nach uns wenden, wie sie die Hände nach uns ausstrecken, wir sollen helfen, wir sollen für sie beten" .....

......„Oh, ich kann nicht mehr", seufzte das junge Mädchen — „oh es riecht so nach Schwefel, mir schwindelt. Ich muß hinaus."

„So gehe, meine Tochter, aber behalte in treuem Herzen, was du gesehen hast."

Clara und Lydia Craft lagen noch immer zusammengesunken an ihrem dunkeln Platze. Der junge Geistliche hatte seinen Sitz an der Orgel wieder eingenommen und erging sich in sanften, heitern Weisen, die die Seelen der Betenden aus ihrer Spannung lösen sollten. Ein leiser Schritt durch die Kirche zeigte, daß jetzt auch das zweite der Mädchen sich entfernte. Nur Lydia lag noch in ihrer stillen Ecke. Nun trat die hohe Gestalt auch zu ihr. Glich er mehr dem Erzengel Gottes oder dem Engel, der abgefallen war in stolzem Hochmuth vom Ewigen, als er so durch die Dämmerung zu der stillen Beterin schritt? Nie war Paolo schöner gewesen. In dem schwarzen Auge flammte noch der Glanz der Ekstase, zu der er sich gesteigert und sein bleiches Angesicht überglühte ein wechselndes Roth. „Empfindest du die Süßigkeit der göttlichen Liebe?" flüsterte er. „Lydia, siehst du die lächelnden sanften Lippen des Heilands?" Die knieende Lydia fühlte, wie er sein Angesicht über ihren Scheitel beugte, stürmischer ging ihre Brust auf und nieder, höher färbten sich ihre Wangen. Wie im Eifer des Gebets nahm er ihre Hand, und das Mädchen empfand das Zittern

der seinen. „Kannst du gar nichts sehn?“ stammelte er. „Ach, wohin ich sehe, sehe ich dunkle braune Augen auf mich gerichtet.“ Und hold verwirrt, von tiefer Gluth übergossen, erhob sie sich. Da schwand auch seine letzte Fassung. Er umschlang sie mit wildem Verlangen, seine heißen fiebernden Lippen brannten auf ihrem Munde. Willenlos lag sie ihm im Arme. Die Minuten vergingen den Seligen wie ein Augenblick. Da ertönte plötzlich eine kalte scharfe Stimme: „Sind das eure Exercitien, Magister Laurenzano?“ rief die Aebtissin, indem sie hinter der Orgel hervortrat. „Gehe auf dein Zimmer, Lydia“, sagte sie dann zu dem zitternden Mädchen und als sie dem Magister allein gegenüberstand, riß sie den Vorhang vom Fenster zurück, daß die letzte Tageshelle hereinfiel in den versteckten Winkel. Der junge Priester lag in sich zusammengesunken auf der nächsten Bank und hatte sein Haupt auf den Betpult niedergedrückt. Er sprach kein Wort der Erwiderung, als die zornige Frau mit ihren Reden auf ihn eindrang. „Dazu also werft ihr diese mystischen sinnlichen Bilder in die Seelen der ahnungslosen Kinder und entfacht in ihnen eine unreine Gluth, damit sie zu Fall kommen! Pfui, über euch, ein tausendfaches Pfui! Besser, ihr brauchtet Gewalt, um eure schlechten Absichten zu erreichen, als daß ihr auf diese Weise die Herzen der Unschuldigen vergiftet.“ Ein Stöhnen, wie das eines vom Pfeile getroffenen Hirsches schlug an das Ohr der zürnenden Aebtissin. Sie sah, wie der junge Priester in krampfhaftem Schmerze sich krümmte. Da regte sich das Mitleid mit dem armen, jungen Manne in ihrem guten Herzen. „Ich will euch glauben, Magister Paul“, sagte sie milder, „daß ihr nicht die Absicht hattet, da anzu-

kommen, wo ich euch fand, und ich danke den Heiligen, daß sie mir keine Ruhe ließen in meiner Stube und mich hieher führten, ehe am Ende noch größeres Unheil geschah. Aber ihr seht nun, was bei solchem Gaukelwerk herauskommt, das der böse Feind selbst erfunden hat, um den Ketzern Anlaß gegen uns zu geben. Der Gärtner soll diese Bilder und Sachen nur sofort wieder auf eure Stube bringen. Sollen solche Exercitia sein, so will ich sie leiten, wie das in allen rechtschaffenen Klöstern die Regel fordert. Ihr aber kehrt in eure Wohnung nach Heidelberg zurück, sobald es ohne Schaden für euren und unseren Ruf geschehen kann. Ich halte auf gute Conscientiam in allen Stücken und die Fama publica soll uns nicht verlästern."

Damit wünschte ihm die gutmüthige Dame noch ein Lebewohl und ließ ihn allein in der Kirche, die er erst nach einer Stunde still und wie ein Fieberkranker an der Wand hintastend verließ.

Frau Sabina aber war zu Lydia gegangen, die sie zu ihrer Ueberraschung gar nicht so zerknirscht vorfand, als sie erwartet hatte. Eher lag ein Sonnenschein von Glück in den sanften Augen des jungen Mädchens. „Was soll ich zu eurer Aufführung sagen, Jungfrau", begann die Aebtissin streng, „daß ihr euch in der Kirche von dem Priester küssen laßt?"

„Ach", seufzte die Kleine erröthend, „verzeiht mir, gnädigste Frau Aebtissin. Es war ganz gewiß das erste Mal. Der Magister meint es auch sicher ehrlich mit mir und der Vater hat wohl nichts dawider, daß wir uns heirathen."

Da lachte die alte Frau hart auf: „Einfältige Thörin, weißt du denn nicht, daß Laurenzano katholischer Priester ist und weder heirathen darf, noch heirathen will?" Aber

die harten Worte waren ihr kaum entfahren, so bereute sie dieselben auch, denn Lydia starrte sie an, als ob sie irrsinnig werden wolle. Das Blut war aus den Wangen der Jungfrau gewichen, ihre Augen hatten sich unnatürlich erweitert, die großen schwarzen Pupillen waren starr auf das Angesicht der Aebtissin gerichtet. Dann brach sie in einen Weinkrampf aus: „Es ist nicht wahr. Nicht wahr, Mutter, es ist nicht wahr?“ Die alte Frau nahm das Mädchen an ihr Herz. Ihr wurde mütterlich zu Sinn gegenüber dem herzbrechenden Jammer dieses jungen Wesens. „Ruhig, Kind, ruhig. Das Unglück ist nicht so groß als du meinst. Du kennst den pflichtvergessenen Priester ja gar nicht. Du liebst den schwarzen Mann auf der Kanzel, den wahren Laurenzano hast du nie gesehen. Was du liebst ist ein Phantasiebild, das du dir selbst gemacht hast. Nun mußt du das thörichte Bild wieder aus der Seele wischen, das ist Alles. Werden kann daraus nichts. Laurenzano ist gekommen, uns zu bekehren. Er würde ja verhöhnt, wenn er sich von deinen blauen Augen selbst bekehren ließe.“

„Ich will zurück zu meinem Vater“, schluchzte das arme Mädchen. „Ich will nicht hier bleiben.“

„Du mußt erst wieder ruhig werden, mein Kind. So kann ich dich deinem Vater nicht zurückbringen. Auch darf er nie erfahren, was sich hier zugetragen hat. Der Kurfürst ließe Laurenzano aus dem Lande peitschen.“ Angstvoll schaute die Kleine die Pfalzgräfin an. Diese aber küßte sie auf die Stirne, kleidete sie aus und half ihr in ihr Lager. Dann saß die alte Frau noch lange an dem Bette des kranken Mädchens, erzählte ihr von ihrer Jugend, von Heirathsplänen, die auch sie gehabt, und der reiche Strom von Güte, der in diesen Erzählungen

aus der sonst so starren Klosterfrau hervorbrach, übte eine wohlthätige Wirkung auf die arme Lydia aus. Als die Domina die Thüre öffnete, um zu gehen, sah sie mit Mißfallen, wie zwei der alten Nonnen sich rasch entfernten, die sicher gelauscht hatten. Auch in den Nachbarzellen huschten leise Schritte. Frau Sabina berief deßhalb sofort einen Convent, um den Damen den Mund zu schließen, deren Klatschsucht, wie sie wußte, hinter ihrer Neugierde um nichts zurück blieb. Als die mütterliche Freundin geschieden war, sagte Lydia für sich: „dazu ist also der Spiegel der Erinnerung, den seine geistlichen Tyrannen ihm mitgegeben, damit er nicht vergesse, daß er ein Mönch sei.“ Sie malte sich aus, wie er wohl in der Kutte aussehen möchte, in der sie heute ihr erschrecktes Antlitz gesehen. Aber es waren der Aufregungen zu viele für sie gewesen. Die Augen fielen ihr zu und bald lag sie in festem, tiefem Schlafe. In der Kammer daneben aber träumte Bertha von Steinach viel schwerer als sie von dem öden Höllenraum und den Qualen der Verdammten und fuhr mehr als einmal aus ihrem Traume auf und rief, es brenne, sie rieche deutlich den Schwefel. „Nehmt den Todtenschädel weg“, schrie sie dann wieder, „seht, wie die Würmer ihm aus den Augen kriechen!“ Magister Laurenzano aber, der all das Unheil mit seinen Exercitien angerichtet hatte, saß, das Haupt an das offene Fenster gelegt, in seiner Stube. Er suchte in dieser Nacht ein Lager nicht. Als der Morgen anbrach, nahm er das kleine Büchlein des heiligen Ignatius, das vor ihm lag, und las auf seiner letzten Seite: „Nimm, o Herr, meine ganze Freiheit, nimm mein Gedächtniß, meinen Verstand und jeglichen Willen.“ Es war vergeblich. Er konnte nicht beten. Verstört und verwildert lief er in die Berge.

Achtes Kapitel.

„Ich werde den Herrn Bruder schließlich wirklich im Hirschen aufsuchen müssen", sagte eines Abends Meister Felix, nachdem er wieder den ganzen Tag vergeblich gewartet hatte, daß Paul zu ihm nach dem Schlosse komme. So warf er Meißel und Arbeitsschürze von sich und stieg nach dem Markte hinunter, wo er durch das wohlbekannte Thor des Gasthauses nach dem Hinterzimmer schritt, in dem die Heidelberger Pfarrer sich um einen großen eichenen Tisch zu versammeln pflegten. Er fand das Zimmer noch leer; die niedere, gewölbte Stube war nur durch eine einzige Lampe erhellt und am Tische selbst saß ein schwarzgekleideter stämmiger Graukopf mit weingrünem Angesicht und fröhlicher rother Nase. „Gottes Wort vom Lande", dachte Felix, indem er mit ehrbarem Gruße neben dem Schwarzrock Platz nahm, den er schon irgend einmal gesehen zu haben meinte.

„Habt ihr diesen Krug allein ausgetrunken, ehrwürdiger Herr?" fragte er den stillvergnügten Zecher.

„Der Mensch ist eine verzagte und kleinmüthige Creatur", erwiderte der Schwarze salbungsvoll. „Auch ich dachte zuerst, ich würde ihn nicht bezwingen und nun bin ich eben daran, mit Gottes Hülfe den zweiten zu bestellen."

„Ohne seine wunderbare Hülfe dürftet ihr dann aber kaum eure Stubenthüre finden", lachte der Maler.

„Was wißt ihr davon?" erwiderte der Pfarrer mit strafendem Blick. „Wem es der grundgütige Gott verliehen hat, daß er vier Maß Bergsträßer vertragen kann, der ist undankbar gegen den Schöpfer aller guten Gabe, wenn er nur drei trinkt." Damit klappte er vernehmlich mit dem zinnernen Deckel seines Steinkrugs und aus der Nachbarstube rief eine heisere Stimme: „Sogleich, Herr Pfarrer!" Alsbald erschien auch eine lustig aussehende kleine Gestalt mit dickem rothem Kopfe und nahm den Krug des Pfarrers ab.

„Und euch, Herr Italiano, soll ich wohl wieder ein Faß Wasser und einen Fingerhut voll Wein bringen?" sagte der Kleine, der Felix von seinem früheren Aufenthalt im Hirschen noch kannte.

„Wie sonst, Klaus", erwiderte Felix lächelnd, worauf ihm ein kleines Glas Wein und eine Flasche mit Wasser vorgesetzt wurde.

Als Felix seinen Nachbarn nun näher in's Auge faßte und dann wieder einen Blick auf den seltsamen Schenken warf, wurde ihm plötzlich klar, daß er die Beiden schon einmal in diesen Tagen beisammen gesehen habe. „War es nicht Klaus, den ich jüngst in eurer Gesellschaft im Vorsaal des neuen Hofes traf?" fragte er den Pfarrer. Herr Adam Neuser, denn er war der stille Zecher, verzog den Mund, als ob sein Rothwein plötzlich nach dem Fasse schmecke. „Er war früher Hofnarr", sagte er dann. „Aber die neumodischen Frommen haben das Amt eines lustigen Rathes aufgehoben. Die welschen Herren Hofprediger wollen den gnädigsten Herrn lieber selbst zum Narren halten. Einen Gnadengehalt haben sie ihm auch

nicht gegönnt; darüber wollte er sich beim Kurfürsten beklagen. Hat nichts geholfen. Wer weiß, vielleicht kann auch ich noch ein Mal Weinzapf beim Hirschwirth werden, wenn ich nicht verhungern will.“ Und grimmig schüttete er eine Kanne Rothwein in sich.

„Nun, Neuser, wie bekommt das Frühaufstehn?“ rief jetzt eine tiefe Baßstimme, die einem neu eintretenden geistlichen Herrn von stattlicher Haltung angehörte. „Es war ein capitaler Einfall unseres gemeinsamen Freundes Olevianus, euch durch Ernennung zum Frühprediger zu bestrafen, ha, ha, ha.“

„Hab's ihm auf meinem Kerbholz angezeichnet, Herr Inspector“, erwiderte der rothe Neuser, „und ich denke, es kommt die Zeit, daß wir die Trierer und Schlesier und Franzosen wieder aus Süddeutschland hinauskehren, wo sie nichts zu suchen haben.“

„Die Italiener vergeßt ihr“, schaltete Felix ein.

„Ueber euern Bruder hat sich noch keiner zu beklagen gehabt“, erwiderte Pfarrer Willing, der mit Inspector Sylvan eingetreten war, ein magerer blonder Herr mit interessanten aber ungeistlichen Zügen, der aussah, als ob er gut Schach spiele aber ungern predige. „Magister Laurenzano tritt bescheiden auf, wie es einem Fremden geziemt, ist ein gefälliger College und die Calvinisten liebt er nicht mehr als wir, das weiß ich schon lange, da mag er in der Stille papenzen. Zehn Bischöfe haben uns noch lang nicht so geplagt wie der eine Olevianus.“ „Ja wohl“, fuhr Neuser fort, „von dem rede ich und von all den Hungerleidern, die über unsere schöne Pfalz hergefallen sind wie die Sau über den Habersack und nun sie so recht im Futter sitzen, ist ihnen nichts mehr gut genug. Wißt ihr, was der hergelaufene Schlesier, der

Ursinus, an den Kurfürsten berichtete, als seine kurfürstliche Gnaden jüngst in Amberg waren? 'Kürzlich zu antworten', schrieb er, 'ist mein christlich Bedenken, daß in der ganzen Rheinpfalz keine sechs tauglichen Pfarrer seien.' Das waren seine eigenen Worte. Dem soll doch gleich der Königsstuhl und der Heiligenberg auf seinen hochmüthigen schlesischen Schädel fallen, wenn wir ihm nicht christlich genug sind."

„Denn das Fluchen gehört doch auch dazu", murrte der Aufwärter, verdrießlich über den Pfarrer, der zur Bekräftigung seines Kraftworts so derb auf den Tisch geschlagen hatte, daß die Gläser klirrten und seine Kanne überlief. „Ho ho, so hitzig, Herr Amtsbruder", rief jetzt die Fistelstimme eines fetten kleinen Männchens, das possirlich aussah, fast wie ein verkleidetes Meerschweinchen, und das Felix als Pfarrer Suter von Feudenheim vorgestellt ward. Verbindlich sagte er, indem er sich neben Sylvan niederließ:

„Unter dem Schirme meines Inspectors schmeckt mir der Lützelsachsener wie Ingelheimer. Aber ist es nicht schändlich, wie unser Adam behandelt worden ist?" fügte er hinzu, indem er Neuser'n auf die Schulter klopfte, „ein Mann, ohne den der Hirsch gar nicht bestehen könnte!"

„Und der die größte Gemeinde in Heidelberg hat", brummte Klaus dazwischen.

„Wie so die größte Gemeinde?" fragte der Inspector.

„Nun alle, die nicht in die Kirche gehn." Die Andern lachten, Neuser aber warf dem Narren einen zornigen Blick zu: „Scheer dich an's Faß, Weinzapf!"

„Wer die Wahrheit geigt, kriegt den Fiedelbogen um die Ohren", erwiderte Klaus im Abgehen, während die

niedere Stube dröhnte von dem Gelächter der geistlichen Herren über den Zorn ihres bereits etwas angetrunkenen Amtsbruders. Gleichzeitig tauchte aus dem Hintergrund das bleiche Angesicht des Magister Laurenzano hervor, der mit Grazie seinem Bruder die schmale weiße Hand reichte, während er mit einer verbindlichen Neigung des Hauptes den rothnasigen Neuser, den Märtyrer des Tags, nach seinem Befinden fragte. „Ich befinde mich wohl", erwiderte der Dicke giftig, „und wünsche dem heiligen Vater ein Gleiches." Paul überhörte die Anspielung und setzte sich zwischen den Inspector und seinen Bruder. Er mußte doch schon einen Theil der Unterhaltung draußen behorcht haben, denn er sagte zu Sylvan mit einem freundlichen Lächeln: „Eure Collegen geben es mir ziemlich jeden Abend zu hören, daß sie den Fremden nur ungern hier sehen und in ihrem Lande weder Calvinisten wollen, noch Lutheraner, noch Papisten. Aber wen wollen sie eigentlich? Man muß, wie es scheint, aus Heidelberg sein und recht viel Bier und Wein trinken, sonst wird man in ihren Augen niemals ein guter Pfarrer."

Der stattliche Inspector schüttelte das Haupt. „Ich bin ja selbst kein Pfälzer und mir hat noch keiner gesagt, ich sei ihm im Weg."

Der Jesuit betrachtete seinen Mann. „Ihr seid ein Baier, Herr."

„Nein, ein Tiroler bin ich und Papist war ich auch und zwar ein recht eifriger."

„Darf man wissen, was diesen Eifer dämpfte?" erwiderte Paul neugierig.

„Warum nicht?" sagte Sylvan. „Eine schöne Geschichte ist es nicht, aber lehrreich für euresgleichen und mir kann sie nicht mehr schaden, denn es ist schon lange

her. Ich bin bei Trient zu Hause und wurde in Insbruck erzogen vom Abte Altherr und als ich die Weihen erhalten, ward ich als Kaplan in die Gegend von Salzburg geschickt, wo einem alten Pfarrer seine Filiale zu beschwerlich wurde. So kam ich aus dem Seminar in die Welt, den Kopf voll von Plänen, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Da kam ich aber meinem dicken Pfarrer schön an. Der lebte mit seiner Hausnerin und lief jeden Mittag nach Salzburg und trank den guten Strohwein in St. Peter. Mir war das ganz recht; so konnte ich die Pfarrei allein versehen. Ich trug meine Weisheit bergauf und bergab und predigte den Bauern das Evangelium, bis ich merkte, daß sie sich über mich lustig machten und daß ihnen der Pfarrer der liebste war, der ihnen am seltensten in den Weg kam. Gekränkt, beschloß ich, wenn die Bauern mich nicht hören wollten, mich in meines Pfarrers Bücherei zu setzen und durch ein dickes Buch die Welt in Erstaunen zu setzen. Ob ich über die Erzengel oder über den Pfarrzehnten schreiben werde, das sollte auf die Bücher ankommen, die ich dort finden würde. Aber der Himmel soll wissen, welche Kirchenväter ich in der Bibliothek meines Hochwürdigen entdeckte? Den Amadis von Gallien und die Scherze des Erasmus und Hutten, die Bücher des Boccaccio, die Epigramme des Poggio und die Romane des Meister Rabelais. Jetzt wurde mir klar, warum mein Pfarrherr so viel Strohwein brauchte, um sich zu betäuben. Bei mir richteten die Liebesgeschichten, die ich las, auch viel Unfug an, aber bald warf ich sie von mir; mein Eifer entbrannte und ich beschloß, das Aergerniß wegzuräumen. Eines Mittags, da der Pfarrer aus war und die Hausnerin die Neffen und Nichten besuchen ging,

packte ich die ganze Bücherei des Antichrists auf und trug sie auf den Hof. Bald hatte ich die saubern Bände geschichtet und hatte meine Freude daran, wie lustig sie brannten. Aber ich dachte in meinem Eifer nicht daran, daß gerade der Föhn wehe. Wie hätte ein junger Heiliger von zwanzig Jahren auch an eine solche Kleinigkeit denken können, wenn es Gottes Sache galt. Das brennende Papier wirbelte über den Hof und ehe ich mich's versah, brannten die Schindeln am Schweinstall. Ich laufe nach Wasser, werfe Mist auf den brennenden Stall und während ich schwitze und keuche, sehe ich plötzlich, daß das fliegende Papier auch das Strohdach der Pfarre in Brand setzt. Jetzt renne ich in die Kirche und fange an zu stürmen. Die Leute laufen zusammen. Ich wollte nicht gefragt sein, nichts hören, nichts sehen. Aber im Läuten fühle ich, wie die Kirche selbst sich mit Rauch füllt; ich sehe den Dachstuhl brennen, ich stürme immer gewaltiger bis die Glocke mir vor die Füße stürzt. Jetzt erst trete ich hinaus. Heiliger Florian! wie ich um mich schaue, steht der ganze Ort in Flammen! Der Föhn trägt das brennende Stroh von Dach zu Dach. Da wartete ich nicht, bis mir die Bauern den Lohn für meine Frömmigkeit auszahlten, sondern schnitt mir einen Stecken und lief, wie mich nur meine Füße tragen wollten. Ward es Abend, so legte ich mich in einem Weizenfeld auf's Ohr und schlief mich aus. So kam ich nach Insbruck zu meinem Abte zurück. Dem beichtete ich alles. 'Du hast geeifert, aber mit Unverstand', sagte er, 'in Tirol ist deines Bleibens nicht fürder.' Da mußte ich denn von meinen Bergen herniedersteigen nach dem Reich und konnte nach einem der sechzehn Enden mich wenden, aus denen der Wind über die Münchner Heide bläst. Nun

galt es, sich zu drücken und zu schmiegen und bald hatte ich es gänzlich verlernt, anderer Leute Sünden mit Feuer auszutilgen. Als ich endlich nach Franken kam, war der Eifer verraucht. Der Bischof Zobel in Würzburg meinte aber, ich sei ein gerade gewachsener Tiroler und wisse mich zu benehmen und machte mich zum Domherrn und Hofprediger. Gab's da keinen Strohwein, so gab's Steinwein. Ich fand meine Therese und wir lebten schlecht und recht, wie es Gott gefällt. Aber schließlich dachte ich, es ist doch nur eine halbe Geschichte und fragte in der Pfalz, ob sie mich brauchen könnten, denn meine Therese lag mir in den Ohren, ich sollte sie heirathen und meine Kinder hätte ich auch gern bei mir gehabt. Nun so bin ich nach Ladenburg gekommen. Statt des schweren Steinweins trinke ich Lützelsachsener. Gut ist er nicht, aber er kostet nichts als eine kleine Ueberwindung und gesünder ist er auch. Kurz, der Inspector Sylvan ist vergnügter als der Domherr in Würzburg jemals gewesen ist. Das ist meine Geschichte, junger Mann, und ich denke, ihr nehmt daran ein Exempel."

„Ich danke euch, Herr", sagte Paul lächelnd; „ihr dürft auch überzeugt sein, daß ich euer Heidelberg nicht anzünde. Es brennt ja schon ohne mich alle vier Wochen."

„Macht Platz für den Kanzler Probus und den Herrn Kirchenrath", befahl jetzt Neuser eifrig, als Erast mit einem untersetzten stattlichen Herrn eintrat, der auf sein Schwert gestützt an dem Tische der Pfarrer sich niederließ. Immer dichter füllte sich die Reihe und des Hofnarrn Töchterlein, eine frische pfälzische Dirne, half munter bei der Bedienung. Nur den Magister Laurenzano schien sie nicht zu sehn. Er saß trocken, bis der Hirschwirth selbst ihm eine Kanne brachte.

„Wer ist der struppig aussehende Herr mit der kolossalen Stirne?“ fragte der Maler, „ich meine den, der so rasch einen Becher nach dem andern in sich schüttet und dessen Wort jedesmal eine Beifallssalve der Nachbarschaft hervorruft?“

„Das ist unser großer Philologe Xylander.“

„Hm“, murmelte Felix, „die großen Humanisten sehen bei uns anders aus. Und der hagere Herr, der sich so herablassend gebärdet, als ob er fürchte, uns übriges Gewürm unversehens mit seinen Löwentatzen zu erdrücken?“

„So schweig doch,“ flüsterte Paul. „Das ist ja der berühmte Pithopöus, der große Aristoteliker von Deventer.“

„Kann mir auch gestohlen werden“, sagte Felix mit großer Ruhe.

„Die Herrn dürfen sich nun auf recht schwere Aufgaben gefaßt machen“, nahm jetzt Kanzler Probus mit breiter Stimme das Wort. „Die Einführung der Genfer Kirchenzucht ist so gut wie beschlossene Sache. Es werden Presbyterien errichtet, die in Gemeinsamkeit mit dem Pfarrministerium den Kirchenbann ausüben. Vor fremden Thüren kehren, wird jetzt eine lohnende Beschäftigung. ‘Das Amt des Aeltesten’, sagen Calvin's Ordonnanzen, ‘besteht darin, auf das Leben eines Jeden Acht zu haben.’ Die Quartiere der Stadt werden unter die Aeltesten vertheilt, die die Häuser inspiciren und sich überzeugen, ob die Hausväter und Hausmütter den neuen Katechismus inne haben, ob die Familie in Frieden lebt, ob der Hausvater sich nicht betrinkt, die Frau nicht mit der Nachbarin zankt, ob jedermann zur Kirche und Abendmahl geht, ob Würfel oder Karten im Hause sind oder die Töchter den Ringelreigen tanzen? Die Abstellung des

Gerügten aber sollen dann die Pfarrherrn überwachen. Ueberhaupt geht die Handhabung der öffentlichen Ordnung von den Amtleuten an die geistliche Behörde über."

„Das wird Loch kosten, sagte der Spatz, da sollt er ein Gänseei legen", rief eine schrille und doch heisere Stimme.

Der Kanzler runzelte die Stirne. „Aha, unser Klaus fällt in seine Narrenrolle zurück", entschuldigte der Inspector.

„Unrecht hat er nicht. Kinder und Narren sprechen die Wahrheit", nahm Erast das Wort, während er mit seinem gelben Lederhandschuh seinen lahmen Arm streichelte, der wieder weh that. „Die Prediger werden nicht stark genug sein, die öffentliche Ordnung zu handhaben. Die Obrigkeit wird dennoch hinten und vornen sein müssen, allein nunmehr unter Befehl der Herrn Theologen. Kann aber der Amtmann Hartmann Hartmanni unter Olevian's Befehlen Ordnung stiften, so sehe ich nicht ein, warum er es nicht auch so vermöchte. Denn das ist sicher, daß dieses wüste Wesen in Heidelberg nicht länger geduldet werden sollte, dieses Lärmen auf den Straßen bis tief in die Nacht, das ewige Schießen und Musiciren und Herumtreiben. Aber dem allen könnte der Amtmann auch ohne die Pfarrer steuern, wenn er nicht selbst ein Schürzenjäger wäre und sonst ein trauriger Geselle, ganz abgesehen davon, daß er sich auch noch für einen großen Humanisten hält und Verse schmiedet, statt auf seinem Amthaus zu sitzen."

„Ja die Zucht läßt zu wünschen in Heidelberg", bestätigte Probus, „und nun rächt sich, was man versäumte."

Die Pfarrer schwiegen und schauten etwas verlegen

vor sich hin. Es ging ein Engel durch das Zimmer oder auch zwei bis der hagere Philosoph Pithopöus den Gedanken der Herrn zum Ausdruck verhalf, indem er spöttisch sagte: „Im Hirsch werden wir die geistlichen Herrn nun wohl nicht mehr sehen, denn wenn die Theologi ihren Pfarrkindern das Wirthshaussitzen abgewöhnen sollen, müssen sie mit gutem Beispiel vorangehn."

„Da fällt der ganze Vortheil der Frühgottesdienste wieder dahin, Herr Neuser, mit all' der schönen freien Zeit von acht Uhr ab", setzte Xylander mit lustigem Aufblick seiner braunen Augen hinzu.

„Wenn die Vorschläge Olevian's durchgehn", sagte der Kanzler Probus, „so seid ihr auch dieser Sorge überhoben, Herr Professor. Die Wirthshäuser werden geschlossen und dafür erhalten wir 'Abteien', in denen sich die unverheiratheten Bürger in den Abendstunden unter der Aufsicht von Olevianus, Ursinus oder Zanchi versammeln dürfen. Keinem wird Essen und Trinken verabreicht, ehe er zuvor ein Tischgebet gesprochen, oder wie das Evangelium es ausdrückt, an den Ecken gebetet hat. Die Zahl der Gläser aber setzt ein Beschluß des Presbyteriums fest."

Ein allgemeiner Ausbruch des Unwillens folgte dieser unglaublichen Botschaft.

„Der Herr Kanzler scherzt", sagte Pfarrer Suter mit einer verblüfften Miene.

„Ei", erwiderte Probus, „habt ihr nicht die Genfer Ordonnanzen gelesen, die vorschreiben, was der Genfer essen darf und was nicht? Hat nicht Calvin seinen Genfern die getrockneten Südfrüchte verboten, hat er nicht den Niederbesteuerten untersagt, Gebackenes, Wildbraten und Geflügel zu schmausen? Hat er nicht festgesetzt, daß kein

Genfer mehr als zehn Personen einladen dürfe? Hat er nicht angeordnet, daß keiner Sammt und Seide und Kleider in rother Farbe tragen solle, obgleich Genf selbst die größten Färbereien und Sammtfabriken besitzt? Wenn das Presbyterium darüber wachen soll, daß Hans den Strauß für seine Grete nicht mit kostbaren Bändern oder Goldfaden zusammenbindet, wie die Genfer Ordonnanzen wörtlich vorschreiben, warum soll es nicht auch sein väterliches Auge auf die Zahl der Gläser werfen, die Herr Pfarrer Neuser jeden Abend vertilgt? Ueberschreitet der durstige Herr aber die erlaubte Zahl, so muß er in der Kirche auf den Knieen die Gemeinde um Verzeihung bitten."

„Da trinken wir lieber heute noch eine Kanne", rief Pfarrer Suter mit seiner dünnen Stimme, „he Klaus!" —

„Ich war in Genf", begann nun Pfarrer Willing mit einem diplomatischen Lächeln, während seine klugen Augen pfiffig nach dem Kanzler hinüberzwinkerten. „Ich weiß aus Erfahrung, wie es da zugeht. Lebt man zu gut, so ist Auspeitschung und schmachvolle Schaustellung vor allem Volk die Strafe. Lebt man aber zu streng, so ist's auch nicht recht. Zu meiner Zeit wurde ein Bauer eingekerkert, weil er am Freitag kein Fleisch aß, denn dabei witterte Herr Calvin Kryptopapismus. Selbst eine betrübte Witwe wurde vor das Consistorium geladen, weil sie am Grabe ihres Mannes gesprochen hatte: 'requiescat in pace.' Daß man junge Frauen auspeitschte, deren Haarputz und Kleiderschnitt Herrn Calvin nicht gefiel, ist begreiflich, er sperrte aber auch die Schneiderin ein, die das Kleid gemacht und die Freundin, die ihr beim Ankleiden geholfen. Es wird ein schöner Zustand werden in Heidelberg, wenn die schwindsüchtigen Käse-

gesichter, die Ursinus und Zanchi um sich versammelt haben, ihre Nasen in alle Töpfe stecken. Ich weiß noch recht wohl, wie sie mich in Genf gleich einem Schulknaben den Katechismus aufsagen ließen, mir meine Bücher visitirten, alte Herrn und ehrbare Frauen zum Spitalmeister schickten, damit sie beten lernten und uns auf ein Jahr in die Kinderlehre sprachen, damit wir unsere Ansichten von der Prädestination berichtigten."

Eine peinliche Pause bezeugte den Eindruck, den die Erzählung des welterfahrenen Pfarrers machte. „Auch das sonntägliche Spazierengehn", fuhr er fort, „die Feste im Freien, Kegelschieben, Tanzen und Singen mögen sich unsere Pfälzer nur aus dem lustigen Sinn schlagen, denn das alles führt zum Kirchenbann, der Bann aber führt zu Gefängniß und zur Landesverweisung."

„Verbannen brauchen mich die fremden Herrn nicht", sagte Neuser zornig, „ich gehe schon so wieder."

„Wohin wollt ihr denn gehn?" erwiderte Xylander. „Zu den Hugenotten? Da müßt ihr noch früher aufstehn, die halten schon bei Sonnenaufgang Frühdienst. Zu den Sachsen? Bedenkt das schlechte Bier und die Ubiquitätslehre. In die Hansestädte? Da kämt ihr bei Heßhusen und Westphal aus dem Regen in die Traufe. Ihr könnt eher mit zwei Würfeln dreizehn Augen werfen als eine Kirche finden, die eure Freiheit respectirt. Es hilft nichts, Herr Bruder, ihr müßt euch ducken."

„Ich weiß schon einen Ort und der Inspector und mein Freund Suter wissen ihn auch. Werden schon Nachfolger finden, wenn es hier so fort geht mit den Welschen. Wir wandern."

„Der Klaus ist wohl auch von der Gesellschaft", lachte Xylander.

„Der Klaus wird türkisch“, sagte der Aufwärter, „da hat man einen Gott und drei Frauen. Das ist besser als umgekehrt.“

„Still, Lästermaul“, erwiderte Probus.

„Es käme noch auf den Versuch an, was besser ist, türkisch oder kurpfälzisch unter Oleviano und Friedrich dem Frommen“, murrte Neuser.

„Der dicke Neuser ist der Mann danach, drei Erzväter und zwölf Apostel für ein Faß Deidesheimer zu versetzen“, spottete Xylander, „aber bedenkt, in der Türkei bekämt ihr keinen Tropfen Wein, der Prophet hatte einen schwachen Magen.“

Der Kanzler erhob sich, die Unterhaltung schien ihm zu trivial zu werden und seine Absicht, Stimmung gegen den Kirchenrath zu machen, hatte er erreicht. Auch Erast und die beiden Professoren zogen sich nach einer Weile zurück, zuletzt auch Pfarrer Willing.

Die beiden Brüder saßen nunmehr allein unter den geistlichen Herrn, die sichtlich auf ihr Gehen warteten. Ja Sylvan fragte schließlich den Maler geradezu, ob er den Herrn Magister bei dem schönen Mondschein nicht noch nach dem Stifte begleiten wolle, allein es war, als ob Paul es darauf abgelegt habe, die Andern hinauszusitzen. Er bestellte bei Klaus ein neues Glas und Felix froh, den Bruder endlich länger zu genießen, leistete ihm gern Gesellschaft.

Nun stand auch der Inspector auf und setzte sich von Paul und Felix hinweg auf die andere Seite des Tisches, wo Suter, Neuser und ein dritter Pfarrer, den sie Vehe, Diakon von Lautern nannten, ihn alsbald eifrig umgaben. Zwischen dem vom Trunke gedunsenen Neuser, dem meerschweinartigen Suter und dem rohen Vehe, dessen

Gesicht fast nur aus Unterkiefern bestand, sah der hohe Sylvan vornehm aus, fast wie Orpheus unter den Bestien. Während Paul seinem Bruder von dem Stand seiner Arbeiten erzählte, brachte der Inspector etliche Briefschaften zum Vorschein und sagte mit gedämpfter Stimme zu den Andern: „Ich bin in Speyer gewesen. Herr Kaspar Beckheß, der Kanzler des Woywoden, hat mich auch freundlich aufgenommen. Ihm ist es ganz genehm, wenn reife und erprobte Theologi in den Dienst der siebenbürgischen Kirche eintreten. Aber er meint, seine Unitarier seien etwas mißtrauisch, die zuwandernden Deutschen möchten ihnen eben solche Ungelegenheiten machen wie den Pfälzern die Italiener, Belgier und Franzosen. Darum müßten wir rund und klar die Trinitätslehre abschwören, eher werde der Superintendent Davidis nicht in unsere Aufnahme willigen."

„Die Trinitätslehre abschwören", sagte Vehe, „das ist stark."

„Das kommt auf den Brauch des Landes an", erwiderte Sylvanus in überlegenem Ton. „Was weiß man am Ende von diesen Dingen? Es ist mit den drei Personen in der Gottheit schließlich wie mit den drei Personen in der Grammatik, hier conjugiren wir: sum, es, est, wenn sie dort conjugiren: sum, sus, sut, kann's uns auch recht sein."

„Aber, wenn die Sache ruchbar wird, ehe wir unseren Abschied vom Kurfürsten haben", quiekste Suter mit seiner Ferkelstimme, „so ist der dicke Thurm unser sicheres Logis."

„Ich dachte mir's", lachte Sylvan, „daß ihr euch fürchtet und darum will ich die Kastanien für euch aus dem Feuer holen. Ich habe bereits eine Schrift gegen

die Trinitätslehre geschrieben. Die schicke ich an des Woywoden Leibarzt Blandrata ein. Ich füge dann hinzu, daß ihr denkt wie ich, und ich hoffe Davidis wird sich damit zufrieden geben. Hier ist die Schrift."

Vehe nahm die dargereichten Blätter und las: „'Wider den dreipersönlichen Abgott und den Zwei-Naturen-Götzen.' Das ist aber ein starkes Stück", sagte er, indem seine Wolfsaugen argwöhnisch nach dem Italiener hinüberschielten.

„Je stärker, je besser", erwiderte Sylvan. „Der Gesandte des Woywoden und die Freunde in Siebenbürgen müssen überzeugt werden, daß es uns mit dem Uebertritt Ernst ist, sonst bekommen wir keine ordentlichen Posten. Ich gehe hier weg, weil sie mich zur Seite geschoben und mir diese norddeutschen und französischen Hungerleider vor die Nase gesetzt haben. Mit einer Hungerpfarre in Siebenbürgen ist mir nicht gedient. Da bliebe ich besser in Ladenburg; Neuser, denkt ihr nicht ebenso?"

Der Angeredete fuhr mit seinem weinschweren Haupte in die Höhe. „Wieder ein Superintendent", rief er, „der ein Bekenntniß verlangt? Ist denn die ganze Erde voll dieses Gezüchts, daß man nicht einmal in Klausenburg soll leben dürfen, wie man will. Der Klaus hat Recht, besser unter die Türken als unter die Superintendenten. Zum Henker mit Davidis und Blandrata, zu den Türken gehe ich; noch heute schreibe ich eine Eingabe an den Sultan Selim. Ruhe will ich endlich haben vor diesen Blutsaugern. Gehe ich darum aus der Pfalz, um mich in Klausenburg wieder hudeln zu lassen?"

„Aber so schreit doch nicht so", sagte Sylvan, „der Jesuit da drüben thut zwar, als spräche er eifrig mit

seinem Bruder, aber ich sehe wohl, wie er die Ohren steif hält. Diese Sorte kenne ich von Würzburg."

„Klaus", rief Pfarrer Behe mit seiner rauhen Stimme dem Weinschenk zu, „warum haben die Esel so lange Ohren?"

„Weil ihre Mütter ihnen, so lang sie klein sind, keine Häubchen aufsetzen."

„Falsch gerathen."

„Damit sie die Predigt auf der Straße verstehn, wenn der Herr Pfarrer sie nicht in die Kirche läßt."

„Schon besser", sagte Behe mit einem bösen Blick auf die Italiener: „zum Horchen."

„Fort, fort von diesem Gesindel", rief Neuser. „Nirgends hat man mehr seine Ruhe. Ueberall lauschen, spioniren, schnüffeln, denunciren sie, zählen einem die Tropfen im Krug. Freiheit will ich haben."

„Wir stören hier", sagte Felix zu seinem Bruder, der, scheinbar unbekümmert um die Reden an der andern Seite des Tischs, sein Auge nicht von den Lippen des Malers, das Ohr aber noch weniger von den Gesprächen der Pfarrer gewendet hatte.

„Lasse sie zuerst gehn", erwiderte Paul in italienischer Sprache, „es fällt weniger auf." In der That erhoben sich die vier Pfarrer gleichzeitig und gingen geräuschvoll aus der Stube, ohne die beiden Brüder eines Grußes zu würdigen.

„Deutsche Höflichkeit", lachte Paul.

„Es sind Thiere", sagte der Maler. „Könnte ich die Fassade des neuen Baues absägen und nach Florenz schicken, ich betrachtete es als gutes Werk" und indem er den übeln Eindruck mit einem letzten Schluck Wasser hinabspülte, nahm auch er des Bruders Arm und trat

auf den Marktplatz hinaus, wo die dunkeln Massen der gegenüberliegenden Kirche sich gewaltig abhoben von dem im hellen Mondlicht daliegenden stillen Platze. Felix schlug den Weg zum Schlosse, Paul den zur Brücke ein. Der junge Priester sah nichts von dem Metallglanz des mondbestrahlten Flusses, nichts von dem Nebel, der sein zauberhaftes Spiel im Thale trieb, er war ganz voll von den Gotteslästerungen, die er vernommen, von den Plänen der ruchlosen Pfaffen, die das Heer der Läugner der heiligen Trinität verstärken wollten. Ihm war nicht unwahrscheinlich, daß all die einflußreichen und gewichtigen Männer, die sich heute um den runden Tisch geschaart, geheime Mitverbündete der Arianer seien. Aber er wollte mit einem Schlage dieses ganze Nest des Satans zerschmettern, so gelobte er sich, und wenn er eine Regung des Erbarmens gekannt hätte, wo es Gottes Sache galt, sie wäre nicht aufgekommen gegen das Rachebedürfniß des Neapolitaners, der die pöbelhaften Beleidigungen dieser rohen Menschen nur scheinbar gleichgültig hingenommen hatte, während sein Herz voll wilder Gier brannte, sie nach seiner Weise zu bezahlen. Sylvan besonders, diesem pfauenstolzen schönen Mann, galt sein Zorn, dem die katholische Kirche ihre höchsten Ehren verliehen hatte und der sich heute offen zu dem Grundsatz des Heerdenthiers bekannte, sich immer dahin zu ziehen, wo die Weide am fettesten ist. Sobald Paolo auf seinem Stübchen angekommen war, machte er sich daran, in der geheimen Zeichenschrift, die der Professe ihm bestimmt, einen ausführlichen Bericht über diesen denkwürdigen Abend niederzuschreiben. „Bis jetzt", sagte der junge Jesuit, indem er die Feder ausspritzte, „habe ich nur kleine Füchse und wilde Sauen erlegt, die den Wein-

berg des Herrn verwüsten, heute hat ein gefleckter Edel-
hirsch, der mit achtzehn Enden durch die Forsten bricht,
den Pfeil im Herzen." Mit einem Gefühl des Trium-
phes legte er sich nieder, um gleich am andern Mor-
gen von der Stadt aus seine Briefe nach Speyer zu
bestellen.

Neuntes Kapitel.

Die Sonne neigte sich und noch immer stand Felix hoch auf den obersten Brettern seines Baugerüstes, um den Sims des Daches zu prüfen und die Risse der Mauerfugen sich zu betrachten, deren Ausbesserung nöthig schien. Beim Mittagstisch hatte er gehört, Erast's Töchterlein sei wieder zuhause und wer weiß, ob nicht gerade diese Botschaft ihn an den gefährlichsten Theil seiner Aufgabe erinnert hatte. Wenigstens tauchte ihm, während er hier oben Pilaster und Consolen und den Zustand der Figuren prüfte, in seiner luftigen Höhe mehr als ein Mal die Erinnerung an das blonde Waldmärchen am Stiftsteiche auf. Hundert Fuß über dem Erdboden, auf schmalem Brette stehend, sah er starr dem ernsten Serapis in's Angesicht, dann fuhr er mit der Hand über die Augen und erinnerte sich, daß hier nicht der Ort sei zu träumen und unwillig den Kopf schüttelnd sagte er: „wenn ich heute einen Fehltritt thue und ende wie Phaëton, so ist niemand als die blonde Klytia schuld, denn wer dieses süße Lächeln der Kleinen einmal geschaut hat, den wird die Erinnerung an die Grübchen in ihren Wangen bis zu den Planetengöttern hier oben begleiten. Die alten Herrn wissen ja auch von solchen Dingen Bescheid." Da, als er sich eben zum Herabsteigen anschickte, sah er das blonde Kind, an

das er dachte, hinter dem nächsten Fenster leibhaftig vor sich.

In der That war Klytia aus dem Stifte in die Wohnung des Vaters wiedergekehrt und hatte ihr feines Näschen nicht wenig gerümpft, als sie die Gerüste vor dem Fenster und den Staub in den Stuben wahrnahm. Trotz den peinlichen Erinnerungen an die Tage im Stift fühlte sie sich zuhause doch recht einsam. Schon der Abschied von der guten alten Aebtissin war ihr schwerer geworden als sie dachte und auch der Groll gegen die Gespielinnen war aus ihrem guten Kinderherzen wieder weggewischt, seit sie unter Scherzen und Küssen ihnen Lebewohl gesagt. Sie saß nun an ihrem hochgelegenen Fenster und schaute durch die Gerüste der Maurer über den Ruprechtsbau träumerisch nach dem Rheinthal hinaus. Der Neckar zog silbern wie sonst durch die weite Ebene, deren Felder weiß wurden zur Ernte; in der Ferne dämmerten die blauen Berge der Haardt, die blühenden Akazien dufteten an den Abhängen des Jettenbühls und rechts und links auf den Höhen des Heiligen- und Gaisbergs legte sich die Blüthe der Kastanien wie ein weißer Puder über die dunkelgrünen Wälder. Eng um den Heiligengeistthurm drängten sich die Häuser der Stadt wie die Schafe um ihren Hirten, und die beiden Brückenthürme, die diesseits und jenseits des Flusses standen, luden die Bewohner gastlich hinüber und herüber. Es war dasselbe liebe Bild, das sie vordem so oft beglückt hatte, aber sie selbst war es nicht mehr; ihr fröhlich Herz war drüben geblieben im Stift und träumerisch blieb ihr Auge an dem Brückenthurme hängen, als ob durch dieses Thor all ihr Glück — sie wußte nicht ein- oder ausziehe. Als sie nun in ihrer Fensternische mit ihrer Arbeit

Platz nahm, da fühlte sie, was ihr fehle. „Wenn nur die Mutter noch lebte“, sagte sie vor sich hin und eine Thräne perlte an ihren langen Wimpern. Dem ernsten Vater, so sehr sie ihn liebte, konnte sie ja doch nicht anvertrauen, was sie drückte. Sie war schändlich getäuscht worden. Der Mann, den sie als den besten auf Erden vergöttert, hatte sich als böser Engel im Gewande des guten Hirten erwiesen und der Schimpf, den er ihr angethan, kränkte sie tief in ihrer weiblichen Würde. Was half es ihr, daß sie bonam conscientiam hatte, wie die gute Aebtissin zu sagen pflegte, ihr war dennoch, als ob sie selbst sich etwas vergeben, indem sie einem Heuchler so viel Gewalt über sich verstattet und wenn sie an die verhängnißvollen Momente der Abendexercitien in der Kapelle dachte, dann schoß ihr das Blut in's Angesicht und sie neigte sich tief auf ihre Arbeit, weil Entrüstung und Scham in ihr kämpften. Während sie so in tiefes Sinnen und Grübeln versank, wurde sie bei ihrer Arbeit plötzlich durch den Schatten eines Mannes aufgeschreckt, der auf dem Maurergerüste hart an ihrem Fenster vorüber ging. Sie war so gewohnt, hier oben selbstvergessen in tiefer Einsamkeit zu hausen, höchstens daß ein Mal ein Sperling an ihrem Fenster sich tummelte, oder eine girrende Taube sich an der Brüstung niederließ, daß sie erschrocken zusammenfuhr. Der Kopf des draußen Wandelnden überragte das Fenster, so daß sie ihn nur bis zu den Schultern zu sehen vermochte. Ein Mann hätte bei dieser plötzlichen Erscheinung gedacht, wie soll ich das Haus wahren vor solchen Besuchern; einer Frau hätte gebangt, daß der arme junge Mensch von dem schmalen Brett in die Tiefe stürzen möchte. Lydia war dazu zu sehr Kind und Mädchen und nachdem der erste Schreck

vorbei war, kam die Neugierde, wie doch der Kopf aus=sehen möchte, der zu diesen jungen Füßen gehöre? Plötz=lich aber schoß ihr eine Ahnung durch die Seele. Es war ihr, als sehe sie diese Füße über die grüne Stifts=wiese wandeln und abgerissene blaue Blumen zertreten. Rasch sprang sie auf, um die Fenster zu schließen; da hatte Meister Felix sie bereits erkannt: „Ei, seid ihr zurückgekehrt, edle Jungfrau?“ fragte er freundlich. „Ich grüße euch in dieser luftigen Höhe.“

„Ihr werdet fallen“, erwiderte Klytia ängstlich, „bitte beendet euer Geschäft, mir schwindelt.“

„Oh mir ist hier so wohl wie der Meise, die sich am Tannzapfen schaukelt. Welch schöne Luft! Erlaubt daß ich mich setze.“ Und er lehnte behaglich seinen Rücken an einen Balken und indem er sein eines Bein mit den Händen umfaßte, baumelte das andere lustig über der Tiefe.

„Habt ihr lang auf diesem gefährlichen Posten zu thun?“ fragte Klytia, die in der Angst ihn fast gebeten hätte, durch ihr Fenster einzusteigen.

„Oh ziemlich lang, edle Jungfrau“, sagte der Bau=meister lachend, „dem Herrn Serapis muß ich seine Stiefel flicken, Jupiter's Adler wird den Schwanz verlieren, wenn ich ihn nicht mit Mörtel verstreiche, Amor ist in Gefahr wegen seines Kopfes, woran ihr wohl Schuld seid, Glaube und Hoffnung sind noch ziemlich im Stand, aber die Liebe hat keine Nase mehr und Simson muß einen neuen Eselskinnbacken haben. Ihr seht, daß ihr gar nicht be=stehen könntet in eurem Schloß ohne mich.“

„Geht, wie mögt ihr scherzen in dieser Gefahr.“

„Bei den Augen der Madonna, ich scherze nicht. Wolltet Ihr einen Amor ohne Kopf und eine Liebe ohne Nase?“

„Ich mag mit beiden nichts zu thun haben“, sagte Klytia, „aber damit ich euren halsbrecherischen Aufenthalt nicht verlängere, erlaubt daß ich das Fenster schließe.“

„Nein, das erlaube ich nicht, da ihr mich doch um Erlaubniß bittet. Gebt mir lieber einen ehrlichen Abschied, indem ihr mir sagt, wann die Abendandacht in der Schloßkirche beginnt? Ich möchte meinen Herrn Bruder doch einmal predigen hören, da er bei euch hier so wortkarg geworden ist.“

„Magister Laurenzano predigt?“ fragte Klytia erschrocken und alles Blut trat ihr zum Herzen.

„Ja“, erwiderte Felix mit einem leisen Lächeln, „und wißt ihr, wann?“

„Um sechs Uhr beginnt der Abendgottesdienst“, sagte Klytia rauh, „kommt gut hinunter“, und mit hastigen zitternden Händen schloß sie das Fenster. Felix schaute ihr verwundert nach, dann trat er kopfschüttelnd und zerstreut den Rückweg an. Klytia aber war in ein rückwärts liegendes Gemach geeilt, als ob sie dort vor ihren Gedanken sicherer wäre. Sie räumte in den Stuben und hatte bald vergessen, wohin sie die Dinge geräumt hatte, so daß sie sie wieder suchen mußte. Mißvergnügt und traurig setzte sie sich dann wieder an ihre Arbeit. Das kleine Stübchen war schwül geworden, denn die Strahlen der Abendsonne lagen glühend in demselben. Sie öffnete das Fenster wieder. Draußen war alles still und Felix hatte die Leitern wegnehmen lassen, so daß sie vor ungebetenen Besuchern sicher war. Mit Herzklopfen nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Nie mehr wollte sie den Mann sehen, der, durch dunkle Gelübde gebunden, dennoch um ihre Liebe geworben hatte. Da kamen aus den Thüren des Schlosses die ersten Andächtigen gewandelt,

die nach der Schloßkirche hinübergingen. Befreundete Frauen schauten nach ihr hinauf, ob sie nicht wie sonst sich anschließe. Sie rückte ihren Stuhl tiefer in die Stube zurück. Die Glocken begannen zu läuten. Es war das die einzige kirchliche Musik, die der Kurfürst „vorerst“, wie er sagte, noch beibehalten hatte, während selbst die Orgel der Kirchenreinigung zum Opfer gefallen war. Mit Wehmuth hörte Klytia die summenden Töne; es war ihr, als ob man jemanden beerdige, ob sie, ob ihn, wußte sie nicht. Als auch die Glocken verstummten und es still, ganz still wurde auf dem großen Schloßhof, da überlief sie ein plötzlicher Schauer, es nahm ihr den Athem, sie mußte hinaus. — Drüben hörte sie jetzt singen und wie im Traum nahm sie ihr Käppchen und ihren Mantel und mit dem Gebetbuch in der Hand wandelte sie wie von einer unsichtbaren Macht wider ihren Willen gezogen nach dem Gotteshaus, in dem der verwerfliche Priester predigte und huschte in die hinterste Reihe neben der Thüre, wo sie hoffen durfte, vor seinen dämonischen Augen verborgen zu bleiben. War es der Glockenzauber, der sie hierher gezogen, hatten die Psalmen diese Macht gehabt, war sie dem nachgegangen, vor dessen Blicken sie sich jetzt hinter dem Pfeiler zu decken suchte? Der Prediger bestieg die Kanzel und las seine Gebete. Als Felix eine Weile später einen Blick nach Klytia hinübersendete, war sie von ihrem Platze weiter gerückt, wo sie Magister Paolo Auge in Auge sah.

Felix selbst schaute verdrossen und zerstreut in der hohen Kapelle umher. War das die berühmte Kirche des Heidelberger Schlosses, die weiland reichste in allen rheinischen Landen? Die hohen gothischen Bogen hatte man weiß überstrichen und unbarmherzig die Malereien zu=

gedeckt, die dem geübten Auge des Meisters noch hier und dort durch die Tünche entgegen dämmerten. Ein großer Flecken am Eingang bezeichnete den Ort, wo der kunstreiche Taufstein gestanden, ein gleicher im Chor den abgebrochnen Altar. Ohne Rücksicht auf die Architektur des Baus waren die Bänke um ein leeres Viereck in der Mitte geordnet, in dem, für Felix lächerlich zu sehn, ein gewöhnliches Geräthe, der „ehrliche Tisch“ stand. Ein Theil der Gemeinde drehte dem Chor den Rücken, der zwecklos und leer als unbenützter Winkel erschien ohne Altar und Kruzifix. Die bunten Heiligenfenster waren durch gewöhnliches Glas ersetzt und Felix starrte zornig durch dieselben nach dem blauen Himmel, indem er sich fragte, wohin die berühmten Glasmalereien wohl gekommen sein möchten, an deren Herstellung wackere Meister einen Theil ihres Lebens gesetzt hatten? Auch die alte Heidelberger Sängerschule, die einst am Fuße des Schloßbergs eine eigene Anstalt besessen, war eingegangen. Die Leute schrieen im Chor, wie es einem Jeden erbaulich schien. Als der Gesang geendet, verlas der junge Prediger mit milder, melodischer Stimme einen kurzen Text und legte das Buch mit graziöser Bewegung zur Seite. Dann führt er seine feine weiße Hand über die blassen Lippen und begann seine Predigt. Seine melodische, silberne Stimme durchzog das Gotteshaus, bald wie das einförmige melancholische Gemurmel einer Quelle, bald sich steigernd zum majestätischen Rollen des Donners, doch auch im lautesten Stürmen des rhetorischen Orkans nahm die Rede plötzlich wieder eine leise liebliche Klangfärbung an, die die Herzen dann doppelt rührte. Aber an Felix ging dieses homiletische Geräusch eindruckslos vorüber. Er musterte die Anlage des Baues, er dachte

sich aus, wie derselbe matt erhellt von bunten Fenstern des Chors, durchzogen von Weihrauchdüften, vertieft durch die Schatten dunkler Seitenkapellen und das Halblicht tiefer Nischen ganz anders müsse ausgesehn haben. Erst allmählig wurde er seines Unmuths so weit Herr, um seine Aufmerksamkeit den Worten des Predigers zuzuwenden, der mit der Sicherheit eines geschulten Redners und der Grazie des gebornen Italieners sich auf seiner Bühne bewegte. „Ach, wie schmutzig ist die Erde, wenn ich den Himmel ansehe", hörte er ihn mit den Worten des heiligen Ignatius seufzen. Mit lebendigen Farben schilderte er die Gefahren des Lebens, die Verlassenheit des schutzlosen Herzens. Eine Welt von Trostlosigkeit lag in seiner klagenden Stimme. „Nirgends ein Halt und Trost, nicht bei uns selbst, denn das Herz ist ein verstocktes, tückisches, unzuverlässiges Ding; nicht bei den Andern, denn sie sind wie wir; nicht bei der Welt im Ganzen, denn sie gehört nicht den Guten, sondern den Argen. Wo also ist eine Zuflucht, wo Rettung, wo sicherer Boden, auf dem wir stehen könnten?" Eine Pause spannte die Erwartung und gab den gepreßten Herzen Zeit, ihrer eigenen Beklemmung sich bewußt zu werden. Dann sagte der Redner mit einer überzeugenden Handbewegung, die zeigte, daß das Gute so nahe liege: „Siehe die Kirche, deine Mutter, deine Lehrerin, dein Schutz und dein Trost in allen Lagen."

Felix schaute verstimmt zur Seite. „Man weiß so genau, wie das gemacht wird", dachte er. Wieder musterte er die Anwesenden. Die wenigen Männer waren unandächtig, die Kinder unruhig, aber die Frauen hingen um so aufmerksamer an den feinen Lippen des jungen Redners. Als er wieder hinhörte, schilderte derselbe die

Strafen der jenseitigen Welt. „Sie werden gequält von Ewigkeit zu Ewigkeit, sagt die Schrift. Wie lang ist eine Ewigkeit?“ fragte er dann mit einem so festen Blick auf seine Zuhörer, als ob er eine bestimmte Antwort von ihnen verlange. „Nehmt an, dieser hohe, gewaltige Berg, der dort gegen Osten liegt, wäre von hartem Stahl und alle tausend Jahre käme ein Vöglein geflogen und pickte mit seinem kleinen Schnabel an dem Berge von Stahl und flöge dann weiter. Wie viele Jahrtausende würde es wohl währen bis der Berg weggepickt wäre? Oder nehmt an, von diesen Hügeln hier bis zum Haardtgebirge drüben wogte ein großer See und alle tausend Jahre käme ein kleines Mückchen und tränke mit seinem winzigen Rüssel so viel als es braucht, um seinen Durst zu löschen, wie viele Jahrtausende glaubt ihr, daß dies Thierchen brauchte, um diesen See auszutrinken? Hätte aber das Vöglein den Berg weggepickt und die Mücke den See ausgetrunken, noch wäre das nicht der millionste Theil einer Ewigkeit, die Schrift aber sagt: sie werden gequält von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

„Marktschreierkünste!“ murrte es in Felix und zum ersten Male fühlte er eine innere Abkehr von dem Wesen seines Bruders, für den er sonst nur die zärtlichen Gefühle eines Freundes und Vaters gehabt hatte. Nur mit Unmuth sah er hinauf, wie die hohe Jünglingsgestalt tief in's Knie gebeugt, fast unter der Kanzel verschwand, dann wieder emporgeschnellt die Arme ausbreitete, und rückwärts sank, als ob er von einem tödtlichen Stoße in's Herz getroffen wäre, um dann wieder mit erhobener Hand auf's neue zu versichern: „nur die Kirche, nur die Predigt, nur das Wort!“

„Das haben sie nun davon, daß sie die Orgel, die

Bilder, die bunten Fenster, den Sängerchor hinausgeworfen, nun müssen sie mit ungeheuerlicher Ruhmrederei ›ie Heilsamkeit der Waare anpreisen, nach der niemanıem mehr der Gaumen steht, während in die Kirche, ›ie wir sie schmücken, das Herz ganz von selbst den Menschen zieht." Als endlich der Prediger mit hoher Sachkenntniß einen homiletischen Endsturm veranstaltete ınd die ganze Fülle seines Organs zu mächtigster Entaltung kam, wartete Felix schon ungeduldig auf sein Amen und als nach dem Gesang die Gemeinde ohne die ;ewohnte Orgelbegleitung die Kirche unter dem hastigen Traben und Poltern der Schuljugend und dem lauten Reden der Männer verließ, fühlte der Italiener sich so alt und ernüchtert, wie er noch nie aus einer Vesper ;ekommen war.

Als er aus der Thüre der Kapelle heraustrat in den ›on der Abendsonne überglühten Schloßhof, fiel sein Blick ofort auf die hohe Gestalt des Rathes Erast, der hier eine Tochter erwartete. Mit höflichem Gruße wollte er ›orübergehn, Erast aber hielt ihn mit der freundlichen Frage auf, wie der gereinigte Gottesdienst dem Papisten ;efallen habe. „Monotone Melodien schlecht gesungen", agte der Italiener ausweichend. Er fühlte keinen Beruf n sich, den Heiden das Evangelium zu predigen. Aber ›er Kirchenrath war in seinem Fahrwasser. „Ah so", agte er, „ihr kennt unseren musikalischen Kanon nicht. Bir halten uns an Calvin's Institutio in diesem Stücke. Mit Sorgfalt', sagt der Genfer Lehrer, 'ist darauf zu ıchten, daß das Ohr sich nicht mehr auf die Melodie :ichte als der Geist auf den Sinn der Worte. Gesänge, ›ie lediglich darauf berechnet sind, einen gefälligen Ein›ruck zu machen und das Ohr zu ergötzen, passen nicht

zu der Majestät der Kirche und können nicht anders als Gott mißfallen."

„Im Gegentheil", erwiderte der Italiener trocken, „wenn unser Herrgott nur das geringste musikalische Gehör besitzt, wird er die Leute da drinnen schon um ihres unharmonischen Geschreies willen von den himmlischen Chören ausschließen. Der Gesang eignet sich nur für die Hölle."

Erast lachte. „Und die Predigt des Herrn Magisters? hat auch sie keine Gnade gefunden vor euren empfindlichen Ohren?"

„Hätte man das Gotteshaus gelassen, wie die Alten es gebaut", sagte Felix verstimmt, „so brauchte man jetzt keiner großen Rednerei, um die Seelen zu Gott zu führen."

„Wir sind eben gewohnt, uns an dem Worte zu erbauen, nicht an Bildern, Zeichen und allerlei Singsang", erwiderte Erast lächelnd.

„An dem Worte?" rief Felix unwillig. „Glaubt ihr denn, das gesungene Wort sei nicht auch das Wort Gottes? und das wäre doch noch die Frage, ob der Meister von Palestrina den Sinn des Worts mir tiefer aufschließt und fester einprägt oder Herr Pfarrer Neuser, Suter und wie die Ehrenmänner alle heißen, die ich neulich im Hirsch um den großen Tisch versammelt sah. Vielleicht habt auch ihr in S. Marco zu Florenz Fra Angelico's Bild gesehen, wie zwei Jünger den pilgernden Herrn einladen, bei ihnen einzukehren, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt. Ihr könnt viele Predigten über die Emmausjünger von euren berühmten Kirchenräthen hören, bis ihr nur eine Ahnung von dem Texte habt, den Fiesole euch so eindringlich vor die Seele stellt. Wer

den Blick des Erlösers auf jenem Bilde gesehen, den wird dieser Blick durch das Leben begleiten, so gut wie der beste Bibelspruch."

„Auch ich habe in eurer Heimath manche gute Stunde in euren Kirchen zugebracht", sagte Erast, „aber ich habe auch gesehen, wie die guten Bilder eben so wohl wie die schlechten vom Volke als Götzen verehrt werden und dem alleinwahren Gotte seine Ehre entziehen. Das Bild in San Marco kenne ich wohl und wie ihr sagt, die milden Züge des Meisters und der Jünger wird keiner vergessen, der sie sah. Ich habe aber auch andere Bilder gesehen, die ich noch weniger vergesse. So den scheußlichen Sebastian, Rochus und Markus am Hospital zu Venedig. Brach das Lazarethfieber aus in Folge der schmutzigen Wirthschaft, dann bekämpfte man es nicht mit frischer Luft, reinem Wasser und ungelöschtem Kalk, wie wir es thun, sondern man zündete den drei Nothhelfern neue Lichtchen an. Starben dann die Leute dennoch, so wurden die Schutzpatrone gescholten, verspieen und geschlagen — damit aber war es dann auch gut. An vernünftige irdische Mittel dachte niemand. Das ist die Folge davon, wenn man Kunst und Religion vermengt. Darum regte ich keine Hand, als man hier alle Bilder abthat, obwohl es auch mir um manches Kunstwerk leid that." Der Italiener empfand wohl das Körnchen Wahrheit, das in diesen Worten lag, aber alsbald erschrak er vor der ketzerischen Anwandlung, als ob ihn die Kralle des Satans erfasse. Er schlug ein Kreuz und als der Rath spöttisch lächelte, nahm er gereizt den Streit wieder auf. „Pöbel bleibt Pöbel", sagte er schroff. „Seit sie nicht mehr bei den Bildern Hülfe suchen, sind sie den Hexen und Zauberern um so mehr ergeben, wobei Gottes Ehre

nichts gewinnt. Es kann euch ja nicht unbekannt sein, daß Calvin in dem kleinen Genf mehr Zauberer und Hexen verbrannt hat als in ganz Italien zu unsern Lebzeiten verbrannt worden sind. Besser also die Leute wenden sich an die Bilder der Madonna als an den Teufel. Bei den Lichtern und Chören, die ihr abgeschafft, habt ihr aber nicht einmal die Entschuldigung des Mißbrauchs, oder hat auch die Orgel dem Aberglauben gedient?"

„Wir gehn nicht in die Kirche, um Lichtlein zu sehen und Musik zu hören, sondern um das Leiden des Herrn zu bedenken."

„Herr", sagte der Maler und seine Stimme zitterte vor innerer Erregung, „ich war noch zum heiligen Osterfest in der Kapelle des Pabstes zu Rom, als sie am Tage vor dem Tode des Erlösers uns in unserer Weise daran erinnerten, das Leiden des Herrn zu bedenken. In der Kapelle war es dunkel und am Altar waren Kerzen aufgestellt nach der Zahl der Jahre des Herrn. Der Chor gab dem Gefühle Ausdruck, das die Seele beherrscht bei dem Gedanken an das Ungeheuere, was die Menschheit an Christus verbrochen. Das war kein Singsang, es war, als ob durch Erde und Himmel ein tiefes großes Weinen gehe ob all der Schmach und Missethat auf Erden und wir weinten mit. Und die Lichtlein, die angezündet waren, ergötzten uns nicht. Eines nach dem andern verlöschte von unsichtbarer Hand. Das letzte aber ward hinter den Altar getragen. Es war dunkel in der Kirche und nur noch die mächtigen Gestalten von Michelangelo's jüngstem Gericht dämmerten im Hintergrund. Aber dieses allmähliche Erlöschen der Lichter rührte uns tiefer als uns die beste Predigt hätte rühren können. Ich zitterte, ich erhob leidenschaftlich die Hand, um die letzte Lebensflamme

des Herrn zu retten und als auch das letzte Licht verschwand, verstanden wir was die Schrift sagt: 'Das Licht schien in die Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen.' Das reine und schöne Leben des Erlösers war vor unseren Augen erloschen. Glaubt mir, ich habe das Leiden des Herrn damals tiefer empfunden, als wenn ich in einer eurer gereinigten Kirchen gewesen wäre und auf der Kanzel wäre ein Mensch mit einem rothen Gesichte gestanden und hätte mit seiner rauhen Trinkerstimme von einem Schmerze geredet, den er nicht kennt."

„Wenn der Prediger ungläubig ist, ist es überall schlimm", sagte Erast.

„Wenn, wenn!" rief Felix heftig, „der wahre Glaube ist allezeit auf Erden eine seltene Sache gewesen und sagte nicht euer Kirchenrath Ursinus selbst, er wisse kaum sechs christliche Pfarrer in der Pfalz?"

„Was weiß Ursinus, der hinter seinem Studirtische Grillen fängt und von der Welt seit Jahren nichts gesehen hat als den Weg vom Sapienzcollegium zum Bibliotheksthurm von unseren Pfarrern?"

„Nun, was ich davon gesehen habe, spricht nicht dafür, daß die Herrn berufen sind, Michelangelo, Raphael und Palestrina zu ersetzen."

„Trotz dieser Meister sind wir euch aber an wahrer Cultur weit voraus", sagte Erast gelassen.

„An wahrer Cultur!" rief Felix unwillig. „Hier seht diesen Bau. Auf diesen Wegen war durch unsere Meister die Cultur eures Volkes, da kam der große Ketzer von Wittenberg, der unheimliche Dämon, den der Böse gesendet hat, um euch zu verderben, und was habt ihr seitdem gemacht? Katechismen, Bekenntnisse, Streitschriften,

Bücher über alles, was man nicht wissen kann und all euer Leben geht auf in Zank und Streit und Disputiren und unfruchtbarem Gerede. Geht nur weiter auf diesem Wege, solche Bauten wie den des seligen Ottheinrich werdet ihr dann nicht mehr sehen, aber allgemeines Blutvergießen, Haß und Streit ohne Ende."

„Junger Mann", erwiderte Erast, „ihr seid erst wenige Monate in Deutschland und wollt über unser Volk das letzte Wort sprechen? Seht ein Mal hinein in unsere Schulen, wie das junge Volk heranwächst mit dem Katechismus in der Hand und weiß die Worte der Schrift, lernt lesen und schreiben und die zehn Gebote. Seht in die Häuser unserer Bürger. Haben wir es nur erst dahin gebracht, daß in jedem die heilige Schrift liegt, deutsch von Martin Luther, daß der Mensch zu jeder Stunde mit Gottes Wort umgehen kann, dann braucht er eure sinnlichen Mittel nicht. Vielleicht findet ihr dieses Wesen roh und einfältig, aber daß sie der heiligen Mutter Gottes keine Lichter anzünden, damit ihr Kind gesund werde, sondern lieber zum Arzte gehn, daß sie nicht mit dem Heiligenbild Halbpart machen bei Raub und Diebstahl, das kommt auch davon her, daß sie sich bei Gottes Wort erbauen, das ihnen sagt, was Gott will, nicht bei Bildern, Lichtern und Musik, bei denen jeder sich denkt, was sein Herz begehrt, der Eine Gutes und Schönes, der Andere Mord und Diebstahl."

Der ruhige Mann fing auch bereits an sich zu erregen, als zum Glück Lydia herzutrat. Sie sah erhitzt aus und ihre Augen glänzten fieberhaft. Dem Gespräche folgte sie schweigend, aber sie hörte dem Maler mehr mit den Augen zu als mit den Ohren.

„Wie er ihm ähnlich sieht", dachte sie für sich.

„Und was sagt ihr, Jungfrau?“ fragte Felix jetzt höflich.

„Daß beides sich nicht ausschließe. Gottes Wort bleibt ewiglich und wenn die Menschen ganz darin gegründet sind, dann dürfen sie vielleicht auch ein Mal wieder Bilder, Lichter und Orgeln haben.“

„Eine rechte Frauenentscheidung“, lachte Felix, „oder soll ich lieber sagen: ein salomonisches Urtheil?“

„Nein, Herr Maler. Der weise Salomon war ein Mann und sagte darum entweder oder, und wollte das Kindlein auseinanderschneiden, die Königin von Saba hätte gesagt: ihr sollt das Kindlein beide haben und dabei fährt die Welt immer am besten.“

„Seht, wie klug die Mädchen in der Pfalz sind“, erwiderte Crast lächelnd und reichte Felix die Hand zum Abschied. Klytia aber war sehr vergnügt, daß sie eine so gute Antwort gefunden habe und sprang fröhlich singend die Treppe hinan zum Portal des Schlosses.

Zehntes Kapitel.

Magister Paolo hatte seine liebliche Schülerin in der Abendandacht wohl wahrgenommen und wenn der geübte Redner sich auch keine Blöße gegeben hatte, indem er seine Kanzelberedsamkeit in den gewohnten Gleisen weiter rollen ließ, seine Gedanken waren von dem Augenblick an, daß er ihrer gewahr geworden, keineswegs sehr ernstlich bei den ewigen Höllenstrafen gewesen, von denen er redete. Unziemlich war es gewiß, und dennoch, während er das Vögelein an dem Berge von Eisen picken ließ, dachte er: „sie hat dir also vergeben", und während seine Zuhörer sich die Jahrtausende berechneten, sagte er sich: „sie kommt nicht los von dir." Als er dann nach der Predigt in dem hohen Kapitelsaale stand, der an die Kapelle anstieß und durch die hohen Fenster die holde Jungfrau bei ihrem Vater und seinem Bruder in eifrigem Gespräche auf dem Hofe sah, hätte er wohl sich wieder nähern können, aber die Tage tiefer Beschämung, die hinter ihm lagen, wirkten noch bei ihm nach und er entwich durch die Halle des Schlosses nach dem Burgweg.

Der primus omnium aus dem Collegium zu Venedig hatte sich unter den kalten Blicken der Pfalzgräfin in Neuburg sehr gedemüthigt gefühlt und es war ihm nicht anders zu Muth gewesen, als wenn er in der Jesuiten=

schule eines groben Verstoßes gegen die lateinische Grammatik überführt worden wäre. Mitten im Unterricht der Kinder machte er oft eine zornige Bewegung, stampfte mit dem Fuße oder biß sich die Lippen blutig. Der aufgeregte, leidenschaftliche Neapolitaner in ihm kam auffallend zum Vorschein. Man sah ihn im Walde hastig mit sich selbst reden, mit seinem Stocke zornig die Zweige von den Büschen schlagen und die Kleinen beobachteten einst mit Lachen, wie Magister Laurenzano, auf einer Bank am Stiftsteiche sitzend, unter erregten Gebärden sich selbst ohrfeigte und dabei fortwährend **pazzo, pazzo!** rief. Aber nur, daß er ein Narr gewesen, nicht daß er ein Unwürdiger, sagte er sich, und als er im Hirsch die große Entdeckung der verruchten Ketzerei der Pfarrer machte, half ihm seine dogmatische Entrüstung gegen die Gotteslästerer über die Erinnerung an seine eigene sittliche Niederlage hinweg. Der Gedanke an die schändliche Verschwörung der Arianer erfüllte ihn für einige Tage ganz. Mit Lydia hatte er, wie er meinte, nunmehr innerlich abgeschlossen. Da drängte sich das unbedachte Kind selbst wieder in seine Wege. Beklommen schritt er den Schloßberg hinab, oft zögernd, als ob er gern eingeholt wäre, oft stillstehend, ob er nicht wieder heraufsteigen und Lydia in ihrer Wohnung aufsuchen wolle. Als er sich endlich gefaßt hatte und entschlossen den Heimweg antrat, traf er am Brückenthore die, der er entfliehen wollte. Erast hatte Kranke auf dem nächsten Dorfe zu besuchen und seine Tochter gab ihm das Geleit. Der Arzt selbst redete Paul freundlich an, während Lydia gesenkten Hauptes, aber aufmerksam zuhorchend, vor ihnen herschritt. Als der Vater von einem seiner Patienten angesprochen ward, mußten die beiden jungen Leute sich aneinander schließen,

aber dem redegewandten Italiener fehlten heute die Worte. Er wechselte die Farbe und sein Athem stockte. Nur um das peinliche Schweigen zu brechen, lobte Lydia die helle Farbe des neben ihnen fließenden Flusses.

„Mir ist der Neckar ein Freund geworden", erwiderte Paolo, „seit ich im Stifte hause; ein Freund, nach dessen Stimmung ich mich täglich erkundige. Wenn ich in schlaflosen Zeiten die ganze Nacht hindurch seine ruhelose Klage vernehme und sehe ihn dann am trüben Morgen düster und schwarz und der Berg liegt über ihm wie ein schwerer Schatten, dann ist mir, als ob ich ihn trösten müsse. Aber an andern Tagen klingt sein Rauschen so fröhlich, mit tausend hellen Augen blickt er mich an und wechselnden schalkhaften Lichtern, wie das Lächeln eines Knaben. Im Winter kocht er oft in heißer Leidenschaft und dampft wie siedendes Wasser, weil er wärmer ist als die erkaltete Welt. Heute sieht er durchsichtig und rein, wie ein Jüngling mit gutem Gewissen, ich habe ihn aber auch schon anders gesehen", setzte der Prediger mit leiserer zitternder Stimme hinzu, „trüb von bösen Stürmen und Gewittern und roth vor Schaam über das, was er angerichtet hat." Dabei machte Paul einen Versuch die Kleine anzuschauen, aber er schlug alsbald die Augen wieder nieder. Der Anfang seiner Worte hatte Lydia sympathisch berührt, aber das directe Sündenbekenntniß verwirrte sie. „Wie unglücklich muß er sein", dachte sie, „daß er mir beichtet", und ihre ganze mitleidige Seele trat in ihre großen unschuldigen Kinderaugen, mit denen sie ihn innig ansah. Aber das Herzutreten des Vaters machte allen weiteren Auseinandersetzungen ein Ende. Man schied, da Ernst nach Neuenheim, Paul nach dem Stifte wollte. Leichter war es dem guten Kinde doch

um's Herz, daß sie nun die erste gefürchtete Begegnung mit dem alten Lehrer hinter sich hatte und in ruhigem Gespräch die schlimme Erinnerung begraben war. Mechanisch, als ob es so sein müsse, reichte sie dem Manne, dessen Befangenheit sie bedrückte, zum Abschiede die Hand. Nunmehr wußte Paul, daß er den pünktlichen Arzt um diese Stunde täglich auf dem Wege zu seinen Kranken finden werde und fortan fügte es der Zufall oft, daß ihre Wege zusammentrafen. Ernst sprach gern über Italien, Paolo aber verstand zu erzählen; man sah immer alles deutlich vor sich, wenn er seine Heimath schilderte, den trübrothen Schein über dem Vesuv so gut, wie die Wellen des Kanals, die an Venedigs Marmortreppen plätscherten. Er verstand aber auch die liebenswürdige Kunst, dem älteren Manne ehrerbietig zuzuhören und als Lydia sah, wie große Stücke der Vater auf Paul hielt, war auch sie dem Zauber seiner Erscheinung bald wieder so willenlos verfallen wie zuvor. Ihre Hoffnung kehrte zurück. Mochte die gute Aebtissin Recht haben und er ein eifriger Papist gewesen sein, warum aber sollte er die geheimen Bande nicht abschütteln und als freier Mann ihre Hand vom Vater begehren, der sie nicht verweigern würde! Das trug sich ja dermalen alle Tage zu, war sie es weniger als Andere werth, daß ihr ein Mann dieses Opfer brachte? Wie Paul nun vollends von Tag zu Tag in Gegenwart des Vaters ihre Gesellschaft suchte und ihr stille Huldigungen darbrachte, gewann sie wieder Vertrauen zu dem Ernste seiner Bewerbung. Die Liebe, die alles glaubt und alles hofft, redete ihr ein, er habe sich entschlossen, das Alte hinter sich zu werfen und der Ihre zu sein und sie gab sich mit seliger Zuversicht diesem neugewonnenen Glauben hin. Wieder hatte er sich eines

Abends zu ihnen gesellt, und während der Vater in das Haus seines Kranken eintrat, sah sich Lydia zum ersten Male wieder mit dem Magister allein. Alsbald nahm er ihre Hand und fragte sie: „Habt ihr mir vergeben, Lydia?“ Und wieder übernahm sie das Gefühl, das sie immer in seiner Nähe hatte, ein Zusammenschnüren des Herzens, Lahmheit des eigenen Willens und die unklare Furcht, thun zu müssen, was er bestimmte, ohne selbst zu wollen, eine wonnige Qual. Er legte seinen Arm um sie, er küßte sie und küßte sie wieder. Keine Erklärung, keine Bitte, keine Worte, nur Küsse, glühende Küsse. Und sie stand und zitterte und ließ es geschehen. Aber ihr Herz empfand nicht die Seligkeit, die sie das erste Mal an seiner Brust erfüllt. Wie ein Engel Gottes hatte er sie damals sanft an sich gezogen, heute ergriff er sie hastig wie eine Sünde und seine Augen gingen dabei unruhig hin und her, ob sie auch allein seien und als er Erast wiederkommen hörte, sprang er rasch in's Feld hinab, wo er einige Pflanzen ausriß und ihre Blüthen in das Futter seines Hutes legte, während er von Weitem schon den zurückkehrenden Arzt geschickt, noch ehe dieser sein erregtes Kind einholte, in eine Unterhaltung über seinen Kranken verflocht. Jetzt kehrte auch Lydia die Besinnung wieder. All ihr jungfräulicher Stolz bäumte sich auf gegen diese Behandlung. Seine Küsse brannten sie wie Flecken auf ihrem glühenden Angesicht und als sie an einem Bauernhofe vorbeikamen, vor dem ein Brunnen aus zwei Röhren köstlich reines Wasser ergoß, war es ihr, als ob sie herantreten müsse, um die unreine Berührung abzuwaschen. Unmuthig und beschämt schritt sie voran und erwog, wie sie ihn nöthigen könne, seine wahren Absichten zu bekennen. Da trat ein Zwi=

schenfall ein, der ihr nur all zu klares Licht gab, an welchem Abgrunde sie gewandelt. Auf der Landstraße, die nach Ladenburg führte, erhob sich eine Staubwolke. Als sie näher kam, unterschieden die drei Wanderer einige Reiter, die einen Karren mit zwei Gefangenen geleiteten. Erast, dem der Anblick wehe that, wollte zur Seite sehn. Da erhob sich der Eine der Gefangenen, eine hohe Gestalt, und rief dem Arzte zu: „Freund, nimm dich unserer beim Kurfürsten an. Es war nicht unser Ernst, wir wollten nur auswandern.“ Betroffen von dem wohlbekannten Laute dieser Stimme starrte Erast auf den bestaubten, verstörten Menschen und erkannte mit Entsetzen den Inspector Sylvan, dessen Gast er häufig in Ladenburg gewesen war.

„Dort steht der Verräther!“ rief nun mit wüthenden Gebärden der andere Gefangene, der Diakon Vehe, „er hat uns im Hirsch belauscht.“ Ein kaltes Lächeln glitt über Paul's wachsbleiches Angesicht.

„Hüte dich vor dem“, rief nun auch Sylvan zurück, „und warne Neuser.“ Damit war der traurige Aufzug an den Dreien vorüber, da die Reiter auf die Pferde des Karrens schlugen, um einem weiteren Austausch ein Ende zu machen. Betroffen schaute Erast in Laurenzano's kaltes, steinernes Angesicht, während Lydia in heiße Thränen ausbrach. Ihr war sofort klar geworden, daß der Magister nach wie vor seinen unheimlichen Weg weiter wandle und wie er diese Männer, die sie als Freunde ihres Vaters kannte, in's Verderben gestürzt hatte, so war auch sie schon halb sein Opfer. Sie sah ihn plötzlich im Geiste mit der Kutte angethan und aus derselben glühten ihr seine dämonischen Augen entgegen, so wie damals ihre eigenen im „Spiegel der Erinnerung“ sie entsetzten.

„Wessen habt ihr die Beiden beschuldigt?“ fragte Erast den Italiener rauh.

Laurenzano zuckte verächtlich die Schultern. „Ich weiß nicht, was die guten Leute wollen. Sie kramten neulich im Hirsch allerlei Papiere aus und flüsterten mit einander, während mir mein Bruder Felix von seiner Reise erzählte, dann standen sie plötzlich auf, warfen einen zornigen Blick auf uns und gingen ohne Abschied. Hatten sie verbotene Geheimnisse, so brauchten sie sie nicht am Wirthstische zu besprechen.“

Erast sah den Welschen schweigend an, Paul aber fuhr mit einem leisen Tone des Vorwurfs ruhig fort: „Ich bin überhaupt nur in jene Abendgesellschaften gegangen, weil ihr mich ermahntet, mich von der Landesgeistlichkeit nicht zurückzuziehn. Nach der heutigen Erfahrung werde ich künftig auf diesen Genuß verzichten.“

„Verzeiht“, erwiderte Erast beschämt, indem er Paul die Hand reichte, „dann wird die Sache sich aufklären. Und ihr habt keine Ahnung, auf was sich jene Papiere bezogen?“

„Den Namen Siebenbürgen und des Woywoden hörte ich mehrmals, aber die Geheimnisse dieser rohen Menschen schienen mir nicht sehr belauschenswerth.“

Erast schüttelte nachdenklich das Haupt. „Auswandern wollten sie, so rief eben Sylvan ... Nach Siebenbürgen, also zu den Unitariern. Sylvan's alte Grille! Das kann sehr schlimm werden“ und er versank in ein trübes Sinnen.

Nicht so leicht als der Vater war Lydia zu beruhigen. Ihr weiblicher Instinct sagte ihr sofort, Paul ist schuldig. Zu dem, was sie von dem verkappten Priester wußte, von seinen Umtrieben für den Papismus, von seinen

geheimen Messen und Exercitien und nicht minder zu dem, was die Aebtissin ihr gesagt, stimmten die Vorwürfe der Gefangenen nur allzuwohl. Es war klar, er war heute noch derselbe wie damals und der herzlose Mönch hatte auch jetzt wieder mit ihr nur ein freches Spiel getrieben. Jeder Annäherung Paul's zornig ausweichend ging sie mit großen Schritten voraus. So war der Magister selbst froh, daß am Brückenkopf ihre Wege sich schieden.

Als Vater und Tochter die Stadt betraten, fanden sie dieselbe in der größten Erregung. „Türkisch wollten sie uns machen", rief eine alte Frau, die die Treppe der Heiligengeistkirche herabkam. „An den Sultan wollten sie das Reich verrathen! Der Herr Kirchenrath hat es selbst soeben von der Kanzel verkündigt!"

„Redet keinen Unsinn, Quadin", rief ein stämmiger Bürger. „Pfarrer Neuser war ein Ehrenmann und sammt seiner rothen Nase mir lieber als all die bleichen Welschen, die keine Ruhe gehabt haben, bis sie ihn in's Unglück stürzten."

„Was ist's, Sulzer, mit Pfarrer Neuser?" fragte jetzt Erast den Redenden.

„Ihr wißt's nicht, Herr Rath?" fiel ein Anderer dem Fürsprecher Neuser's in's Wort: „Der Amtmann Hartmann Hartmanni sollte ihn auf Befehl des Kurfürsten verhaften, aber der Herr Amtmann war wieder einmal zu lang im Spielhaus gesessen und bis er allen Kellnerinnen etwas Schönes gesagt, war der schwarze Vogel über die Berge. Sein Weib log, er sei ausgegangen, aber bei der Haussuchung fand man verbrannte Papiere und ein gepacktes Felleisen; das baare Geld mußte er mitgenommen haben, denn es war auch nicht ein

Groschen zu finden. Er ist fort von Weib und Kind und Reiter suchen ihn auf allen Straßen."

„Der Herr Kirchenrath sagt, er habe das Reich an die Türken verrathen wollen", rief jetzt die Alte wieder.

„Der Pfarrer Neuser?" erwiderte Erast lachend, „da könnt ihr ruhig schlafen, gute Frau. Will der Türke Krieg anfangen, so braucht er dazu keinen Heidelberger Pfarrer." Mit Kopfschütteln ging er weiter. Aber schon an der nächsten Ecke stieß er auf eine neue Gruppe.

„Den Pfarrer Suter und Vehe haben sie auch verhaftet", schrie eine heisere Stimme, an der Erast sofort den Klaus aus dem goldenen Hirsch erkannte. „Alle Pfälzer Kinder müssen den belgischen Hunden weichen."

„Sylvan und Neuser sind keine Pfälzer", sagte ein Anderer.

„Aber sie haben ein Herz gehabt für unsere Pfalz und zu uns gehalten gegen die Franzosen und Niederländer und Italiener, die hier die Herren spielen wollen."

„Zündet dem Olevian das Haus an", rief eine Stimme.

„Und dem Zanchi", rief ein Anderer.

„Und dem Hofprediger Dathen", setzte Klaus hinzu.

„Ruhig, Leute", mischte jetzt Erast sich ein. „Führt keine Reden, die euch reuen könnten, wenn der Amtmann sie hörte." Die Schreier schauten bereits erschrocken hinter sich. „Geh hinein, Klaus, bediene deine Gäste", setzte Erast freundlich hinzu. „Es hat es niemand gehört, aber helft nicht die Sachen ärger machen."

Das Gedränge am Markt wurde sichtlich größer. Aus jedem Hause strömten die Menschen und die Stimmen tönten durcheinander wie das Summen eines Bienenschwarms. Hier sah Erast zwei der verbittertsten alten

Nonnen des Klosters Neuburg, die den Leuten zuflüsterten, an all der Tyrannei sei nur der calvinistische Kirchenrath schuld. „Kommt nur auf Johanni hinaus", hörte er die Schwester Anastasia sagen, eine welke, quittengelbe alte Jungfrau, „dann sollt ihr in der Mühle ein Tänzchen machen und wir wollen doch sehn, ob die Calviner unsern Leuten eine ehrbare Freude verbieten dürfen." In einer Seitengasse berichtete der Hirschwirth den staunenden jungen Burschen, daß Olevianus alle Wirthshäuser abschaffen wolle; mit behaglichem Lächeln arbeitete sich Pfarrer Willing, der geistliche Schlaukopf, durch die Volkshaufen, indem er hier und dort ein Wort gegen die Professoren fallen ließ. An der Ecke des Giebelhauses, der Kirche gegenüber, sah Erast den Täufer Werner stehn, der von einem erhöhten Treppenvorsprung aus mit sokratischer Ironie auf das Getümmel ringsum herabschaute. Auch Xylander streifte er in dem Gedränge, dem das Vergnügen über all den Lärm aus den lustigen braunen Augen leuchtete. „Warum schreien nur die Leute so?" fragte ihn Erast.

„Ja, wenn sie das wüßten. Das Schreien ist ihnen eben selbst des Lebens großer Zweck." Auch der hagere Philosoph Pithopöus, der um eines Hauptes Länge alles Volk überragte, steuerte durch das Gedränge seinem gewohnten Tusculum zu. Der Grund des Auflaufs schien ihm indessen nicht des Fragens werth. Was kümmerte es ihn, was die Ameisen da wimmelten. Er sagte nur für sich: „Die Menschen wären wohl erträglicher ausgefallen, hätte sich die Gottheit im Quantum etwas beschränken wollen." Als der große Mann am Hirsch angekommen war, flüsterte Pfarrer Willing ihm zu: „Philosophe! die Bewegung ist da, geben wir ihr einen

Gedanken.“ Entrüstet über solche Vertraulichkeit begann der Aristoteliker seine hohe Stirne zu runzeln, doch war er mit diesem weihevollen Akte noch nicht zu Ende, da hatte der behende Pfarrer bereits die Vortreppe des Hirschwirthshauses erklommen und bat durch Zeichen und Winke um Stille. „Der Herr Stadtpfarrer will reden“, rief es von allen Seiten. „Still, still! Herr Pfarrer Willing!“

„Liebe Landsleute! Pfälzer! Bürger Heidelbergs!“ begann der Pfarrer mit Stentorstimme, indem sein kluges Gesicht sich in humoristische Falten legte, während er zugleich sich unablässig die Hände rieb mit jener seifenden Handbewegung, die ihm von der Kanzel her Gewohnheit war.

„Er wäscht seine Hände in Unschuld“, sagte der Täufer Werner zu seinen Nachbarn.

„Ich habe nur um euer Gehör gebeten, lieben Freunde“, rief der Pfarrer, „um euch zu bitten, ruhig wieder nach Hause zu gehn.“ Ein höhnisches Gelächter folgte diesen mit offenbarer Ironie gesprochenen Worten. „Bedenkt“, fuhr der Pfarrer fort, „es ist Samstag, Herr Olevianus will seine Predigt studiren und wenn ihr einen solchen Lärm macht, kann er sich unmöglich vorbereiten und ihr wißt, ein Professor muß alles vorher auswendig lernen, wenn er öffentlich sprechen will.“ Ein neues Spottgelächter folgte. „Ihr seht also ein, daß ihr still sein müßt, lieben Kinder. Ihr wißt ja, Herr Olevianus ist ein prächtiger Mann, es soll nur im ganzen Land niemand anders schnaufen als er es haben will.“ Ein Hagel von Schimpfworten ertönte von allen Seiten. „Dann bedenkt, in der Nähe wohnt noch ein anderer geistlicher Herr, Herr Pfarrer Zankus“ . . . „Zanchius“, verbesserte der große Aristoteliker im Schulmeisterton.

„Nun, ich meine das kleine Männchen, das immer Krakehl anfängt und dann weint er auf der Kanzel; ich kann die vielen welschen Namen nicht gut behalten, aber er hält jetzt seinen Mittagsschlaf, damit er in der Nacht besser aufpassen kann, wer sich einen Rausch trinkt, also ganz stille, sonst wacht er auf und fängt an zu weinen. Ihr wißt doch, was die neue Kirchendisciplin vorschreibt?"

„Nein, nichts wissen wir, wir wollen keine Kirchendisciplin!" schrie es durcheinander.

„Nun", rief der Pfarrer, indem er ein Büchlein aus der Tasche zog, „hier heißt es Absatz dreizehn: 'Wir wollen auch, daß das abendliche Umhertreiben auf den Gassen, das bisher mehrentheils zur Unordnung, Ruhestörung und lüderlichem Wesen geführt hat, fürbaß soll abgestellt sein.' Also wenn ihr nicht pro Mann mit dreißig Kreuzern wollt gebüßt werden, müßt ihr mit Sonnenuntergang zu Bett, sobald die Hühner des Herrn Garnix auf die Stange gehn." „Marnix!" rief der Philosoph entrüstet. „Richtig, Marnix! aber wer kann auch all die fremden Namen behalten? Dafür erlaubt euch aber Herr Olevianus ein Anderes", rief der Pfarrer, indem er sein Papier in die Höhe reckte. „Wer es Leibes halber vermag muß zweimal am Sonntag in die Kirche gehn und wer an Sonn- oder Festtagen sich vor den Thoren, oder gar in Wirthshäusern oder an Spielplätzen sehen läßt, wird ausgepeitscht. Also, daß keiner am Sonntag nach dem Wolfsbrunnen gehe oder der Bergheimer Mühle, sonst kommt der Meister Ulrich mit dem Staubbesen." Wüthende Zurufe erschollen von allen Seiten. „Bitte, lieben Brüder, ihr stört gewiß den Herrn Datterich." „Dathen", verbesserte der unermüdliche Professor. „Nein, ich meinte eigentlich den Herrn Tremellius,

aber ich verwechsle nun einmal die unzähligen ausländischen Namen und was das Schlimmste ist, jetzt müssen wir unsern eigenen Kindern fremde Namen geben, weil's der Herr Olevianus so verlangt."

„Wie so, was?"

„Ja, Burgweger, ihr müßt alle eure Kinder umtaufen. Alexander und Julius darf niemand mehr heißen, weil das heidnisch ist, Barbara, Ursula nicht, weil es katholisch ist, auch nicht Franciscus oder Katharina; — Käthchen und Bienchen gibt's nicht mehr, nur noch Sara, Rebecka, Mardochäus, Abraham, Gideon, Melchisedek, Serubabel, Zacharias. Es darf nur noch getauft werden nach der Schrift und der Dragoner soll seinen Schatz Abigail heißen und das Bienchen ihren Dragoner Habakuk. So haben's die großen Kirchenräthe Olesinus und . . . und wie heißen sie doch?"

„Olevianus und Ursinus", rief der Verbesserer . . .

„Richtig, Olivianus und Urschelinus verordnet."

„Es scheint mir, daß dieser untergeordnete Mensch uns zum Besten halten will", sprach der große Pithopöus, und ging mit einem vernichtenden Blicke an Willing vorüber in die Thüre des Wirthshauses. Der Pfarrer aber fuhr fort: „Auch heirathen dürft ihr nicht mehr, wie ihr wollt. Herr Lupinus und Citronianus haben geboten, daß kein Mann über 60 eine Frau unter 30 heirathen dürfe."

„Wenn der Mann aber Kurfürst ist?" rief es unten, und ein allgemeines Gelächter erfolgte. „Ja, Bäuerlein", sagte Willing, „das ist ganz etwas anderes, dafür sind wir Friedrich der Fromme. Uebrigens schaut der Präsident Beileger" . . .

„Zuleger heißt er" . . . „Also Zuleger oder Hinleger oder Ableger, oder wie ihr wollt, der schaut, sage

ich, auch dem Kurfürsten in die Töpfe. Auf dem Schloß darf nicht mehr getafelt werden wie bisher. Hört nur, was der böhmische Mausfallenhändler auf Seite 98 verordnet: 'Wir wollen auch, daß in unserem Gebiete die übermäßigen großen Bankette bei Haltung der Königreiche und Bohnenfeste, welche bisher mehrentheils zur Verschwendung gedient haben, und daraus die unordentliche Völlerei entsprungen ist, fürbaß soll abgestellt sein.' Auf dem Schloß gibt's schon lang nichts mehr zu verdienen und die fremden Gäste werden auch wegbleiben, wenn sie sich vom Kirchenrath müssen vorschreiben lassen, wie viel 'Trachten' sie sich dürfen auftragen lassen. Geld, Verdienst, Plaisir, alles hört auf, nur noch Kinderlehre und Predigt soll sein in Heidelberg." Ein wüthendes Geschrei erscholl von allen Seiten. „Preisschießen, Aufzüge, Schauspiele, Tanz, Kegeln, Würfeln, Karten, alles verboten, nur Psalmen, Psalmen und noch einmal Psalmen." Das Murren wurde drohender, bösartiger. Hier und dort klirrten bereits eingeworfene Scheiben. „Ich ermahne euch also, lieben Freunde, ruhig nach Hause zu gehn. Die Herren Calvinisten scherzen nicht. Mit Geldstrafen, Schloß und Riegel wird nur noch das Kirchenschwänzen bestraft, für das Uebrige heißt es rädern, brennen, köpfen. Vor allem schickt die Kinder heim. Ihr wißt ja, daß der Meister Calvin neunjährige Mädchen und zwölfjährige Knaben hinrichten ließ, damit die Stadt in guter Ordnung und Furcht Gottes erhalten werde. Als ich im Jahr 45 in Genf war, sind vom Februar bis zum Mai vierunddreißig Leute enthauptet worden, weil sie Calvin nicht als ihren Meister erkennen wollten und der anerkannten Lehre der Kirche widersprachen und unter den Enthaupteten war des Scharfrichters eigene Mutter."

Bei diesen Worten wurde es etwas stiller. Etliche Straßenjungen griffen in die Taschen und ließen den Vorrath von Steinen, mit denen sie sich versehen, heimlich wieder zur Erde gleiten. Zugleich kamen am östlichen Ende des Markts die Haufen in Bewegung. Trompetenstöße ertönten vom Kornmarkt her. „Ich wiederhole also", rief Willing mit überlauter Stimme, „wer ein gehorsamer Unterthan seiner kurfürstlich Gnaden ist, geht alsbald heim und legt sich auf's Ohr. Der hohe Kirchenrath wird das Uebrige alles allein besorgen. Und nun nehme ich euch alle zu Zeugen, daß ich nur das Wort ergriff, um zur Ruhe zu mahnen und zu ehrbarem Heimgehn aufzufordern und von Befreiung der Gefangenen mit keiner Silbe geredet habe." Damit verließ er seinen Platz und verschwand im Gange des Gasthofs, wo ihn Xylander lachend begrüßte. Seine Zuhörer folgten seinem Beispiel und liefen auseinander. Gleichzeitig hörte man aus der Ferne Pferdegetrappel und auf dem Burgweg kam ein Fähnlein Fußvolk zum Vorschein, das im Eilmarsch zur Stadt hinabstieg. Alsbald löste auch an den andern Plätzen die Menge sich auf, erst zögernd, murrend, langsam, dann schneller und schneller, und als die Soldaten erschienen, fanden sie den Markt bereits leer, wie ausgeblasen, und nur aus den Fenstern sahen lachende Gesichter den Pferdeschwänzen nach, die um die Ecke der Heiligengeistkirche nach der Hauptstraße verschwanden.

Erast hatte sich vor dem wogenden Gedränge in das Giebelhaus, der Kirche gegenüber, geflüchtet und beschloß, bis er nähere Erkundigungen würde eingezogen haben, Lydia seinem dort wohnenden französischen Freunde Belier zu befehlen. Herr Belier war einer jener fleißigen Hugenotten, die an den Orten ihrer neuen Niederlassung mit

den Resten ihres Vermögens alsbald neue Geschäfte gegründet und durch rastlose Arbeit zur Blüthe gebracht hatten. Der Herr des Hauses, eine hohe, vornehme Gestalt, dessen kurzgeschorenes Haupt mit dem Knebelbart an Heinrich von Bearn erinnerte und seine kleine rundliche Gattin empfingen den beliebten Arzt mit sichtbarer Freude. „Könnt ihr mir sagen, Herr Rath, was das alles bedeutet? Drei Pfarrer gefangen, einer flüchtig, das Volk erbittert gegen die Fremden, auf allen Straßen Reiter und Haussuchungen hier und dort“, so rief der lebhafte Franzose, während seine Gattin Erast's Töchterlein zärtlich zu sich auf das Fensterbrett niederzog.

„Seht dieses Gewühl, liebes Kind“, sagte sie. „Saht ihr Heidelberg jemals in solcher Aufregung?“

„Ich wollte Nachrichten bei euch einziehn, Herr Belier“, erwiderte Erast. „Laßt uns in den Hirsch hinüber gehn, da weiß man Bescheid.“

„Ich besuche keine Wirthsstuben“, sagte Belier mit einer höflichen aber abwehrenden Handbewegung.

„Gut, da will ich die Sünde auf mich nehmen“, lächelte Erast. „Hütet mein Kind, ich werde bald wieder hier sein.“

Während Herr Belier den Rath nach unten geleitete und dann in sein Arbeitszimmer ging, blieb Lydia mit der muntern Französin am Fenster sitzen. Ihr war schlimm zu Muth und sie wäre gern allein gewesen, um sich auszuweinen. Alles dieses Unheil hatte der unheimliche Mann zu verantworten, der auch sie in's Verderben stürzen wollte und gegen den sie sich dennoch wehrlos fühlte.

„Wer nur all das Unglück angerichtet hat?“ seufzte die kleine Frau Belier.

„Laurenzano", schrie eine kreischende Stimme, „filou Laurenzano!"

Lydia erbleichte und sah erschrocken um. Frau Belier lachte. „Still, Papchen", sagte sie zu einem Vogel, den Lydia jetzt erst gewahr wurde. „Du erschreckst ja die Leute." Lydia klammerte sich ängstlich an Frau Belier's Arm.

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu", sagte sie zitternd. „Das Thier hat Recht. Oh, wie ich mich fürchte."

„Seid klug, Kind, unser Baumeister heißt Laurenzano und da er täglich angemeldet wird wegen des Neubaus, den mein Mann betreibt, hat der Psittich seinen Namen aufgeschnappt."

„Nein, nein", sprach Klytia zitternd, „er hat's vom Bösen."

„Aber ich versichere euch, daß er den Namen täglich wohl zwanzigmal ruft. Er ist immer am stolzesten auf seine neueste Weisheit. Was sollte auch der harmlose Architekt mit dieser Geschichte zu thun haben? Oder dachtet ihr an den Pfarrer?"

Lydia schwieg und starrte traurig vor sich hin. Da regte sich die Neugierde der Französin, oder wie sie's nannte, ihre mütterliche Theilnahme. „Warum denkt ihr schlecht von Magister Laurenzano?" fragte sie, indem sie ihre freundlichen braunen Augen fest auf das junge Mädchen richtete.

„Er war schlecht gegen mich", hauchte Lydia und ihr war, als ob die Stellen ihres Gesichts schmerzten, die Laurenzano vor einer Stunde geküßt hatte. Die Worte hatten sich wie unwillkürlich von den Lippen des aufgeregten Mädchens gelöst, nun aber war kein Verbergen

mehr. Die muntere Frau fragte und forschte so lang bis Klytia eine volle Beichte ablegte. Zögerte sie, so ergänzte die indiscrete Französin eine beliebige Fortsetzung. „Er hat dir wohl Bestellungen zugelispelt, ist dir nachgegangen u. s. w.", so daß die arme Kleine, nur um die Sache nicht noch schlimmer erscheinen zu lassen als sie war, ihr ganzes Geheimniß preisgab.

Die lebhafte kleine Frau stampfte zornig mit dem Fuße. „Das ist ja ein abscheulicher Wolf im Schafskleid, ein Verführer, ein geheimer Papist, ein Spion, vielleicht ein Jesuit."

„Filou, filou!" rief der Psittich.

„Aber nicht wahr, ihr sagt dem Vater nichts", flehte Lydia.

„Ich euch verrathen, foi de Bayard! ich, eine Französin, Frauengeheimnisse den Männern preisgeben? Was denkt ihr von mir? Aber du stellst dich unter meine Aufsicht, du kleiner Schelm", fuhr sie freundlich fort. „Wir wollen schon mit dem schwarzen Herrn fertig werden. Komme nur morgen einmal zu mir herunter, dann wollen wir weiter rathschlagen" und sie küßte Lydia mit solcher Emphase auf Stirne und Wange, daß diese mitten unter Thränen zu lachen begann.

Als Erast mit dem Hausherrn zurückkehrte, sah er ernst und bekümmert aus. Er berichtete den Frauen, der Kurfürst habe plötzlich von Speyer her Auftrag ertheilt, den Pfarrer von Feudenheim, den Diakonen von Lautern und den Inspector von Ladenburg zu verhaften und ihre Papiere mit Beschlag zu belegen. Neuser sei vor gleichem Schicksal durch einen Studenten bewahrt worden, dem die Gefangenen unterwegs in lateinischer Sprache den Auftrag, ihn zu warnen, ertheilt hätten. Auch dem

Pfarrer von Neuenheim hätten sie von ihrem Karren zugerufen: „sagt es Neuser.“ Weit könne er nicht sein, denn er habe das Haus kaum verlassen, als auch schon der Amtmann Hartmann Hartmanni erschien. Unter Sylvan's Papieren habe sich eine abscheuliche Schmähschrift gegen die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit befunden. Neuser's Gattin betraf der Amtmann darüber, wie sie die Manuscripte ihres Mannes dem Feuer übergab. Das tapfere Weib habe sich aber vergeblich geopfert, denn versteckt zwischen den Büchern ihres Eheherrn habe sich ein ebenso wunderlicher als lästerlicher Brief an den türkischen Großherrn gefunden, in dem Selim II. eingeladen werde, sich mit einer großen Partei in Deutschland zu verbinden zum Sturz der antichristlichen Lehre von den drei Göttern und zur Einführung der reinen Lehre des Koran von einem Gott. Neuser müsse betrunken oder wahnsinnig gewesen sein, als er dieses unsinnige Schriftstück aufsetzte; er habe auch selbst auf die andere Seite geschrieben potest omitti, das heißt, die Absendung sei zu unterlassen. Aber gerade, daß er es nicht abgesendet, sei das Schlimmste, denn nun sei es bei den Akten und wenn man ihn einbringe, sei ihm die schwerste Strafe gewiß. „Wie geflissentlich aber die Gegenpartei das Aergerniß ausbeutet“, fügte Erast seufzend hinzu, „das zeigt der Umstand, daß die Prediger in der Abendandacht bereits den Neuser'schen Brief der Gemeinde mittheilten und schon Dutzende von Abschriften in der Stadt verbreitet sind. Probus hat mir die seine geliehen, hier seht den abscheulichen Unsinn!“ und er reichte Belier ein Blatt, das er im Gürtel trug.

Der Hugenotte trat an das niedere rundscheibige Fenster und las die ihm mitgetheilte Schrift unter halblauten

Rufen der Entrüstung. „Das ist ja offenbarer Landesverrath“, rief er. „Höre nur, Fanchon, der Nichtswürdige schreibt an den Sultan: ‘Derohalben, wenn Ew. Majestät die abgöttischen Christen zur Erkenntniß des einigen Gottes bringen, Euer Reich erweitern und des einigen Gottes Ehre in der ganzen Welt ausbreiten wollen, so ist jetzt die Zeit, dieweil der Christen Pfaffen und Prediger also zwieträchtig sind und das gemeine Volk im Glauben zu zweifeln beginnt. So treiben und drücken die Bischöfe und Obrigkeiten den armen Mann auch so heftig, daß er öffentlich Euer Majestät Ankunft begehrt, damit Euer Majestät das deutsche Reich besitzen und den Armen erledigen möge’.“

„Der Elende!“ rief Frau Belier, während Erast mißmuthig auf und nieder schritt. „Noch besser“, fuhr Belier fort. „Auch zum mündlichen Beirath bietet er sich dem Großtürken an. ‘Was weiteres vom Stande der Christen vonnöthen zu wissen, will Euer Majestät mit Gottes Gnaden mündlich berichten.’ Darauf steht das Beil und zwar von Rechts wegen“, sagte der Franzose und er faltete das Blatt zusammen und gab es Erast zurück. „Ich kann euch nicht verhehlen, mein Freund“, rief er erregt, als Erast schwieg, „daß ich es mit solchen Lästerungen des Namens Gottes ebenso streng nehme, wie Meister Calvin. Diebstahl, Mord, Erpressung mit dem Tode zu bestrafen, aber Schmähungen des göttlichen Namens ungeahndet hingehn lassen, weil dadurch nicht Menschen geschädigt werden sondern nur die Ehre Gottes, das wäre unbillig und gottlos. Die bürgerlichen Gesetze müssen die Ehre Gottes ebenso sicher stellen wie die der Menschen. Ein Pfarrer, der den Alkoran des Satans über das Wort Gottes stellt, muß ausgerottet werden aus der Gemeinde.“

Erast zuckte die Achseln. „Immerhin bleibt es traurig", sagte er, „daß die Delirien eines Trunkenbolds mit Rad und Hochgericht müssen gestraft werden. Auch hat der Mann ein braves Weib und eine Schaar von Kindern. Aber auch noch andere Unschuldige werden durch ihn leiden. Die Baccalare und Licentiaten des Ursinus hüpfen vor Freude. Für sie kommt dieses Aergerniß wie bestellt. Bereits haben sie die Losung ausgestreut, alle Gegner des 'Genfischen Banns' und der Presbyterialpolizei seien Mitverschworene der Arianer." Er selbst und Xylander, erzählte er dann, seien im Hirsch sichtlich gemieden worden. Seine besten Freunde hätten ihn ängstlich gefragt, ob es wahr sei, daß sie beide in Ladenburg häufige Conferenzen mit Sylvan gehabt hätten? Offenbar gedächte Olevian und sein Anhang, das Aergerniß gegen ihn, Xylander und Probus auf's äußerste auszunützen. So habe sich Ursinus den Studenten, Olevianus der Gemeinde gegenüber dahin ausgesprochen, die Verhafteten seien nur die „Arkebussire des Satanas", die „Feldhauptleute" werde man noch zu finden wissen. „Kaum war der kirchliche Friede nothdürftig wieder hergestellt", seufzte Erast, „so werden wir auf's neue in die heillosesten Kämpfe gestoßen."

„Niemand, der euch kennt", sagte Belier herzlich, „wird euern Feinden glauben, daß ihr mit der Partei der Lästerer gemeinsame Sache gemacht habt. Euern Kampf gegen die Kirchenzucht billige ich nicht. Eine Kirche ohne Zucht ist in meinen Augen überhaupt keine Kirche und kein Leib Christi. Aber ich weiß, daß ihr nur die Herrschsucht der Menschen, nicht die Absicht auf Reinigung und Erziehung der Gemeinde bekämpft."

Erast reichte ihm die Hand. „Ich danke euch, edler

Freund", erwiderte er herzlich. „In Genf und Schottland, wo ein evangelischer Herrscher fehlte, haben die Theologen Dank verdient, wenn sie die Aufrechterhaltung der Ordnung an sich nahmen. Hier ist dazu kein Bedürfniß. Wir haben gegen keine Maria Stuart und gegen keine Guisen zu kämpfen, sondern besitzen eine christliche, evangelische Obrigkeit. Olevianus und Ursinus wollen auch nicht mitten im Volke stehend die Bevölkerung leiten, wie die großen Propheten Schottlands und Frankreichs, sondern vom grünen Tische aus wollen sie Calvin und Knox spielen und das geht nicht. Sie sind Fremde in unserem Lande und keine hundert Leute stehen hinter ihnen." —

„Es mag wohl so sein", sagte Belier ausweichend. „Doch, wie es auch kommen möge: der Mann, der meine Gattin durch seine Kunst und Treue vom Tode rettete, wird dieses Haus stets offen finden, wenn wir in Dingen der Gemeinde vielleicht auch verschiedener Meinung sind." So schieden beide mit herzlichem Händedruck.

Elftes Kapitel.

Für den wackern Erast waren mit der Verhaftung Sylvan's verdrießliche Tage angebrochen. Das Gerücht von der großen unitarischen Verschwörung wurde von den Anhängern des Kirchenbanns geflissentlich gepflegt und bedrohte alle Gegner der Kirchenzucht an Ehre und Leben. Sonntag für Sonntag eiferte Kirchenrath Olevianus von der Kanzel der Peterskirche gegen die Lästerer, die die Ehre Gottes unter ihre Füße getreten und gegen die Juristen und Beamten, deren Hochmuth der Kirche nicht geben wolle, was der Kirche zukomme. Auf Erast namentlich und den Philologen Xylander war es abgesehen und es rächte sich an Lydia's Vater, daß er, um seine Partei gegen Olevian zu verstärken, sich zu tief mit dem immerhin zweideutigen Inspector von Ladenburg eingelassen hatte. Zwar die verdächtigen Conferenzen in der Pfarre zu Ladenburg erklärten sich einfach aus der Vorliebe Xylander's für Sylvan's guten Wein und dieser hatte mit Schriften, die ihm bei Erast nur schaden konnten, weislich zurückgehalten; aber glauben wollte das niemand. Einstweilen freilich hielt der Kurfürst an seinem Rathe noch fest, aber dieser wußte, wie eifrig der schwerfällige Herr von allen Seiten gegen ihn bearbeitet werde. Von solchen Sorgen bedrückt konnte Erast um sein Kind nur

wenig sich kümmern. Lydia saß einsam und träumend bei ihrer Arbeit. Sie hatte ganz recht — ihr fehlte die Mutter. Zuweilen ging sie nach dem Hugenottenhause und fand bei Frau Belier allzeit freundliche Aufnahme, da die gute Dame auch gern ein Mal etwas Anderes hören mochte als die starren Grundsätze ihres calvinistischen Eheherrn, aber die Redseligkeit, mit der die kleine Frau alle ihre Fürsorge und Liebe umgab, bedrückte das stille, sinnige Kind und ganz entsetzlich war ihr der unvermeidliche Lieblingsvogel, der mit kreischender Stimme den Namen ausschrie, der all ihre Lust und all ihr Leid enthielt und hatte er ihn glücklich heraus, so schüttelte er vergnügt die Federn und rief filou. Zuweilen traf sie Felix dort, der sie in seiner Weise scherzhaft unterhielt, ihrer Schönheit huldigte und sich ihr zum cavaliere servente antrug. Sie ließ sich das gefallen, indem sie mitunter einen Blick von der Seite auf den stattlichen Künstler wagte. Dann dachte sie bei sich, wie viel bedeutender und schöner der ernste Magister doch sei. Aber die Beichten bei Dame Belier wiederholte sie nicht. Das Aussprechen ihres Kummers hatte sich als ein schlechtes Mittel erwiesen, ihn zu ersticken. Ihr thörichtes Herz hatte an den Aeußerungen der munteren Französin erst recht einen Anhaltspunkt, ihr Verhältniß zu dem Magister nach allen Seiten zu erwägen und je schärfer die lebhafte kleine Frau sich gegen Paolo aussprach, um so mehr fühlte ihr gutes Herz sich aufgelegt, den so heftig Angefochtenen zu entschuldigen. Sie, die an die Besserung der Wespen glaubte, denen sie aus des Vaters Weinglas half und an die Dankbarkeit der Sperlinge, mit denen sie ihr Frühstück theilte, wie hätte sie den schönen und geistvollen Lehrer nun gleich verloren geben mögen? Was hatte

der junge Prediger schließlich Böses gethan? Sie geküßt; sie hätte es eben nicht leiden sollen und die Beschuldigung der gefangenen Pfarrer, er habe sie verrathen, war am Ende doch nicht erwiesen. Die Wahrheit war freilich, daß ihr thörichtes Herz seit den heißen Küssen des Neapolitaners krank war. Es wurde wie mit starken Tauen hinüber nach dem Stifte gezogen. Eines Mittags, als der Vater wieder in eine der endlosen Kirchenrathssitzungen gegangen war, aus denen er immer so verstimmt zurückkehrte, fiel Lydia schwer auf's Herz, wie lang sie nun schon gezögert habe, die gute Aebtissin geziemend zu besuchen. Sie wußte wohl, was sie so lang abgehalten hatte, diese Pflicht zu erfüllen, und sie doch auch wieder täglich erinnerte, daß es hohe Zeit dazu sei. Auch heute war es ihr beklommen, als ob sie etwas Böses thue, da sie ihren Schleier nahm und ihre Tasche umhängte. Bald zögernd, bald hastig legte sie den Weg längs des Flusses zurück, in steter Furcht, dem zu begegnen, der auf der weiten Welt allein ihr Schrecken war. Hätte sie durch einen dichten Wald gemußt, wo hinter jedem Baume ein Räuber lauerte, so hätte ihr Herz nicht beklommener sein können. Hastig athmend ging sie die letzte Steige hinan und als sie am Klosterthore angekommen nach der Aebtissin fragte, klopfte ihr Herz so stark und ihre Stimme klang vor Erregung so leise und gebrochen, daß die Pförtnerin glaubte, Lydia bringe eine schwere Trauerbotschaft, und sie kopfschüttelnd nach den Gemächern der Pfalzgräfin wies. Nun kam für Lydia der schwerste Weg. Sie mußte gerade unter den Fenstern des Magisters vorüber über den weiten Klosterhof. Der arge Mann konnte ihr hier nichts Böses thun, aber vielleicht sah er sie. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie den Schießplatz hinter dem

Schloß überschreite, wo man nie sicher war, im Vorübergehen einen Armbrustbolzen in's Gesicht zu erhalten, und so fühlte sie sich wie geborgen, als sie endlich im Schatten des engen Ganges stand und mit schüchternem Finger an der Thüre der guten Aebtissin anklopfte. Die alte Pfalzgräfin schloß sie herzlich in ihre Arme, machte ihr Vorwürfe, daß sie so lang nicht gekommen, während die Andern, die viel weiter wohnten, alle schon bei ihr gewesen seien. Dann wollte sie wissen, ob ihr Vater wirklich der Freund und Vorsprecher der abscheulichen gefangenen Pfarrer sei und erging sich in lebhaften Auseinandersetzungen, wie die ewigen Aenderungen im kirchlichen Wesen die Pfalz immer tiefer in's Unglück brächten. Von dem Magister sprach sie nicht und nachdem sie ihren Schützling mit einem Becher Klostermilch gelabt, entließ sie Klytia mit einem mütterlichen Kusse. Glücklich und leichten Herzens flog das gute Kind den Weg bis zum Thore über den Hof, dort sagte sie der Pförtnerin einen Gruß an die andern Klosterleute und ging eilig den Hügel abwärts.

Da wo der Weg in die Landstraße mündete, sah sie einen häßlichen Bauernjungen mit brennend rothen Haaren und einem verschmitzten Gesichte stehn, der etwas in der Hand hielt. Es war ihr, als ob er auf sie warte, aber noch ehe sie ihn anreden konnte, rief er: „das habt ihr verloren", warf ihr ein Päckchen vor die Füße und lief eilig über das Feld nach den Reben. Betroffen hob sie das Ding auf. Es war ein seidenes Tuch, das ihr völlig fremd war. Als sie es aber auseinanderfaltete, fiel ein Zettel heraus: „Theuere Jungfrau! Seid morgen, eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Holtermann. Ich habe euch viel zu sagen. Auch eures Vaters Glück

hängt daran." Unterzeichnet war der Brief mit einem „L." Entrüstet ballte Lydia das Blatt zusammen. War sie die Dirne, die man in der Dämmerung an den einsamsten Kreuzweg der ganzen Gegend bestellte? Sie zerknitterte zornig die Schrift und steckte sie mit dem Tuche in ihre Tasche. „Eine Stunde vor Sonnenuntergang. Abscheulich. 'Auf den Holtermann' — zwei Stunden von meines Vaters Hause! Es ist unerhört", und mit geröthetem Angesicht eilte sie vorwärts durch die Brücke und Stadt, bis der steile Burgweg ihrer Eile Einhalt that.

Der Magister hatte an dem Abend, als er von Craft und Lydia schied, sich in der seltsamsten Stimmung befunden. Er triumphirte, daß sich das holde Geschöpf ohne Widerstreben hatte in seine Arme schließen lassen und sein Blut kochte heiß auf, wenn er an diese seligen Momente dachte und doch war er wieder beschämt über seine eigene Schwäche und beunruhigt über die Aeußerungen der Entrüstung, die Lydia ihm zuletzt gezeigt hatte. Daß die Gefangenen ihn als Verräther ausschrieen, war ihm gleichfalls bedrückend. Der Pfeil, den er aus sicherem Versteck abgedrückt, hatte ihn nur so lang gefreut als ihm das blutende Wild nicht vor den Augen war. Jetzt, da er die armen Missethäter gefesselt schwerer Strafe entgegen gehen sah, war der aufgeregte Eifer plötzlich verraucht, in dem er es für Pflicht gehalten hatte, die Ehre Gottes zu rächen. Als offener Ankläger hätte er jeden Augenblick ihre Verurtheilung beantragen können, aber daß er als geheimer Schütze das tödtliche Geschoß entsendet, daß er sich verborgen hatte und weiter verbergen sollte, schuf ihm ein böses Gewissen. Dieses im Geheimen angebrachte Wort hatte seine Seele nicht befreit, sondern belastet. Auch das machte ihm Eindruck,

daß er überall nur Mißbilligung der geheimen Anklage, nirgend ein Wort der Zustimmung hörte. Er selbst kam sich jetzt wie ein Missethäter vor, der sich verbergen müsse, denn wenn der Schleier, der über seinem Treiben lag, an einem Ende sich lüftete, so wurde unfehlbar seine ganze unwahre Stellung in Bälde enthüllt und er versank in Grübeln, wie viel wohl die Leute schon von seinen Geheimnissen wüßten? Ueberall hörte er auf der Landstraße von den vorgenommenen Verhaftungen reden und es war ihm, als ob die Begegnenden ihn weniger freundlich grüßten als sonst oder auch geflissentlich zur Seite schauten. Halbvergessene Ausfälle der Pfarrer im Hirsch und gelegentliche Anspielungen auf seinen Papismus fingen jetzt plötzlich an ihn zu drücken, denn jetzt erst war sein Gewissen wund und in sich zwiespältig. Welche Lehren seines Ordens er sich auch vorsagte, seit er die blutigen Früchte seiner geheimen Berichte vor Augen gesehn gab sein besseres Ich sich nicht mehr mit dem mechanischen Hinweis auf eine beschworene Pflicht zufrieden. „Ich hätte mich nie auf diese Rolle einlassen sollen“, murmelte er. „Ich will dem Orden dienen, aber öffentlich. Ich stelle meinen Mann, was brauche ich mich zu verkriechen?“ und von dem hastigen Gehen und der Jagd der Gedanken erhitzt, riß er die tellerartige Krause von seinem Halse und steckte sie ein, als ob das Symbol des reformirten Predigers seine Kehle drücke gleich einem Halseisen. In der schwülen Zelle durchkämpfte er eine unruhige Nacht, in der alle sieben Todsünden sich um seine Seele stritten. Verwildert und wüsten Sinns, mit fieberhaften Augen tauchte er am Morgen von seinem Lager empor. Die Schule war geschlossen und keine Beschäftigung entzog ihn seinen zerrüttenden Gedanken. Die Aebtissin

und vermuthlich alle Klosterfrauen wußten seit jenen unheilvollen Exercitien, wie es um sein Inneres stand. Was sollte er ihnen predigen? So mechanisch wie möglich that er seinen Gottesdienst ab. Mit der Achtung seiner Gemeinde drohte ihm auch seine Selbstachtung abhanden zu kommen. Die Arbeit ekelte ihn an. Müßig strich er in den Wäldern umher, die das Stift umgaben, oder er ging hinauf nach der ehrwürdigen Benedictinerabtei Schönau, um nach einer kurzen Rast eben so allein und traurig durch die alten Eichen nach seinem Stübchen im Stifte zurückzukehren. Seine Predigten in der Schloßkapelle wurden immer düsterer, voll schwerer Anklagen gegen das menschliche Herz und der Welt Sünde. Nur in den finstersten Regionen des Lebens bewegten sich seine Vorstellungen. Beklommen schauten oft Frauen und Jungfrauen zu dem schwermüthigen Prediger empor, der ihnen allen Sonnenschein aus Gottes schöner Welt wegwischen wollte. Lydia sah er nicht mehr unter ihnen. Der Ephorus des Sapienzcollegiums aber sagte zu dem neben ihm sitzenden Kirchenrath und Stadtpfarrer wohlgefällig: „Der Magister wächst täglich in der Erkenntniß.“ Darin irrten die beiden Kirchenväter freilich. Im Gegentheil war ihr Schützling nie so nahe daran gewesen, sittlich unterzugehn, als eben jetzt, da er so bitter von Welt und Menschen dachte. Wer die Selbstachtung verloren, hat nur noch die halbe Widerstandskraft gegen das Böse. Seit die Aebtissin ihn schwach gesehn, seit seine nächste Umgebung ihn nicht mehr hoch hielt und die Gemeinde mit Argwohn auf ihn sah, wandelte er dem Abgrund näher als jemals. Nun war ja doch alles gleich. Warum sollte nicht auch er werden wie dieser Sylvan und Reuser und hundert Andere, die sich des Beifalls ihrer Mitbürger bei

allen ihren Sünden erfreuten? Auch er hatte heißes Blut in seinen Adern, auch seine Sinne schrieen nach Genuß, nach Lust, nach Liebe. Von Lydia's Lippen hatte er ein süßes Gift gesogen, das in seinen Adern kochte. Bei Tag und Nacht fühlte er weiche, volle Lippen und heiße Arme, die ihn umschlangen. Stürmisch klopfte das Herz des Neapolitaners unter der pedantischen Hülle eines deutschen Magisters. Kam der Abend, so lief er nach der Stadt, wo man ihn im Hirsch kühl und fremd empfing. Zornig goß er einen Becher des ungewohnten Weines nach dem andern in sich, um es den Andern gleich zu thun und brach dann noch früher auf als sonst, um einsam, in schwüler Stimmung durch die Straßen der Stadt zu streifen. Seine erhitzte Phantasie spielte ihm tausend Streiche. In jeder jungen Gestalt sah er Lydia. Oft meinte er, daß alle Frauen ihn mit ihren Blicken lockten; daß jede, die vom Wege abbiege, ihn in eine Seitenstraße zu ziehen suche. Dann biß er die Zähne zusammen, in seinen Schläfen hämmerte das Blut und er rannte seinen Weg vorwärts, bis er athemlos mit stürmisch klopfendem Herzen auf seiner Stube im Stifte ankam. Wie der gefangene Hirsch im Hornung mit seinem vielendigen Geweih den Grund zerwühlt und sein wilder Schrei hinausbegehrt nach dem Walde, so verlangte der mit hundert Banden gefesselte Mann in Laurenzano Befreiung aus dem geistlichen Joch und wenn er verdüstert und wild aus seiner Thüre trat, dann wichen die frommen Frauen ihm scheu aus dem Wege, er schien ihnen krank und unheimlich und selbst Frau Sabina kamen Zweifel, ob auch alle Einrichtungen der alten Kirche so heilsam seien als sie sonst wohl gemeint hatte.

In dieser schwülen Stimmung lag Paolo auch an

jenem Mittag an dem Fenster seiner Zelle, als er Lydia in den Klosterhof eintreten sah. Daß sie gekommen sei, um ihn zu finden, war ihm sofort gewiß. Das schüchterne Reh, das er hatte schonen wollen, drängte sich selbst in den Bereich seiner Waffen. Er mußte sie sehen, sprechen, küssen ..... Rasch nahm er seinen Hut und stürzte vor die Mauern. Aber wie konnte er unter den Augen der Klosterleute, auf der Landstraße die Jungfrau anreden, sie, wegen deren er schon im Gerede der Nonnen war. Unschlüssig blieb er stehen und die Leidenschaft des Mannes kämpfte mit der Feigheit des Priesters einen unedlen Kampf. In den Stiftsreben lockerten die Arbeiter die Erde; Kinder trugen Reisigbündel aus dem Walde herab. Offenbar war hier an keine Begegnung zu denken; wollte Lydia mit ihm zusammentreffen — und dazu war sie doch gekommen — so mußte es an einem ganz einsamen Platze sein. In der Eile fiel ihm kein anderer bei als der verrufene und vom Volke gemiedene Kreuzweg, der über dem Stifte auf dem Sattel des Heiligenbergs und Dachsbaues lag. Dort waren sie sicher. Daß das holde Kind seinen ganzen Ruf preisgab, wenn sie an diesem berüchtigten Platze gesehen wurde, was kümmerte das den pflichtvergessenen Priester, wenn er nur dorthin von seiner Zelle ungesehen gelangen konnte. So beschied er in eiligen Zeilen die Jungfrau nach dem Kreuzweg, hüllte den Brief in ein seidenes Tuch und winkte einem rothhaarigen Knaben, der scheinbar unbekümmert am Wege stand. „Siehst du die Jungfrau, die dort das Thor verläßt? Sie hat dieses Tuch verloren. Ich will aber nicht, daß sie erfährt, wer es gefunden. Du gibst ihr das Tuch, ohne mich zu verrathen, und springst gleich weiter. Kommst du wieder hierher und hast genau gethan, was ich dir

sagte, so gebe ich dir einen Groschen." Der Knabe kraute sein rothes Haar und lächelte blöde. Dann nahm er das Tuch und sprang über die Wiesen, während Paul rasch den Weg nach den Reben einschlug. Als der Knabe wiederkehrte, erhielt er seine Belohnung. Im Bewußtsein, Lydia's eigenen Wünschen entgegen gekommen zu sein, kehrte Laurenzano befriedigt nach seiner Zelle zurück. War es doch ein unfehlbares Zeichen, daß Lydia die Botschaft überhaupt angenommen hatte. „Volenti non fit injuria", murmelte er. Freilich hatte er in geistlicher Klugheit noch die Bemerkung über den Vater hinzugefügt. Das war nicht schön, es war teuflisch. Aber er tröstete sich: „ich mußte ihr doch über ihre eigene Beschämung hinweghelfen, damit sie einen Vorwand vor mir und vor sich selbst habe, dem Zuge ihres Herzens zu folgen." Auch die Wahl des Ortes freute ihn. Dorthin konnte er auf einsamem Waldpfad ganz ungesehen gelangen. Dorthin wagte sich um die Dämmerstunde nicht eine Seele und seine Sinne malten sich glühend aus, wie er dieses Alleinsein mit ihr ausnützen wolle. Was Lydia auf's Spiel setze, wenn sie dort gesehen werde, daran dachte er in seiner pfäffischen Selbstsucht nicht; es verstand sich ja von selbst, daß vor Allem sein Ruf, die Reputation des Priesters, des Standes, der Kirche geschont werden müsse und für ihn war dieser Platz am leichtesten zu erreichen. Wie tief war er bereits gesunken, daß er in diesem Augenblick ohne Entrüstung sich einer Auseinandersetzung Pigavetta's erinnerte über die probable Meinung ansehnlicher Lehrer, daß ein Mönch sogar seine Geliebte tödten dürfe, wenn er dadurch das größere Unglück verhindere, dem Rufe des Klosters zu schaden.

„Ich weiß, sie wird kommen", sagte er zu sich selbst,

„sie kann nicht widerstehn. Wofür wäre sie sonst die verzauberte Jungfer", und er lachte befriedigt vor sich hin. Da fiel sein Auge auf den Spiegel der Erinnerung, den die Aebtissin aus der Kirche wieder auf sein Zimmer hatte bringen lassen und das Bild des ehrwürdigen Pater Aloysius trat ihm störend vor's Auge. Es zwang ihn, wie mit unsichtbaren Händen, auch in dieser Stunde der Versuchung durch das runde Glas zu sehn. Fieberhaft, von Leidenschaft entflammt, mit blauen Ringen um das trübe Auge, den Mund gierig geöffnet, starrte ihm sein Angesicht aus der Kapuze entgegen. Er sah das Bild eines verwilderten Mönchs, vor dem ihn Pater Aloysius in Speyer einst gewarnt, als er ihm dieses seltsame Andenken mitgab. „Mein Sohn", hatte ihm der würdige Greis gesagt, „du gehst in weltförmiger Gestalt hinaus in die Welt. So schaue von Zeit zu Zeit in dieses Glas, ob der Ausdruck deiner Seele in deinen Zügen sich auch eigne für dieses Gewand, dem du dich zugeschworen?" Einen Augenblick erschrak Paul über seinen eigenen Anblick. Aber die Leidenschaft hatte jede bessere Regung in ihm unterjocht; mit einem Fluche trat er gegen den mystischen Kasten, daß er zusammenstürzte. Glas und Spiegel lagen vor ihm in Scherben. Hastig packte er das Ganze zusammen und schob den unförmlichen Bündel in die Ecke. Es war ihm, als ob er von einem bösen Spuk erlöst wäre und ein jüngst gehörtes Liedchen trällernd legte er sich nieder. Sind unsere sündigen Entschlüsse zu einem festen Punkte gelangt, so ersetzen sie zuweilen für einen Augenblick scheinbar die Ruhe des guten Gewissens. Seines Erfolges sicher schlief der Magister seit vielen Wochen zum ersten Male ruhig und fest; aber als er am andern Morgen frisch und hell erwachte, zeigte sein gestriges Thun

ihm ein ganz anderes Antlitz. Die Trümmer des zerschlagenen Kastens schauten ihn vorwurfsvoll an. Der Spiegel der Erinnerung that nie besser seinen Dienst als jetzt, da er in Scherben lag. Beklommen und gedrückt begann Paul sich zu dem Abendgottesdienst vorzubereiten, der mißlich genug gerade heute ihm oblag. Wüßte er an Lydia zu gelangen, er würde jetzt die Bestellung widerrufen und fest nahm er sich vor, falls sie stattfand, rechtzeitig der Reue zu gedenken, die jeder Schuld folgt und sich bei dieser Gelegenheit von Lydia zu scheiden auf immer.

Zwölftes Kapitel.

Als Lydia müde und erregt von dem Besuche im Stift nach dem Schlosse zurückkehrte, traf sie ihren Vater traurig am Fenster sitzend, wo er trüb nach dem Rheinthal hinüberblickte, das die untergehende Sonne in glühende Farben tauchte. „Wir werden diesen Anblick nicht mehr lang genießen, mein Kind", sagte er, indem er seine mageren abgezehrten Finger auf ihre weichen Mädchenhände legte. „Die Gegnerschaft wächst und wer weiß, ob ich nicht eines Tages da drüben im dicken Thurm neben Behe und dem Inspector sitze?"

Klytia erblaßte. Sollte Paolo wirklich um des Vaters willen eine Zusammenkunft mit ihr begehren? Es lag ihr auf der Zunge, dem guten Vater alles zu gestehn, ihn zu bitten, mit dem Magister zu sprechen und des Vaters Rathe alles anheim zu geben. Aber, wenn dann alles aus war, wenn der Vater an Stelle dieser schmerzlichen Ungewißheit ein trostloses Ende setzte? Sie fühlte, daß sie das noch weniger tragen könne als alles Elend des Zweifels. Ihr Vater sah, wie sie erblaßte und fuhr tröstend fort: „Aengstige dich nicht. Unmittelbar bedroht bin ich nicht, nur meine Stellung ist auf die Dauer unhaltbar. Den gefallenen Rath eines Fürsten aber trifft nachträglich gar manchen Mannes alter Haß." Nach dem

Abendbrot hatte Erast sich eine Predigt von Zwingli vorlesen lassen, hatte Klytia dann mit einer gewissen Feierlichkeit auf die Stirne geküßt und war nach seiner Studirstube gegangen, wo er bis tief in die Nacht ruhelos auf und nieder schritt. Aengstlich schaute ihm Klytia nach. Was bedeutete das alles? Beklommen, mit dem Gefühl traurigster Verlassenheit, setzte sie sich an's Fenster und schaute zum Himmel, wo ein Stern nach dem andern hervorkam, wie wenn in einer großen Stadt die Lichter jetzt hier, jetzt dort angezündet werden. Ueber dem letzten Glühen des Abendroths stand der funkelnde Hesperus. „Der Stern der Liebe, der über einem Blutmeer untergeht", dachte sie. In großen Umrissen zeichnete sich das spitze Dach des dicken Thurms und die finsteren Massen des Ruprechtsbaus und der Kapelle vom Abendhimmel ab. Aus dem Thurme flimmerte hier und dort ein Lichtchen. Ob der lustige Sylvan, in dessen Garten sie manchen vergnügten Mittag verlebt und dessen fröhliche Kinder sie als die schöne Muhme von Heidelberg vergötterten, bei einem dieser Lichtchen las oder um die Seinen sich grämte? Was der arme Mann auch Böses geschrieben haben mochte, sie empfand ein tiefes Mitleid mit ihm und schloß ihn herzlich in ihr Gebet mit ein. „Welch' schreckliche Gewißheit des Glaubens gehört doch dazu", dachte sie, „um einen Menschen wegen seines Unglaubens zu tödten." Spät legte sie sich zur Ruhe, aber sie fand keinen Schlaf. Immer mußte sie an die Worte des Vaters denken, auch er werde bald drüben in diesem entsetzlichen Thurme sitzen. Wenn nun Paul ihn wirklich retten konnte und sie hatte es versäumt, weil sie den verrufenen Kreuzweg scheute? Vor Seelenangst und innerer Pein begann sie zu weinen. Der Wind rüttelte draußen am Gerüste der Bauleute

und mehr als einmal fuhr sie schreckhaft empor, weil sie meinte, sie höre die Balken unter einem schleichenden Schritte knarren und es werde an ihrem Fenster gepocht. „Wenn er auf dem Wege seines Bruders hier herein käme", stammelte das geängstete Kind und zog ängstlich die Decke über ihre Augen. Im Traume selbst fühlte sie den Angstkrampf ihres Herzens. Als Nachtmahr hatte Paul sie überfallen und sog von ihrem jungen Blut, deutlich sah sie ihn in der gespenstischen Kapuze des „Spiegels der Erinnerung", seine Augen glühten ihr aus der Kutte entgegen, dann wurde der Kopf zum Todtenschädel und wollte sie küssen mit den lippenlosen Zähnen, daß sie mit einem Schrei wieder von ihrem Lager emporfuhr. Endlich verfiel sie in einen tiefen Schlaf und als sie spät erwachte, war ihr Vater schon weggegangen, um nach seinen Kranken zu sehen. Bei Tisch war er einsilbig und erklärte, „er werde einige Tage verreisen, da er mit Freunden der jenseitigen Pfalz eine Zusammenkunft abzuhalten gedenke. Noch ein letzter Versuch müsse gemacht werden, den Kurfürsten aus den Händen der Fanatiker zu befreien." So saß Klytia wieder allein und grübelte, was wohl der Magister ihr zum Wohle des Vaters mitzutheilen habe? Es wurde ihr immer klarer, daß sie sich an dessen Interesse vergehe, wenn sie Paolo's Mittheilungen einfach von der Hand weise. Und hatte Paul nicht vielleicht auch für sich zu sprechen? Wollte er nicht am Ende nun doch Ernst machen, ein neues Leben beginnen, wenn nur sie ihm ihre Hand zur Hülfe reichte? Sie sagte sich, daß sie unmöglich allein einer Bestellung in die Berge Folge leisten dürfe, aber es war, als ob der dämonische Priester ein Tau um ihre Seele gelegt hätte, so zog es sie nach dem Ort, wohin er sie entboten.

Endlich hielt sie es nicht mehr aus. Sie warf ihren Schleier über und eilte den Burgweg hinab, um Frau Belier um ihre Begleitung zu bitten. Vielleicht fand sie den Maler dort, der konnte seinem Bruder gebieten, unter Frau Belier's Augen ihr zu sagen, was er zu sagen hatte. Aber als sie in dem Giebelhaus beim Markte anfragte, war Frau Belier über die Brücke gegangen, um bei einem Gärtner Blumen zu suchen. Vielleicht fand sie sie auf halbem Wege. So kam sie über den Fluß und nun widerstand sie dem Schicksal bereits nicht mehr. Der Brücke gegenüber stand eine Kapelle. Wie gern hätte Lydia hier ihre Kniee gebeugt und um Erleuchtung gefleht, aber die Calvinisten hatten sie geschlossen und wer außerhalb des öffentlichen Gottesdienstes sein Gebet hier verrichtete, wurde wegen Götzendienstes gebüßt. Hätte sie eine Weile hier beten dürfen, sie hätte des Vaters Sache Gott befohlen und wäre heimgekehrt, aber die Thüre war zu. So blieb sie in ihrer unklaren Furcht. „Ich muß den Vater retten, auch ihn muß ich retten, ja ihn, ihn ganz besonders." Sie wollte ihm sagen, wie Unrecht es sei, daß er scheinen wolle, was er nicht sei, wie glücklich er sich fühlen müsse, wenn er von diesem unwahren Thun lasse. Es schwebte ihr vor, als habe sie ihm noch viel zu sagen, um seinetwillen. Hinter dem Kirchlein führte ein selten begangener Pfad durch die Reben zum Walde empor und so konnte sie unbemerkt, wenn auch auf einigen Umwegen zu dem Platze gelangen, den ihr der Magister bestimmt hatte. Die Glocke der Heiligengeistkirche läutete zum Abendsegen als sie eine stille Waldwiese erreichte. Andächtig lag die stille Halde zwischen den hohen Buchen und über sie weg sah man in das Thal des Flusses, der sich silberhell durch die blauen Berge drängte. Während

die Glockentöne in der Ferne verhallten, ging ihr ein Kindergebet durch die Seele. „Lieber Christ, was soll's bedeuten, dieses Abendglockenläuten. Es bedeutet abermal, deines Lebens Ziel und Zahl." Aber sie mußte sich eilen, die Sonne tauchte schon hinter die Berge. Je höher sie kam, um so weiter dehnte sich der Blick über die Hügel und Berge des Odenwalds und die von der sinkenden Sonne übergoldete Ebene. Raschelnde Feldhühner bargen sich trippelnd vor der ungewohnten Störung im Dickicht. Wie liebe Kinder standen die jungen Tannen vor den hohen Stämmen des alten Schlags. Dann folgten wieder weite Lichtungen. Einsam und still war es unter den hohen Eichen, die auf dem Berge zerstreut waren. Hie und da huschte ein Häher über ihren Weg, hie und da hörte sie das Klopfen des Spechts an den Stämmen, ein munteres Eichkätzchen setzte in großen Sätzen über die Straße, die sie nun erreicht hatte, sonst war alles Leben des Waldes bereits zur Ruhe. Als der Schatten des Heiligenberges sich über ihren Weg legte, schauerte sie. Sie hätte sich wärmer kleiden sollen, aber sie war ja auch nicht ausgegangen, um hierher zu gehn. Auch die Furcht fing an, sich zu melden. Hinter ihr huschte ein großer grauer Vogel aus dem Gebüsch und flog vor ihr her, einen leisen Klagelaut ausstoßend. War sie vorüber, so sah sie ihn wieder mit geräuschlosem, raschem Flug an sich vorbeistreichen, um einige Schritte vor ihr sich auf's neue niederzulassen. Ihr war das unheimlich, denn sie wußte, daß der Nachtschatten Unheil bedeute, aber alles Rufen und Scheuchen vertrieb den gespenstischen Begleiter nicht. Gern wäre sie umgekehrt, aber sie war jetzt dem Ziele so nah und der Stadt so fern, in die sie lieber in Paul's Begleitung zurückzukehren wünschte.

Als sie im Sattel zwischen Heiligenberg und dem so-
genannten Dachsbau bei einer alten Buche Halt machte,
sah sie, daß die Sonne hinab war. Der Umweg, den
sie gewählt, war weiter gewesen, als sie gemeint hatte.
Aber um so sicherer mußte Paolo schon oben sein, und
als sie so dem gespenstischen Dunkel der Eichen zuschritt,
während hinter ihr der Abendschein brannte, verlangte
sie recht ernstlich nach seinem Schutze. Auf dem Scheitel
des Berges am Waldessaume hingehend begegnete sie
einigen Waldarbeitern, die zu den Mühlen des benach-
barten Dorfes hinabstiegen, deren Räder man bei der
Abendstille bis hierher klappern hörte. Verwundert schau-
ten die Leute die einsame Pilgerin an. Sie sah, wie
sie in der Ferne stehen blieben und nach ihr zurückblick-
ten. Um so eiliger entzog sie sich ihren Augen hinter
den Büschen. Am Rande eines einsamen Kiefernwaldes
fand sie sich endlich bei dem verrufenen Holtermann. Der
Weg vom Thale der sieben Mühlen und die Heidelberger
Straße kreuzte sich hier mit den Wegen, die nach den
Dörfern des Odenwalds führten. Mancher unkundige
Wanderer hatte sich hier schon verirrt, manchem reichen
Müller von unten war hier in unruhigen Zeiten von
lauernden Schnapphähnen der Beutel geleert worden und
Kinder hatten im düstern Busch Kobolde, Irrlichter, kla-
gende Frauen gesehn oder es häßlich lachen hören. Warum
in aller Welt der herzlose Priester sie gerade hierher be-
stellt hatte? Aengstlich ging sie im Dämmerlicht vor-
wärts. Die Ebene unten erschien jetzt nur wie ein blaues
Meer, durch das der Rhein als feuriger Streif, der
Neckar als breiter Blutstrom die rothen Wellen wälzte.
Am Kreuzweg lagen gespenstisch dunkle Schatten. Alles
war still und einsam. Niemand begrüßte sie. Sie hätte

weinen mögen vor Angst und Enttäuschung. Aber indem sie sich nach einem trockenen Plätzchen umsah, wo sie sich niederlassen könnte, theils um zu ruhen, theils um noch eine Weile zu warten, sah sie plötzlich, daß sie nicht allein war. Ein jäher Schrei entfuhr ihren Lippen. Am Waldesrande unter den düstern Kiefern kauerte ein altes Weib, das knäuelartig in sich zusammengezogen, das Gesicht auf die Kniee und Arme gelegt, sie mit bösen, schielenden Augen ansah. Klytia vermochte vor Schrecken kein Glied zu bewegen. Wie der Vogel vom grünen Auge der Schlange bezaubert, stand sie den unheimlichen Blicken der Alten gegenüber, die sie für eines der Zauberwesen des Holtermanns hielt. Endlich hörte sie ein böses Kichern. „So, die schöne Lydia will auch Kräuter sammeln am Kreuzweg, Wurzeln graben beim Sonnenuntergang? Wußte nicht, daß des Arztes Töchterlein auch zaubert. Der Herr Vater hat mich ja streng bedroht, wenn ich's wieder thäte. Der Herr Liebste ist wohl untreu geworden, hä? Soll die alte Sibylle helfen? Ich habe schon manchen zurückgebracht, schöne Jungfrau, den blondes Haar und blaue Augen nicht festgehalten. Wollt ihr's versuchen mit der Mutter Sibylle?"

„Ihr seid die Kräuterfrau aus dem Kreuzgrund, jetzt erkenne ich euch", sagte Lydia. „Erlaubt nur, daß ich mich neben euch setze, ich habe mich verirrt im Walde und möchte ausruhen." „Verirrt auf diesem Wege", sagte die alte Hexe höhnisch. „Das macht einer Andern vor. Zeigt einmal eure Hand, schöne Jungfrau, vielleicht kann ich euch Trost geben, ohne daß ihr Wurzeln zu graben braucht;" und sie ergriff Lydia's Hand, die das zitternde Mädchen ihr willenlos überließ. Beifällig kicherte die Alte, als sie eine Weile in die Hand geschaut. „Du

wirst arm leben, mein Schatz", sagte sie, „aber reich sterben."

„Ach", sagte Lydia unwillig, „als ob das die Lage wäre, an Gold und Reichthum zu denken."

„Sachte, sachte, mein Täubchen", fuhr die Alte fort, indem sie die Hand festhielt. „Du wirst viel weinen in der nächsten Zeit, doch wenn die Beeren reif sind, lachst du wieder. Zweie werden kommen, ein Brauner und ein Schwarzer. Vor dem Schwarzen hüte dich, er stürzt dich in's Unglück." Lydia seufzte. „Ja, ja, mein Engel, er stürzt dich in's Unglück, der Braune ist der Rechte, den mußt du nehmen, obwohl er älter ist, aber den Schwarzen schlag dir aus dem Sinn. So — nun weißt du, was du zu wissen brauchst und nun gehe. Zu dem Geschäfte, das ich vorhabe, kann ich keine Gesellschaft brauchen."

„Oh, geht mit mir, gute Frau. Ich fürchte mich so entsetzlich", weinte Klytia.

„Närrchen, wer hieß dich hierher kommen. Bist du allein gekommen, so kannst du auch allein wieder hinunter", und die Augen der Alten fingen an zornig zu leuchten.

„Allein gehe ich nicht", sagte Klytia mit entschiedenem Tone. „Entweder ihr begleitet mich oder ich warte bis sonst jemand kommt."

„Ihr wollt wohl Nachtthau im Fläschchen sammeln gegen die Sommersprossen, daß das weiße Frätzen nicht gelb wird, oder Liebessamen brechen oder Wurzeln von Männertreu?" und plötzlich in Zorn ausbrechend schoß sie einen bösen Blick auf das erschrockne Mädchen und rief: „Gesegen's euch der Satan", und sie raffte sich auf und ging, giftige Verwünschungen vor sich her murmelnd,

den dunkelsten der Waldwege abwärts, wo sie im Föhrengrunde den Blicken Lydia's entschwand.

Betrübt setzte sich Lydia auf einen Stein. Der rothe Schein im Westen war verglüht. War Laurenzano schon dagewesen und hatte sich von der Hexe verscheuchen lassen oder sollte sie noch auf ihn warten? Aengstlich und reuevoll schmiegte sie sich in die Ecke, in der vorhin die alte Hexe gekauert hatte. Sie sah den Rasen durch ein Messer in seltsame Striche zertheilt, helle und dunkle Steine lagen in wunderlicher Ordnung umher. Das Gras war versengt. Die Alte mußte ein Feuerchen nur gerade erst gelöscht haben, als Lydia kam. Jetzt verstand sie die zornigen Abschiedsworte der bösen Greisin. Sie hatte die Hexe in ihren Künsten am Kreuzweg gestört und durch ihre Gesellschaft vertrieben. Geängstet schaute sie in den dunkeln Kieferngrund hinter sich, ob ihr das arge Weib nicht am Ende ein Uebel zuschicke. Nur eine Viertelstunde wollte sie noch auf den Magister warten, dann aber wie ein Reh den Waldpfad hinabfliegen, um noch vor Thorschluß an der Brücke anzukommen. Aber es blieb alles still. Kein Paolo nahte. Als sie so allein und verlassen am Holtermann saß, kamen ihr die Thränen. „So wäre ich also wirklich so weit wie das Volkslied sagt:

> Eh' denn ich laß' das Weinen gehn
> Will ich lieber an der Wegscheid stehn,
> Will eine Feldblum werden."

Eben wollte sie aufbrechen und sich auf den Heimweg begeben, als sie in der Ferne reden hörte. Erregt strengte sie ihr Gehör an, ob sie Paolo's Stimme vernehme? Aber es waren drei oder vier Männer, die laut und roh durcheinander sprachen. Ein neuer Schrecken: wie sollte sie an den fremden Menschen vorüber, die ihr dazu be-

trunken schienen? Am besten, sie verbarg sich hinter den Büschen bis der Weg wieder frei war. Eilig wählte sie ein Versteck. Da hörte sie die Stimmen schon in der Nähe. „Hier soll sie sein, hat die alte Hexe gesagt“, rief ein roher Geselle. „Aber du thust ihr nichts zu leid“, sagte ein Jüngerer. „Was werd' ich ihr thun, als was du ihr auch thun willst? Wenn sie auf einen Schatz wartet, kann sie uns so gut nehmen wie einen Andern.“ Lydia's Blut erstarrte zu Eis. „Ich glaube“, sagte ein Dritter, „die alte Sibylle hat uns angeführt. Hier ist keine menschliche Seele. Halt, da hat jemand gesessen und dort hinten, sehe ich da nicht etwas Weißes?“ In diesem Augenblick sprang Lydia entsetzt den Abhang hinab und jagte mit wilden Sätzen den Weg zurück, den sie gekommen. Einen Moment hatten die drei Bursche verblüfft innegehalten, dann setzten sie wie plumpe Doggen dem leichtfüßigen Rehe nach. Aber es ging nur schwach bergan und die männliche Kraft war der weiblichen Leichtigkeit überlegen. Immer kleiner wurde der Abstand zwischen dem gehetzten Mädchen und den drei Unholden hinter ihr. Als Lydia die alte Buche erreicht hatte, die auf dem Sattel des Berges stand, ward ihr klar, daß, wenn sie abwärts fliehe, die Dreie ihr von der einen oder andern Seite den Weg abschneiden würden. Der Instinct der Angst hieß sie den Weg bergauf nehmen. Die Verfolger hatten das Gegentheil erwartet und verloren sie einen Moment aus den Augen. „Dort, dort“, rief jetzt einer, indem er nach oben deutete, wo Lydia den Bergrücken entlang den Ruinen des Heiligenbergs zustrebte. Auf's neue begann die Hetze. Aber beim Steigen hatte das behende Mädchen vor den schweren und zudem betrunkenen Männern einen erheblichen Vor=

theil. Bereits schickten sie sich an, die Jagd aufzugeben, da schlug der Aelteste vor, auf dem Fußweg zur Linken das flüchtige Wild, das jedenfalls nach Heidelberg strebe, abzufangen. Leise schlugen sich die drei Bursche nach dieser Seite. Lydia schaute nach einer Weile um. Die Verfolger hatten abgelassen; sie konnte Athem schöpfen. Glühend, halbtodt vor Angst und Erschöpfung lehnte sie an einer Buche. Drunten glänzten die hundert Lichter der Stadt. Auch vom Schloß her strahlte ein Fenster traulicher als das andere. Was hätte sie darum gegeben, dort drüben zu sein. Selbst in Sylvan's Thurm wäre sie besser aufgehoben gewesen als hier in Nacht und Graus und Dickicht. Leise schlich sie sich durch die Ruinen des alten Klosters, zwischen denen der Abendnebel wunderliche Gestalten braute, und überlegte sich, ob sie sich vielleicht in dem zerfallenen Gemäuer ein Obdach suchen solle. Aber ihr schauderte vor dem unheimlichen Orte, an dem die Schatten eingemauerter Mönche umgingen. Der Mond war hinter dem Königsstuhl hervorgekommen; mild glänzte sein Licht durch die Bäume und warf einen hellen Schein über ihren Weg. Ihr langer Schatten ging neben ihr her, bald weit hinausreichend über den Abhang, bald sich gerade aufrichtend an dem steilen Hohlweg. Als sie eben aus einer Erhöhung desselben heraustreten wollte, hörte sie ein unterdrücktes Kichern. Mit einem Satze sprang sie zur Seite und jagte die Böschung empor. Sie waren wieder da, die Entsetzlichen. Hier erhob sich der Eine, da tauchte der Zweite auf, dort sprang der Dritte hinter einem Baume hervor gerade auf sie zu. „Erbarme dich, Heiland", rief das geängstete Mädchen. Da strauchelte der müde Trunkenbold über einer Wurzel und mit Gedankenschnelle schoß Lydia an ihm vorüber. Aber lang

konnte die Jagd nicht mehr währen; mit siegestrunkener Zuversicht stürzten die Dreie vorwärts, indem bereits der Eine den Andern aus dem Wege stieß, damit er als Erster die schöne Beute erhasche. Die letzte Hoffnung Klytia's war, die Ruine der Michaelskirche auf der vorderen Erhebung des Berges zu erreichen und sich dort in einer Nische zu verbergen. Bereits setzte sie über das erste Gemäuer, aber der Jüngste der Verfolger war dicht hinter ihr her. Sie that einen Satz vorwärts, da verlor sie plötzlich den Grund unter den Füßen. „Das Heidenloch", diese entsetzliche Vorstellung schoß ihr noch durch das Bewußtsein; sie fiel in's Leere; hart schlug sie auf den Boden auf und ihre Sinne schwanden. Im Augenblick darauf kam der vorderste der Verfolger durch den Eingang. Die Ruinen lagen hell im Mondlicht vor ihm, aber alles war still. Es war, als ob die Erde das Mädchen verschlungen hätte. „Alle guten Geister", murmelte er. Nun erschienen auch die beiden Andern, der Aelteste hinkend. „Wo hast du sie?" brüllten die rohen Menschen. „Hier herein sah ich sie noch fliehen und als ich folgte, war sie weg." „Sie wird irgendwo hinter den Mauern sitzen", sagte der Alte. Unter Flüchen und wüsten Reden suchten sie Büsche und Gemäuer ab. Nirgends war eine Spur. Die Dreie sahen sich bedenklich an. „Ich glaube, die eine Hexe hat uns an die andere geschickt." Der Alte schlug ein Kreuz. „Mit rechten Dingen geht das nicht zu", erklärte der Jüngste. „Vielleicht ist sie in's Heidenloch gefallen, dann ist sie todt", sagte der Dritte gleichgültig. „Kommt, ich habe die Sache satt, ich will ausschlafen." Und beruhigt, als ob sie nichts Uebles gethan, stiegen die drei Strolche den Berg hinab um ihre Lager zu suchen.

Süß duftete der Hollunderbusch über den Mauern der zerfallenen Kirche, der Wind rauschte durch die Kronen der alten Bäume, die schon den römischen Soldaten des Kastells und den Mönchen des Klosters Schatten gegeben; die Grillen sangen dasselbe eintönige Lied wie vor Jahrtausenden, der Mond schien hell auf die zerstreuten Steine, drunten aber in einem dunkeln Kellerraum, der nur von oben eine Oeffnung hatte, lag Lydia in tiefer Ohnmacht. Niemand wußte von ihr und sie wußte nichts von sich. Das arme Kind war nur noch vorhanden in dem Bewußtsein dessen, der auch des Wildes Todesröcheln im Waldesdickicht hört und das Seufzen der Kreatur vernimmt, die keines Menschen Auge gesehen.

Dreizehntes Kapitel.

Am Morgen des Tages, der für Lydia so verhängnißvoll wurde, stiegen vom Kreuzgrund, hinter Ziegelhausen, der Müller Werner und sein Knabe den muntern Bach entlang nach dem Dorfe hinab. Lustig klapperten die Mühlen der Nachbarn mit der des Täufers um die Wette. Das Bächlein glitzerte wie Morgenthau und Maienlicht. Auch die Wiesen des saftigen Thalgrunds prangten im Hochsommer noch frisch wie Frühlingsgrün. „Du bist also sicher", sagte der Müller zu seinem rothhaarigen Sprößling, „daß es Craft's Tochter war?"

„Ganz sicher, Vater!"

„Und du hast den Zettel selbst gelesen?"

„Gelesen, daß sie eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Holtermann sein solle."

„Wie kamst du dazu?"

„Ich werde dem Jesuiten doch nicht blindlings Botengänge thun? Ich sah, daß er etwas in das Tuch wickelte und mir wollte er vormachen, es handle sich darum, der Jungfrau ihr verlorenes Eigenthum zurück zu erstatten, ohne daß sie den Finder errathe. Dazu lasse ich mich nicht gebrauchen. 'Seid klug wie die Schlangen', sagt die Großmutter."

„Ich tadle dich auch nicht, wenn ich nur wüßte, wie ich den Anschlag des Baalspriesters verhindern könnte? Erast hat der Mutter das Leben gerettet durch seine Kunst; von unserer Gemeinde aber denkt er gering. Es ist mir lieb, ihm von unseren Sitten eine bessere Vorstellung beibringen zu können und ihm dabei meinen Dank zu erweisen. Auch ist's mir leid um die Jungfrau. Ich werde ihren Vater von diesem Briefe in Kenntniß setzen müssen."

„Soll ich nicht lieber heute Abend hinaufgehn und sie auseinander treiben? Du weißt, ich kann alle Thiere und Vögel und so ziemlich auch den Teufel nachahmen."

„Nein", sagte der Alte streng, „das ist kein Geschäft für Knaben." Als der Müller seine Gänge in der Stadt besorgt hatte, sprach er am Mittag in Erast's Wohnung vor. Da erfuhr er, daß der Rath verreist sei. So wolle er die Jungfer sprechen. Die war ausgegangen. Kopfschüttelnd entfernte sich der alte Sectirer. „Nun bleibt nichts übrig, als dem welschen Pfaffen selbst in's Gewissen zu reden, wenn er eines hat. Halt, da läutet's eben zur Abendandacht, die der fromme Mann in der Heiligengeistkirche hält. Vielleicht treffe ich die bethörte Jungfrau dort, jedenfalls den saubern Hirten, der die eignen Schafe in den Abgrund lockt. Es ist eine Sünde und Schande mit diesen Leuten."

Als er unten am Markte angekommen war, trat er, die üblichen äußern Formen der Andacht beim Eintritt in das Gotteshaus verschmähend, unter die Gemeinde. Der Prediger hatte seine Rede schon begonnen. Es war sein gewöhnliches Thema von der argen Welt. „Du hast es nöthig, Bube", murrte der Täufer bei sich. Er sah sich nach Lydia um. Vergeblich. Von der hintersten

Reihe bis zur vordersten musterte er Kopf für Kopf; sie war nicht hier. „Etwas besser ist das verlorene Schaf immer noch als der Schäfer“, sagte er dann für sich. „Sie bereitet sich wenigstens zum Stelldichein nicht im Gottesdienst vor.“ Jetzt erst wendete er seine Aufmerksamkeit dem Prediger zu, der wärmer und bewegter zu sprechen begann. Er redete von den Strafen der Sünde, aber die eisernen Berge und pickenden Vögel spielten jetzt keine Rolle mehr in seiner Rhetorik. Aus innerster Erfahrung heraus schilderte er heute die Qualen des bösen Gewissens. Er zeichnete den geheimen Sünder, der scheu umhergehe und immer wieder hinter sich blicke, ob da nicht einer stehe, der alles gesehen, der den Leuten nicht mehr gerade in die Augen zu schauen vermöge, sondern von innen verschleiert zur Seite blicke, dessen wundes Gewissen alles auf seine geheime Schuld beziehe und der so die Hölle schon hienieden mit sich umhertrage in der eigenen Brust.

„Oho, sieht es so aus“, sprach der Täufer für sich, „dann bist du vielleicht noch zu retten.“ Nach kurzem Besinnen riß er von einem Verzeichniß seiner Kunden, das er bei sich trug, ein Stück weißes Papier und schrieb einige Worte auf dasselbe. Dann nahm er sein wollenes Halstuch ab, legte es säuberlich zusammen, indem er in demselben den Zettel verbarg. „Das ist ja die Briefpost, die du selbst erfunden“, lachte er dabei grimmig vor sich hin. Als der Gemeindegesang begann, verließ er leise die Kirche. Draußen schweifte sein forschender Blick durch die umherstehende Menge. Endlich entdeckte er in einem jungen Mädchen seiner Gemeinschaft die taugliche Botin, die er brauchte. Heimlich trat er an sie heran und flüsterte eine Weile mit ihr. In der verfolgten und

unterdrückten Taufgemeinde waren stille Botschaften, verabredete Losungen und Erkennungszeichen und allerlei geheime Mittheilungen nichts Seltenes. Ohne Bedenken nahm darum die junge Dirne den Auftrag an, den ihr der Täufer gegeben. Die Glocken läuteten, die Gemeinde verließ das Gotteshaus, der Markt ward leer. Verstimmt und innerlich unruhig trat Laurenzano aus der Thüre. „Was hatte der Sectirer in der Betstunde zu suchen?“ fragte er sich. „Ohne Scham tritt er mitten während der Predigt ein, und wie frech er an den Pfeiler gelehnt mich gegen Ende durchdringend anstarrte, als ob ich mit dem bösen Gewissen meinen eigenen Zustand schildere.“ Er seufzte, dann fuhr er zornig fort: „Ich werde sorgen, daß der Amtmann wieder einmal im Kreuzgrund einen Besuch abstattet.“ In diesem Augenblick trat ein sauber gekleidetes Bauernmädchen an ihn heran. „Herr Pfarrer, ihr habt gestern beim Stifte etwas verloren.“ Kaum hatte er das dargereichte Tuch in der Hand, so entwischte die junge Dirne um die Ecke. Aengstlich sah Laurenzano sich um, ob er beobachtet werde. Dann faltete er das Tuch auseinander. Es enthielt ein Blättchen. Sicher war es von Lydia. Sie schlug ihm wohl einen besseren Ort vor als den Kreuzweg. Rasch bog er in die gegenüberliegende enge Gasse ein, dort hielt er an und las: „Flieht, es ist alles verrathen.“ Erschrocken blickte er hinter sich, da rief eine laute Stimme über ihm: „Dem sollte man auch einen Fuchsschwanz an den Kragen binden und ihn zur Stadt hinaus peitschen.“ Es war der Hirschwirth, der von seinem Rivalen, dem Ochsenwirthe, redete. Die Stimme kannte Paolo wohl, die Worte aber bezog er auf sich, denn er gedachte der armen Stammgäste des Hirsches, denen er im dicken Thurm

Herberge verschafft. Darum also war er all' die Tage so kühl im Hirsch behandelt worden. Also sie wußten, daß er im Auftrag des Ordens agire, sie wußten, daß er die vier Pfarrer in's Unglück gestürzt, ein Unbekannter warnte ihn. Meinte er diese Verrätherei, meinte er die Bestellung Lydia's, meinte er die Geschichte mit des ehemaligen Narren Tochter? oder am Ende . . . ein Schrecken überlief ihn. Jedenfalls war er verrathen. Sinnlos rannte er vorwärts. Erst am Speyerer Thore kam er wieder zu sich. Pigavetta befindet sich drüben beim Reichstag, dachte er in seiner unklaren Angst. Auch Pater Aloysius fiel ihm ein als Retter in seinen innern und äußern Nöthen. Der allein konnte ihm rathen und der Bischof ihn schützen. Wie von bösen Geistern gehetzt jagte er vorwärts. Draußen auf dem Wege gegen Schwetzingen lag eine Gartenwirthschaft. Musik spielte soeben eine neue Gavotte des leichtsinnigen Heinrich von Bearn, die die Franzosen nach Heidelberg mitgebracht hatten. „Allerschönste Gabriele", begann der Text, den man dem Stücke unterlegte. Es klang wie Hohn zu seiner unbestimmten Angst. Als ob man ihm die Sporen gäbe, beschleunigte er sein Laufen, während die lustige Weise ihn noch weit verfolgte in das stille Feld. Er athmete ordentlich auf, als er die „allerschönste Gabriele" endlich hinter sich hatte. Erst als die Sonne sank und eine kühle Luft von der Bergstraße her ihm den Nacken fächelte, warf er sich die Frage auf, ob er sich nicht etwas übereilt habe in die Flucht schlagen lassen? Er holte den Zettel aus der Tasche. Es war grobes Papier, eine ausgeschriebene sichere Handschrift, von einem Manne jedenfalls. Kopfschüttelnd steckte er die räthselhaften Worte wieder zu sich. Unter allen Umständen mußte er sich mit Pigavetta besprechen und

etwas ruhiger schritt er den holprigen Weg zwischen den wogenden Kornfeldern vorwärts.

Der Täufer hatte den Markt jetzt gleichfalls verlassen, nachdem er aus der Ferne die Wirkung seiner Botschaft beobachtet hatte. Er sah, wie der Magister in die enge Gasse schlüpfte, wie er zusammenschrak und wie er spornstreichs weiterlief, aber mit nichten in der Richtung des Stelldichein. „Ich hätte die beste Lust", lachte der Alte in sich hinein, „all' den Baalspfaffen eine solche Botschaft zu schicken, ich wette, am andern Morgen ständen alle Kanzeln leer in dieser Sündenstadt." Noch war ein Theil seiner Geschäfte nicht erledigt; er ward erst frei, als die Dunkelheit anbrach. „Jetzt muß die betrogene Dirne wieder zurück sein", sagte er, als er aus dem Hause seines letzten Kunden wieder auf die Straße trat. „Vermuthlich ist sie beschämt und trübselig, da will ich ihr in's Gewissen reden, so kann ich dem braven Rathe den Kummer sparen" — und obwohl ermüdet und hungrig stieg er unverdrossen den Schloßberg hinan. Oben traf er die Haushälterin Crast's besorgt über das lange Ausbleiben der Jungfrau. „Ich habe Proben von Körnern", sagte der Müller, „und sonst eine Commission, lang wird sie wohl nicht mehr ausbleiben und ich bin heute den Schloßberg schon zweimal heraufgestiegen." Die alte Barbara, froh, Gesellschaft zu haben in ihrer Einsamkeit, setzte dem Müller einen Hirsebrei vor und unterhielt ihn mit dem Lobe ihres Fräuleins. Er antwortete einsilbig und horchte bekümmerter noch als die Frau in die Nacht hinaus. Es ging auf Mitternacht und noch immer saßen die Beiden an dem ausgebrannten Heerde und warteten. Schließlich konnte die alte Magd ihre Sorge nicht mehr bändigen. Sie wollte die Leute im Schlosse aufbieten,

nach Lydia zu spähen, aber der Müller hielt sie ab. „Lärm taugt nicht. Der gute Ruf einer Jungfrau ist wie der Duft auf dem Pfirsich oder Frostblumen an den Fenstern. Rührt man daran, so ist's weg. Also still, Jungfer. Ich kann mir denken, wo sie ist, ihr aber versprecht mir zu schweigen. Habe ich sie bis morgen um Mittag nicht gefunden, so bin ich wieder da. Bis dahin sagt ihr niemandem eine Silbe." Die alte Barbara versprach's. Ihr war es eine Erleichterung, daß er die Verantwortung auf sich nahm. Als der Täufer wieder nach der Stadt hinunter gestiegen war, bog er in eine der engsten Gassen gegen den Neckar zu ein. Dort klopfte er auf eigene Weise dreimal an den Laden eines Hauses. „Sogleich", antwortete eine sanfte Frauenstimme. Der Täufer trat heran und fragte, ob sein Knabe noch da sei? „Er schläft", war die Antwort. „So wecke ihn und gib ihm und mir tüchtige Stöcke." Nach einer Weile erschien der Knabe mit verschlafener Miene, aber ohne Klage schloß er sich dem Vater an, der den dargereichten Knotenstock kräftig zur Hand nahm. Auf Nennung ihres Namens ließ der Brückenwart sie passiren. „Wir gehn über den Holtermann nach dem Kreuzgrund."

„So so", sagte der Knabe. „Ich dachte mir's doch, daß du deßhalb so lange ausbliebst."

Schweigsam, im Gehen seinen Schlaf nach Vermögen fortsetzend, schritt der müde Knabe mechanisch hinter dem Vater her. Rings zirpten die Grillen und Leuchtkäfer schwebten über den Büschen. Als sie im Sattel des Gebirges bei der alten Buche angekommen waren, hieß der Alte den Knaben seinen lautesten Bergruf anstimmen. Der Knabe that es zuerst mit müder, heiserer Stimme, dann immer lauter, aber alles blieb still. Traumhaft

regte sich im Gebüsche hier und dort ein Vogel und im Siebenmühlenthal krähte als Antwort ein Hahn. „Es ist niemand mehr hier", sagte der alte Werner bekümmert, „wie sollte sie auch? Gehn wir schlafen."

„Mir ist, als ob ich dort ein Feuer sähe, Vater", sagte der Knabe.

„In der That, du hast recht. Mitten im Kreuzweg ein Feuer, was soll das?"

Leise strebten der Alte und sein Knabe dem leuchtenden Punkte zu. „Gehe du dort herum, ich gehe hier, so kann sie uns nicht entwischen, falls sie es sein sollte."

Am Kreuzwege saß auf dem alten Platze, von dem Lydia sie aufgestört, die Hexe aus dem Kreuzgrund. Vor ihr lag ein bleicher Kinderschädel, um den sie drei Lichtlein gesteckt hatte. Ueber einem Kohlenfeuer hing ein Gefäß mit seltsam duftenden Wassern. Daneben wanden sich die Leiber von drei Schlangen, denen die Köpfe fehlten. Allerlei Hexengeräthe lag umher. Die Zauberin selbst war eingeschlafen. „Mutter Sibylle", rief jetzt die Stimme des Müllers ihr laut in's Ohr, „wo ist die Jungfrau, die am Abend hier wartete, hingekommen?"

Die Hexe fuhr auf und starrte Werner an. „Die blonde Ly.." lallte sie halb im Schlafe, dann schwieg sie. „Wo ist sie?" wiederholte der Müller.

„Ich weiß von nichts", murrte die Alte, die sich inzwischen gesammelt hatte.

„Ihr wißt alles, der Name war schon auf eurer Lippe. Ihr gebt Bescheid oder ich sage morgen dem Amtmann, daß ich euch nun schon zum zweiten Mal um Mitternacht am Kreuzweg und vorige Woche vor Sonnenaufgang drüben am Linsenteiche gefunden."

Die Hexe lachte: „Sie verbrennen euch so gut wie mich, wenn ich sage, was ich von euch weiß.“

„Ich aber sterbe für den Herrn Jesus Christus und ihr für den schwarzen Satan.“ Die Alte wollte höhnisch lachen, aber im Busche hinter ihr ward es lebendig. Ein Hahn krähte, dann hörte man Schweine grunzen und ein teuflisches Wiehern.

„Ruhig, Jörg“, rief der Müller zornig. Die Hexe schaute ihn ängstlich an, dann wendete sie ihren Blick rückwärts, wo sie im Busche einen Mann mit feuerigem Rachen zu sehen meinte. „Was wollt ihr wissen?“ fragte sie zitternd.

„Wo die Jungfrau hingekommen?“

„Die Söhne des Rosenwirths und der rothe Maier haben sie hier aufgescheucht. Sie floh nach dem Kloster zu, drüben hörte ich die Dreie noch schreien. Was sie mit ihr gemacht, weiß ich nicht.“

Der Alte schrak zusammen, dann sprach er ernst: „Und wann war das?“

„Es mag vier Stunden her sein, der Mond war eben herauf.“

„Dann kommen wir zu spät. Gott sei eurer Seele gnädig, wenn ihr dabei mitgewirkt. Und nun laßt das tolle Hexenwerk“, dabei gab er ihrem Kessel einen Tritt, daß er umfiel und von dem Schlangenfett die Kohlen hoch aufloderten. „Komm hervor, Jörg, und zeige ihr, welchen Teufel sie gefürchtet hat.“ Der Knabe trat vor die Flamme und sah die Alte spöttisch an. „Die Pest auf dich und deinen Vater.“

„Ja, die Pest und die Pest“, sagte der alte Müller; „wenn sie aber einmal kommt, dann wollt ihr sie nicht gerufen haben. Ihr endet noch mit Schrecken, sage ich

euch, obwohl all' eure Hexerei keine taube Nuß werth ist." Damit nahm er seinen Jungen am Arm und stieg den Weg zu den sieben Mühlen hinab.

„Wir müssen den rothen Maier aufsuchen und zum Geständniß bringen", sagte er. Nach einer trüben Pause begann er dann in ernstem Tone: „Was glaubst du, daß das alte Weib sich mit seinen nächtlichen Künsten noch verdient?"

„Nun, das Rad oder den Scheiterhaufen."

„Gut, mein Sohn, so laß auch du dir nicht mehr beigehen, den Teufel zu spielen, denn wer ihn an die Wand malt, den hat er schon halb in den Klauen."

„Wir haben aber doch oft die Leute mit diesen Possen verscheucht, wenn sie unsere Versammlungen stören wollten."

„Ich habe es nie gebilligt und du wenigstens sollst den Unfug nicht mitmachen." Gekränkt schritt der Knabe voran, denn er war fest überzeugt, daß nur seine hohe Kunst die alte Hexe zum Geständniß gebracht habe.

„Glaubst du, daß sie hexen kann, Vater?" fragte er nach einer Weile.

„Wollen und Können sind zweierlei", erwiderte der Alte.

„Aber ihre Nachbarn behaupten, sie könne Mäuse machen, den Kühen die Milch verhalten und bewirken, daß den Frauen die Haare ausgehen."

„Freilich, wenn sie im Winter nichts gegen das Geziefer thun, ihr Vieh schlecht füttern und selbst lüderlich sind, dann ist's immer die Hexe gewesen."

„Aber die Bäuerin am Hang erzählt, die Sibylle habe ihr gesagt, 'wenn ihr das Heu nicht am Sonntag holen wollt, so holt's der Teufel.' Am Montag Morgen lag auch das Heu noch richtig auf der Wiese, wie sie es

aber zusammenrechen, erhebt sich ein Sturm und jagt das ganze Heu zum Teufel."

„Zufall, Jörg, Zufall. Sie wird gemerkt haben, daß ein Gewitter im Anzug ist. Der böse Geist ist ein Geist und hat über die Geister Gewalt, nicht über die Körper, sonst hätte er es dir vorhin gehindert, ihn zu verspotten. Aber hüte dich, daß er nicht von innen an dich kommt. Dort ist er mächtig."

Vierzehntes Kapitel.

In dem dunkeln Gewölbe, in das Klytia hinabgestürzt, waren die Fledermäuse durch den schweren Fall des jugendlichen Körpers aufgestört worden und schwirrten wild durcheinander. Etliche Unken krochen aus dem vom Regen durchweichten Sumpfboden unter der Oeffnung mit plumpen Bewegungen der feuchten Mauer zu. Die aufgescheuchten Mäuse rannten erschreckt hin und wieder. Der Mond hatte seinen höchsten Stand erreicht und warf seine kalten Strahlen durch das viereckige Oberlicht nach der nassen Wand an der Seite. Ein heftiger Schmerz im rechten Fuße führte jetzt, sie wußte nicht, wie lange sie betäubt gelegen, Lydia in's Bewußtsein zurück. Ihr Kopf war müde und wüst. Als sie aufstehn wollte, fühlte sie, daß ihr Fuß gebrochen sei. Nur halb ihrer Lage bewußt, sah sie durch den Kellerhals in den lichten Sternhimmel hinauf. Der Herr, den sie angerufen, hatte sie aus schrecklicher Gefahr gerettet. „Er wird mich auch hier nicht verderben lassen", sagte sie mit der Geduld einer Schwerkranken. Aber es war ein furchtbarer Anblick, den das quereinfallende Mondlicht ihr zeigte, als ihr Auge sich mehr und mehr an das Dunkel gewöhnte. Ein Dutzend Fledermäuse schwirrten geräuschlos durch den Raum. An den nassen Wänden krochen widerliche

Molche. Jetzt lief ihr eine Ratte über's Gesicht, so daß sie trotz ihres Schmerzes auffuhr, um die Thiere abzuwehren. Oben war alles still. Lydia überlegte, daß Rufen niemanden herbeiziehen könnte als etwa ihre Verfolger. Sie beschloß also, ihre Kraft zu sparen bis nach Anbruch des Tages. Gewiß gelang es ihr dann, beerensuchenden Kindern oder den zahlreichen Waldarbeitern sich vernehmlich zu machen. Sehnsüchtig starrte sie nach der Oeffnung oben, ob das kalte Licht des Mondes den warmen Strahlen der Sonne noch immer nicht weichen wolle? Ihr Rücken war wund von den Steinen, auf die sie gefallen, der stechende Schmerz im Fuße zwang ihr Wehlaute ab, aber sie glaubte an ihre Rettung und nahm geduldig alles als Strafe für den Irrweg, auf den sie sich hatte locken lassen. Wie war sie dankbar, daß der Vater abwesend war und sich nicht um sie ängstete. Darüber schlief sie ein.

Sie erwachte, weil ein Stein von oben auf ihren kranken Fuß fiel. „Es regt sich nichts", hörte sie oben eine Knabenstimme sagen. „Hier bin ich", rief Lydia, in raschem Schrecken, die Retter möchten entweichen. „Gott sei gepriesen, Jungfrau", rief eine Männerstimme herab, „wir hörten keinen Laut und meinten schon, unser Suchen sei vergeblich. Habt ihr Kraft genug, euch an einem Seile heraufziehen zu lassen?"

„Ich zweifle. Mein Fuß ist gebrochen und mein Rücken wund." „Dann müssen wir versuchen, ob die Leiter ausreicht."

„Aber nicht wahr, ihr thut mir nichts zu leid?"

„Ei, kennt ihr mich nicht, Jungfrau, den Müller Werner aus dem Kreuzgrund hinter Ziegelhausen."

„Ach, ihr, Vater Werner", sagte sie und vor Freude

mußte sie schluchzen. „Wie erfuhrt ihr nur, daß ich hier liege?"

„Die bösen Buben, die euch hetzten, sagten, hier seiet ihr verschwunden, als ob die Erde euch eingeschluckt hätte, da konnten wir uns denken, wo ihr liegt. Die Nichtswürdigen hätten euch ruhig verderben lassen."

„Ja es war schrecklich", sagte Klytia, „aber Gott strafte mich für meine Sünde."

Eben kam die Leiter durch die Oeffnung, die der wackere Mann vorsichtig über Lydia hinwegführte. Dann stieg der Alte mit einem brennenden Kienspahn herab. „Ein häßliches Loch, dieser alte Keller", murrte er. „Wie die Fledermäuse vor dem Lichte rumoren! Nicht wahr, das Licht ist euch widerwärtig, ihr Töchter der Finsterniß?" Vorsichtig lud er Lydia sich auf, die wie ein Kind ihre Arme um seinen Nacken schlang. Bedächtig stieg er dann die Sprossen der Leiter zur Oberwelt hinan, wo er sie sanft auf den weichen Rasen bettete. Die Frage war nun aber die, wie man die Kranke, die bleich und schwach am Boden lag, nach der Landstraße bringe. Zuerst dachte der Müller, die Leiter zu einer Bahre umzuwandeln und sie auf dieser hinabzutragen. Aber die Leiter war hart und schmal. Eine Bahre herbeizuschaffen, hätte zu viel Zeit erfordert und machte Aufsehen. Auch flehte Lydia dringend um Eile. So blieb nichts übrig, als daß der Alte das Mädchen auf's Neue auflud und mit dem Gürtel des Knaben an sich befestigte. Dieser selbst rannte nach dem Dorfe hinunter, um ein gedecktes Wägelchen zu besorgen, während der Vater auf dem steinigen Fußweg langsam und vorsichtig nach der Straße hinabstieg. Lydia lag still, die Arme fest um den Hals des Müllers schlingend, auf dem Rücken des treuen Mannes, der sich einen möglichst

einsamen Pfad durch Wald und Reben suchte. „Das verlorene Schaf", dachte er, „das in den Dornen sich blutig gerissen und seine Wolle hat in den Hecken hängen lassen! Wenn aber der Hirte es findet, nimmt er es auf den Rücken mit Freuden." Und er schaute auf die feinen weißen Hände, die sich unter seinem stacheligen Kinne so rührend zusammenschlangen. Die süße Last lag warm auf seinem Rücken und auf seiner Schulter lehnte die weiche Wange der Jungfrau. Da ward dem alten Graukopf schwül zu Muth. Es war ihm, während er auf die weißen Hände niederschaute, als ob eine böse Stimme neben ihm spreche: „Solche Hände hat deine Martha nie gehabt."

„Was kümmert dich das, alter Sünder", erwiderte er tapfer dem Versucher. „Hast du dein Leben lang unter die feinen Brüder gehört, so wirst du doch nicht auf deine alten Tage dich zu den groben gesellen."

„Von solchen Händen bedient zu werden, wäre aber doch schön", fuhr die erste Stimme fort.

„Du hast nun aber schon deine Alte", sagte er unwirsch.

„Haben nicht Hetzer und Rottmann und andere Propheten gelehrt, daß wo ein Bruder fühle, daß er seine rechte geistliche Eheschwester noch nicht gefunden, der solle sich scheiden von der alten Schlange und eine neue Ehe eingehen?"

„Laß du die Judasbrüder lehren", murrte Werner. „Ihr Ende war danach. Die alte Martha ist mir ja nachgefolgt in die Wiedertaufe, und ist mir stets eine treue Eheschwester gewesen."

„So nimm zwei Weiber, wie die Propheten von Münster erlaubt haben. Hatten nicht die heiligen Väter

Abraham, Isaak, Lamech, Gideon und David mehr als ein Weib, warum nicht auch du? Die deutschen Fürsten haben es zwar den Brüdern von Münster verboten, aber der Landgraf selbst, der sie mit Feuer und Schwert verfolgte, ahmte später ihr Beispiel nach."

„Schweig, Satanas", sagte der Alte: „die Schrift ist gegen die Vielweiberei trotz Abraham und Philipp von Hessen. Gott gab dem Adam nur eine Eva. Er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein, nicht ein Männlein und zwei Fräulein. Es heißt auch: 'die zwei sollen ein Fleisch sein' und nicht die drei oder vier. Die Martha ist freilich nur noch Haut und Knochen", dachte er dann betrübt und seufzte.

„Ich werde euch wohl recht schwer, guter Vater?" sagte Lydia mit leiser Stimme.

„Nein", erwiderte er rauh. Dann aber ward er gewahr, daß er sich besser mit seinem Schützling unterhalte als mit dem bösen Satanas, der ihn doch nur vom rechten Wege abbringen wolle und er erzählte ihr, wie sein Knabe die Bestellungen Laurenzano's ihm gemeldet und wie alles sich gefügt habe. Lydia fing an zu weinen. „Also ihr wißt alles und werdet mich gewiß für recht schlecht halten."

„Wir sind alle nur Fleisch und Blut", sagte der Alte gutmüthig. „Unsere Seele wird straucheln, so lange sie auf zwei Beinen wandelt, und den Stein des Anstoßes trägt auch jeder in sich selbst."

„Ich danke euch, Vater, daß ihr mich nicht härter straft."

„Ist nicht meines Amtes", sagte der Täufer. „Habe an mir selbst zu strafen genug."

„Ach, ihr seid gut, aber ich darf gar nicht daran denken, was die Andern von mir sagen werden.“

„Man muß die Leute reden lassen“, erwiderte der Alte, „denn die Gänse können's nicht. Mit unserm Herrgott macht euern Frieden und damit Hollah. Seht, da ist der Jörg mit dem Wagen.“

Fröhlich mit der Peitsche knallend, stand der übernächtige kleine Teufel bei seinen Pferden. „Nun legen wir euch sanft in den Korb und ziehen die Leinwand zu.“ Nur mit Schmerzen und Schwierigkeiten ging das Aufsteigen vor sich, dann fuhr der überall bekannte Müller unangefochten durch die Stadt bis vor das Portal des Ottheinrichbaus. Die sorgsame Barbara hatte den Wagen schon über die Zugbrücke kommen sehen und war sofort zur Hand. Der Müller gab ihr aber keinerlei Auskunft. Die Jungfrau habe durch einen Fall den Fuß beschädigt, hieß sein Bescheid, und vorsichtig ward sie die Treppe hinaufgeleitet. Barbara wickelte das Bein auf des Müllers Geheiß in nasse Tücher bis gegen Mittag der Vater heimkehrte und einen kunstgerechten Verband anlegte. Der brave Täufer hatte sich ganz in der Stille davon gemacht und sich jedem Danke entzogen. Der Vater selbst verbot der fiebernden Kranken vorerst alles Reden und auch am folgenden Tage gab er sich mit der einsilbigen Auskunft zufrieden, die ihm Klytia gab. Ihm genügte, daß die Heilung sich gut anließ und die alte Barbara schmähte auf die offenen Rübengruben, in denen schon mehr als ein Mensch sich den Fuß verstaucht habe. Als Erast dann später ausführlichen Bericht begehrte, überraschte ihn seines Mädchens Bitte, den Grund ihres Unfalls verschweigen zu dürfen. Er schüttelte den Kopf, ohne doch weiter in sie zu dringen. „Sie wird durch eines Dritten Schuld-

zu Schaden gekommen sein", dachte er und war schließlich selbst froh, daß sie ihn mit neuen Verdrießlichkeiten verschonte, denn seine Geschäfte nahmen ihn mehr als je in Anspruch.

Von Magister Laurenzano hörte man nichts in Heidelberg, als daß er bis zum Wiederbeginn des Unterrichts im Sapienzcollegium beurlaubt sei, von der Stelle eines Stiftspredigers aber überhaupt entbunden zu werden wünsche.

In der heiteren Reichsstadt Speyer mit ihrem selbstständigen Bischofssitze drängte sich noch immer das Gewühl der Reichsversammlung, in dem der Einzelne verschwand. Wer aber in einer Abendstunde des für Lydia rettenden Tages im Speyerer Dome eingetreten wäre, hätte in dem letzten, tief im Schatten liegenden Beichtstuhle einen schwarz gekleideten jungen Mann in zerknirschter Haltung knieen sehn. Seine Beichte war beendet und der Geistliche redete ihm eindringlich zu. Eine in der Nähe knieende Frau vernahm die Worte: „Längere Disciplin allein, lieber Sohn, kann Gleichgewicht und Ordnung in deinem zerrütteten Innern wieder herstellen." Von da an sah man durch mehrere Wochen hindurch denselben Fremden bei Tagesanbruch und bei einbrechender Abenddämmerung in den Dom eintreten und in die düstere Krypta unter dem Chor hinabsteigen. Dort verschwand er in einer Seitenkapelle, die dem Klerus des Kapitels vorbehalten war. „Wo Laurenzano nur seine Ferien zubringt?" fragte an dem runden Tisch im Hirsch der Philosoph Pithopöus, den es nach einem empfänglichen Zuhörer verlangte.

„Sein Bruder sagt", erwiderte Erast, „er sei in Speyer, aber ich habe von den Herren, die mit dem Kur-

fürsten drüben sind, keine Silbe über ihn erfahren können, obwohl ich mich nach ihm umthat.“

„Wohl möglich“, erwiderte Pithopöus, der an Laurenzano sein Interesse für scholastische Streitfragen schätzte. „Bei dem Treiben, das jetzt in der Stadt herrscht, verschwindet der Einzelne.“

Fünfzehntes Kapitel.

Als Klytia so weit wieder hergestellt war, daß sie mit ausgestrecktem Fuße auf einem dazu vom Vater sorglich hergerichteten Sessel sitzen durfte, begannen die Besuche der Freundinnen, die gern Näheres von ihrem Falle sich wollten erzählen lassen und damit das gute Kind nicht wenig quälten. Zumal Frau Belier mußte alles ganz genau wissen, so daß Lydia schließlich doch nichts übrig blieb, als sich dankbar der durch ihre Barbara eröffneten Rübengrube zu bedienen. Zum Glück waren den geschäftigen Frauen und Mädchen ihre eigenen Angelegenheiten denn doch die wichtigsten, und Lydia besaß weibliche Feinheit genug, unbequeme Fragen durch verführerische Gegenfragen abzulenken. „Ich bin eine rechte falsche Schlange", sagte sie dann vorwurfsvoll zu sich selbst, wenn die Freundinnen gegangen waren, „daß ich all die Liebe mit Lügen vergelte." Besuche gab es also mehr als nöthig, nur einer blieb aus, vor dem sie sich so sehr gefürchtet, und nach dem sie sich so sehr gesehnt hatte. Was konnte Paolo verhindert haben, an dem von ihm selbst gewählten Orte zu erscheinen? Was verhinderte ihn jetzt, beim Vater wenigstens nach dem Befinden seiner Schülerin zu fragen? Hätte ihr nicht der Müller bestätigt gehabt, daß der verhängnißvolle Zettel von Laurenzano gekommen,

sie hätte am liebsten geglaubt, daß ihre Widersacherinnen im Stift ein übermüthiges Spiel mit ihr getrieben, aber nach den Aussagen des alten Werner konnte sie an Paul's Schuld nicht mehr zweifeln. „Er hat kein Herz", murmelte sie, „sonst wäre er längst schon hier." Je weniger er aber von sich hören ließ, um so räthselhafter ward ihr sein Verhalten. Hatte er am Ende die Stadt verlassen, in der er so viel Unheil gestiftet? Dann würde er am Ende gar nicht zurückkehren! Eine unheimliche Angst befiel sie bei diesem Gedanken, als ob sie dann erst recht unglücklich sein werde. Da hörte sie draußen in dem hohen, schallenden Gange einen wohlbekannten elastischen Schritt und die Stimme des leise auftretenden Vaters. Erast's Haupt erschien an der Thüre. „Mein Kind, Herr Laurenzano möchte dich besuchen. Bleibe ruhig liegen, daß es deinem Fuße nichts schade." Lydia war erst blaß, dann roth geworden. In diesem Augenblicke wurde sie den Baumeister gewahr und mit der Enttäuschung kehrte auch ihre Fassung wieder. Lächelnd bot sie dem Meister ihre kleine weiße Hand. Nachdem der schöne dunkeläugige Italiener ihr mit vollendeter Grazie zu ihrer Wiederherstellung Glück gewünscht hatte, erklärte er, er habe mit Rücksicht auf ihr Befinden die Reparatur der Erast'schen Fensterreihe bisher noch nicht in Angriff genommen. Wenn sie es gestatte, wolle er nun aber die Arbeit beginnen. Lydia dankte für die freundliche Rücksicht. Die Arbeit werde sie gar nicht stören; sie könne ja nach den hintern Zimmern ziehn. Der Baumeister sah sie kindlich traurig an, wie ein Knabe, dem man ein Vergnügen abschlägt, das er sich schon lange ausgedacht. — Eben das, begann er mit stockender Stimme und mädchenhaftem Erröthen, habe er durch seinen Besuch ver=

hindern wollen, daß sie sich die liebe Sonne versage, die jedem Kranken so heilsam sei. Er könne die Arbeit unmöglich mit Ruhe und Heiterkeit thun, wenn er sich vorwerfen müsse, mit jeder Stunde ihre Genesung zu verzögern. Dann lasse er die Fenster lieber wie sie seien. Erast stimmte lächelnd zu; kurz, Lydia ließ sich zu einer Capitulation herbei, weder ihr Zimmer zu meiden, noch die heilsame Luft an schönen Tagen auszuschließen. So erschien der fröhliche Meister fortan täglich auf seinem Baugerüste und bei jeder Gelegenheit führte ihn sein Weg an Lydia's Fenster vorüber. Dann erzählte er ihr von seiner Arbeit, klagte über die Trägheit der deutschen Bauleute, die den halben Tag essen, trinken und schlafen müßten und rühmte ihr die Mäßigkeit und den Fleiß seiner italienischen Genossen. Lächelnd hörte das über seine Arbeit gebeugte Mädchen den Neapolitaner an, dem das Reden offenbar des Lebens höchste Wollust war. Als aber die Nachbarinnen immer häufiger herauf blickten, mahnte sie neckend, daß er durchaus kein fleißiger Italiener sei. „Ihr sagt, daß ein Deutscher so viel trinke wie zehn Welsche, aber mir scheint, ein Welscher plaudert für zwanzig Deutsche. Nun laßt mich endlich auch sehen, wie fleißig ihr seid.“ Betroffen zog Felix sich zurück, sie aber dachte lächelnd darüber nach, wie ähnlich beide Brüder sich seien. „Den Magister fürchte ich und sehne mich nach ihm. Auf den Künstler freue ich mich und schicke ihn weg. Du närrisches Herz, das die Pein der Freude vorzieht.“

Eines Morgens aber erzählte der Meister auch von ihm. Er weile in Speyer am Hofe des Bischofs, wo er etliche Herrn kenne. Es war also wirklich so, wie sie gefürchtet. Er war wieder Bruder Paulus geworden und steckte unter

seinen Jesuiten. Betrübt, mit stürmisch klopfendem Herzen beugte sie sich über ihre Arbeit und zwei große Thränen fielen auf die feine Leinwand. Der Meister that, als ob er es nicht gewahr werde, aber indem er Paul um dieser beiden Thränen willen zürnte, ward er erst inne, wie fest er selbst schon sein Herz an dieses schöne blonde Kind gehängt habe.

Auch Klytia konnte nun nicht mehr im Zweifel sein, daß der wackere Meister, den sie ohne Paul jedem Andern würde vorgezogen haben, ernstlich um ihre Liebe werbe, aber ihr Herz war von Leid um den erfüllt, den sie nun wirklich zu den Todten legen sollte. Hatte er sie nicht schimpflich im Stiche gelassen, vor sich selbst erniedrigt, ging er nicht seine krummen lichtscheuen Pfade weiter und gab damit selbst seine Liebe auf, falls er sie überhaupt je geliebt hatte? Was hätte sie darum gegeben, nicht täglich durch den Bruder an ihn erinnert zu werden, und doch war sie nie mehr Ohr, als wenn dieser ihr von seiner Jugend in Neapel erzählte, wie er mit Paul und dem Schwesterchen im Orangenhain mit den goldenen Früchten Fangball gespielt, am Strande bunte Muscheln gesucht, im Oelwald in hohlen Stämmen sich versteckt, zwischen Lorbeer und Buchsgestrüpp nach antiken Scherben und Marmorsplittern gespäht, von den Abenteuern, die sie mit großen Regenwürmern und kleinen Schlangen, mit Scorpionen und Schmetterlingen bestanden; dann sah sie den braunen ältesten und den noch dunkleren jüngeren Bruder so deutlich vor sich, daß sie ganz sich wie ihre Schwester fühlte und in ihren Träumen es ihr oft schien, als ob sie selbst jenes gestorbene Schwesterchen der Laurenzano sei. „Nimm den Braunen, der Schwarze macht dich unglücklich“, hatte die Hexe gesagt und Lydia war

abergläubisch geworden seit jenem schrecklichen Abend an der Wegscheide des Holtermann. Hatte doch der Zauberfrau Wort nur allzuviel Wahrscheinlichkeit für sich. Des Mädchens Herz konnte von dem dämonischen Priester nicht ganz sich lösen, so blieb es, nach Paul's treuloser Flucht, in des treuern Bruders Hand. Ganz unwillkürlich, in ihren Träumen, kamen diese innersten, ihr selbst noch unbewußten Gedanken zuerst zum Ausdruck.

Ueber dem Thore des Ruprechtsbaus, wo Felix wohnte, war ein sinniges Kunstwerk altdeutscher Bildhauerkunst zu schauen, vor dem Lydia schon als Kind oft mit Entzücken gestanden. Zwei liebliche Engelsköpfchen sind gemeinsam überschattet von ihren beiderseitigen Fittichen und halten brüderlich ein und denselben Rosenkranz, der ein Cirkelmaß, das Symbol des Baugewerkes, mit seinen Blättern umgibt. Die Baugilde selbst ohne Zweifel hat sich in diesem Embleme verewigt. Das Volk aber erzählte, daß liebliche Zwillingsknaben die ganze Freude des Meisters gewesen seien, der das Schloß gebaut. Um sie stets bei sich zu sehen, habe er sie oft mitgenommen auf sein hohes Gerüst und sich der frischen, schwindelfreien Burschen gefreut. Aber eines Tages that der Eine einen Fehltritt und riß den Andern mit in die Tiefe. Da ward der Meister schwermüthig, also daß der Bau in's Stocken kam. Statt die Arbeit zu leiten flocht der betrübte Vater täglich einen Todtenkranz und schmückte ihn mit weißen Rosen und trug ihn nach dem Friedhof bei der Peterskirche, wo seine Lieben beerdigt waren. Kaiser Ruprecht aber ward böse, daß der Bau so langsam fortschritt und ließ durch den Priester, der die Kinder beerdigt hatte, den Meister vermahnen. Der sagte, es sei alles fertig, aber wie er den Abschluß des Thores machen solle, falle ihm in seinem

Grame nicht bei. Der Priester ermahnte und tröstete ihn dann, so gut er es vermochte, und in derselben Nacht erschienen dem Vater seine Zwillinge als lichte Engel und brachten ihm den Rosenkranz vom Grabe zurück, den er am Morgen allda niedergelegt hatte. Als der Meister vom Lichte der aufgehenden Sonne geweckt ward, gedachte er des lieblichen Traums, ihm aber war, als ob Rosenduft seine Stube erfülle und als er sich aufrichtete, siehe da lag der Kranz frisch und duftig vor ihm, den er gestern auf das Grab seiner Kinder getragen und den er auch am Abende welk dort hatte liegen sehen, aber aus den weißen Rosen waren rothe geworden. Alsbald war dem Meister offenbar, wie er den Abschluß des Thores zu bilden habe. Er meißelte seine Knaben, wie sie ihm erschienen, als liebliche Engelskinder, die einen Rosenkranz tragen, und in die Mitte des Kranzes setzte er das Symbol seiner Kunst, von der er damit für immer Abschied nahm. Um Johanni 1408 wurde der Schlußstein des Thores eingesetzt und Kaiser Ruprecht selbst sprach den Weihspruch. Als er aber den Bauleuten seinen kaiserlichen Dank zu sagen begehrte, war der Meister verschwunden. Während alle Glocken zusammenläuteten und mit ihren dunkeln Tönen das Neckarthal füllten, wanderte drüben am Berge der Meister, den sie feierten, als gebeugter Pilger den Michaelspfad hinan zum Kloster des Heiligenbergs. Er ward ein Mönch und schaute aus seiner Zelle herüber nach dem Thurme, der über den Gräbern seiner Lieben sich erhob, bis seine beiden Knaben ihm wieder erschienen, ihn mit Rosen kränzten und seine Seele holten in Abraham's Schooß. So hatte Lydia die Geschichte dieses Bildwerks vernommen von ihrer alten Amme und wenn sie der Engelein dachte, so kamen ihr

immer die lieblichen Träger des Kranzes über dem Thore in den Sinn, an denen sie täglich vorüberging. Keine der stolzen Statuen des Meisters Colins am prächtigen Ottheinrichsbau hatte den lieblichen kindlichen Ausdruck entfernt erreicht, der aus diesen Engelsköpfchen sprach. Als nun eines Abends Felix wieder von seinen Spielen mit Paul im Rosengarten zu Neapel erzählt hatte, träumte Lydia in der Nacht, sie schwebe von der Höhe des Holtermanns herüber nach dem Schloß und als sie eben sich niederlassen wollte, kamen ihr die beiden Engel vom Ruprechtsbau entgegengeflogen. Der eine war starr und kalt, während der andere aussah wie Meister Felix und sie fröhlich harmlos anlachte. Plötzlich aber that der mit dem ernsten, schönen Ausdruck, den Magister Paolo in seinen Lehrstunden gehabt hatte, den Mund auf und sagte: „Nimm Felice.“ Darüber erwachte sie, doch hörte sie noch deutlich, wie die Hexe sprach: „der Braune ist der Rechte“ und sie fuhr erschrocken von ihrem Kissen auf und sah wie der Mond hell in ihr Stübchen schien. Lang dachte sie über das seltsame Traumgesicht nach, in dem die lieblichsten Eindrücke ihrer Kindheit und die schrecklichste Erfahrung der letzten Wochen so wirr ineinanderflossen, dann schlief sie wieder ein. Am Morgen konnte sie nicht widerstehen, nach den Engelsköpfchen zu sehen, ob sie wirklich den beiden Brüdern glichen? Noch war es still und einsam auf dem Hofe. Es war ihr erster Ausgang seit dem Unfall, der sie betroffen. Sie nahm ein Glas, um am Brunnenhaus, das die Säulen Kaiser Karl's aus der Pfalz bei Ingelheim zierten, Wasser zu schöpfen. Während der Eimer hinab und hinaufging, konnte sie bequem nach den lieben Bildern schauen. Keines Menschen Begegnen störte sie in ihrem frühen Werke.

Das Glas glänzte thauig aus dem köstlichen Quell des Brunnens gefüllt in ihrer Hand. Die Morgensonne lag hell auf dem Ruprechtsbau, und um das Bildwerk genau zu sehn, mußte die Jungfrau näher herzutreten. Sie schützte ihr Auge gegen das Licht mit der Hand und schaute scharf nach dem wohlbekannten Bilde. Mild und freundlich lachten die Knaben sie an. Der Jüngere links mochte der ernste Paul, der Aeltere rechts der fröhliche Maler sein. Rechts! — „Der ist der Rechte", das Wort der Hexe schoß ihr durch den Sinn. Und das Cirkelmaß in der Mitte des Rosenkranzes, deutete es nicht klar auf Felixens Kunst? Nicht das Brevier, sondern das Werkzeug des Meisters ist von den Rosen der Liebe umkränzt. „Aber freilich sind wieder beide als Meßknaben gekleidet!" Der Gedanke verwirrte sie. Die Engelsköpfe schienen zu schweben, zu winken, zu grüßen. Vom Lichte geblendet flirrte es ihr vor den Augen, als ob der Kranz sich löse. Da fiel ihr plötzlich eine voll erblühte Rose hart vor den Fuß. Betroffen schaute sie auf, ohne jemanden zu erspähn. Sie nahm die Blume. Es war dieselbe dunkelrothe Rose mit dem großen gelben Fruchtboden, wie sie oben im Kranze der Engel zu schauen waren. Halb abergläubisch blickte sie hinauf, ob die schöne Blume aus dem Kranze der lieblichen Knaben entfallen? Aber dort fehlte keine. Die Fenster auf der ganzen Seite waren geschlossen, ein einziges ausgenommen, und dieses war das von Felixens Stube. Lächelnd senkte sie die Rose in das Wasserglas und trat so eilig, als der kranke Fuß es erlaubte, den Rückweg an, da eben eine Magd aus dem Hause trat, die über ihr frühes Verweilen im Hofe sie ansprach. Sie aber war keine Freundin der „rothen Frenz", die die Rose bewundernd sich zudringlich an sie hing.

Lydia's Herz und Sinn war bestürzt und verwirrt. Es wollte ihr nicht gelingen, in diesem wundersamen Traume und dem überraschenden Morgengruß bei ihrem ersten Gang nur einen Zufall zu sehen. So saß sie, den Traum sinnig weiter träumend, an ihrem Platze am Fenster, als der Vater zu ihr trat und zum ersten Mal ihr Verhältniß zu Felix berührte. Er pries des Meisters hohe Kunst und biedern Sinn, er erinnerte sie, daß er selbst zwar noch nicht alt, aber kränklich und von Arbeit erschöpft sei. Was aus ihr allein werden solle, wenn Gott ihn plötzlich abrufe, fragte er. Lydia trocknete die Augen und küßte den theuern Mann. Eine Antwort verlangte der Vater nicht, aber als er sie in süßer Verwirrung allein in ihrer Stube ließ, schaute sie mild auf die Rose nieder und sagte: „Gott wird wissen, warum es so besser ist. Der dämonische Zug zum Magister hat mich im eigentlichsten Sinn in einen Abgrund gestürzt, der stille zu dem freundlichen Meister führte meinen Fuß nicht auf Schlangen, sondern auf Rosen" — und sie neigte erglühend ihr Angesicht über die Blume und sog ihren Duft mit tiefem Zuge ein.

An dem gleichen Morgen war Felix mit seiner Arbeit bis zu Lydia's Fenster vorgerückt. Er sah auf ihrem Tische seine Rose im Wasserglas und schaute dankbar dem erröthenden Mädchen in die Augen. Dann ging er daran, Pilaster und Consolen an Lydia's Fenster zu repariren und es war, als ob gerade diese besondere Sorgfalt erforderten, so lange Zeit nahm die Arbeit in Anspruch. Der schönen Kranken, die bald am Fenster saß, bald auf ein Polster hingegossen den kranken Fuß wieder ruhen ließ, erzählte der Meister dabei die lustigsten Geschichten und so verzagt Lydia dem Magister gegenüber gewesen,

von dem fröhlichen Bruder ließ sie sich nicht imponiren. Einen Mann wie ihn so ganz zu regieren, war ihr doch ein stolzes Gefühl, denn ein frommes Pferd macht auch eine zaghafte Reiterin keck und fröhlich. „Ich wollte, Signorina, ihr könntet mir rathen bei meiner Arbeit", sagte er; „die Gestalten des Meister Colins kommen mir täglich steifer und kälter vor, wenn ich einen Blick durch euer Fenster werfe. Ihr wohnt nun schon so lange unter ihnen, haben die alten Herrn euch gar nichts anvertraut von ihrem inneren Leben, was ich auf ihren leeren Gesichtern zum Ausdruck bringen könnte?"

„Oh ja!" sagte Lydia ernsthaft. „In stillen Nächten zanken sie sich recht tüchtig."

„Sie zanken sich, corpo di Venere, das müßt ihr mir erzählen!"

„Nein, die Geheimnisse meiner Hausgenossen verrathe ich nicht."

„Aber ihr sagtet doch, daß sie sich zanken?"

„Wundert euch das? Ihr müßtet doch sehen, wie schlecht sie zusammen passen?"

Als Klytia dabei blieb, den Streit der Statuen nicht ausschwatzen zu wollen, rieb sich Felix die Stirne. „In der That erinnere ich mich selbst", sagte er, „daß ich einst hier oben einschlief. Wenn ich euch erzähle, was ich im Traume hörte, berichtet ihr mir dann auch, was ihr erlauschtet?"

„Vielleicht", sagte Klytia, „laßt einmal hören."

„Ich hatte an einen Engel gedacht mit blonden Haaren, der noch höher wohnt als manche Planeten und darüber nickte ich ein." „Der Engel bedankt sich", sagte Klytia schnippisch. „Nach einer Weile hörte ich plötzlich Glaube, Liebe und Hoffnung neben mir sagen: 'wir allein gehören in dieser gemischten Gesellschaft zusammen und

wollen mit der Heidenwelt rechts und links nichts zu schaffen haben.' Alsbald gähnte die Gerechtigkeit, daß man es im ganzen Schloßhofe hörte und seufzte: 'wie einsam stehe ich hier in der Ecke neben den langweiligen Tugenden. Was soll die Gerechtigkeit bei den Selbstgerechten? Wäre ich wenigstens drüben bei der Stärke, der könnte ich doch auf die Finger sehen, daß sie keine Säulen mehr zerbricht als Studentenprobe ihrer jugendlichen Kraft.' Nun wollte auch Hercules ein Gespräch mit Simson anknüpfen: 'Herr Bruder', sagte er, indem er mit der Keule stampfte, 'es war doch lustiger, als wir noch den Löwen nachstellten, ganz abgesehen von dem Honig.' Da kam er aber schön an. 'Hat sich was, mit dem Bruder,' sagte der stolze jüdische Held. 'Ihr gehört unter die Philister, die ich geschlagen, und ich will nichts mit euch zu thun haben.' Indem hörte ich Jupiter niesen. Ich schaute hinauf, ob der griechische Göttervater nun auch ein Gespräch mit dem ägyptischen Serapis beginne? Aber sie schauten jeder in eine andere Ecke und gönnten sich nicht ein freundliches Wort. Nur einmal warf Zeus einen Blick hinunter auf Mars und Venus und dann seufzte er: 'Du lieber Gott, sind die mager geworden!' Nicht wahr, etwas der Art meintet ihr, als ihr sagtet, daß sich Colins' Gestalten nicht mit einander vertragen? Ja ihr habt feine Ohren, bellezza, und ein dichterisches Gemüth."

„Nun", erwiderte Lydia und warf ihr Näschen nach oben, „ihr meint wohl, wenn wir den Tag über mit der Nadel sitzen, dächten wir nichts als Kreuzstiche. Aber das war mir schon klar, als ich noch ein Kind war, daß drüben aus den beiden Engelknaben am Ruprechtsbau eine ganz andere Harmonie und Einheit des Gemüthes spricht, als

aus den Gestalten, die Herr Colins hier aufstellte, von denen er die einen aus seiner Klosterschule in Mecheln hat, die andern aus Italien, wo ihr noch immer halbe Heiden seid."

„Ihr habt Recht, Signora, aber wir sind diese Mischung gewöhnt in unserer Heimath."

„Euer Kopf ist wohl auch so möblirt, Herr Maler", sagte sie schalkhaft, „daß die biblische Geschichte und die griechischen Götter da drinnen durcheinander spazieren wie auf Herrn Colins' Fassade?" Dann wurde sie selbst roth über ihre Keckheit, aber Felixens grenzenlose Verehrung war gar zu verführerisch zu ein wenig Unart für das eben der Schule entlassene junge Ding, das die täglichen Schulgefechte mit den adligen Fräulein doch auch ein wenig vermißte.

„Wenn ihr von Disharmonie sprecht", sagte der Maler, den Klytia's Mangel an Respect vor seinem männlichen Wissen nun doch etwas reizte, „so redet zu allererst von den faden deutschen Sprüchen in Mönchsschrift, die der verstorbene dicke Pfalzgraf unter die Helden und Götter gesetzt hat, wo ich gern ein classisches Epigramm in lateinischer Sprache läse. Aber ihr habt ganz Recht, diese ganze Fassade ist ein Abbild des Zwiespalts, der durch unser geistiges Leben zieht. Die Schönheit Gräcia's und die Tugenden des Christenthums streiten sich um unser Herz. Und nicht nur die Figuren widersprechen sich, sondern auch die antiken und gothischen Formen führen Krieg wider einander. Die Harmonie der constructiven Glieder fehlt, die das wahrhaft classische Bauwerk ausmacht. Wie störend drängen sich die gothischen Wappen und Schilde zwischen die antiken Linien des Portals. Es ist der malerische Reiz des rothen Sandsteins und des blauen Himmels, der das Beste thut und als der Kurfürst neulich drohte,

er wolle den ihm verhaßten geschnitzten Kasten niederbrennen, da dachte ich unwillkürlich, wie schön müßte der Bau erst als Ruine sein, wenn der blaue Himmel durch leere Fenster blickte."

„Alle guten Geister", rief Lydia. „So lang wir so hoch wohnen, macht diese Probe lieber nicht und jetzt geht an eure Arbeit; ich will hier oben keine Vorlesung, bei der ihr am Ende den Hals brecht."

Erbleichend und gekränkt zog sich Felix zurück. Seine Aussichten standen doch besser als er meinte; Lydia hatte aber bemerkt, wie die Nachbarinnen die Hälse in die Höhe reckten nach dem Gerüste, auf dem Meister Felix seine Belagerung betrieb, und sie hörte, wie die rothe Frenz sagte, Lydia's Fenster müsse außerordentlich reparaturbedürftig sein, da der Herr Italiener von demselben gar nicht mehr loskomme. „Das wird einmal ein schönes Paar", hörte sie dann Herrn Bachmann mit nicht eben leiser Stimme bestätigen: „der hohe schwarze Italiener und dieses engelhafte blonde Kind. Ich freue mich, Jungfer Bärbel, wenn die den ersten Kirchgang thun." Darum hatte sie Felix so schroff entlassen.

Auf den schönen Morgen folgte ein schwüler Mittag. Lydia saß still bei ihrer Arbeit. Ihr floß das Bild der beiden Brüder seit dem Traume dieser Nacht so wirr ineinander, daß sie sie kaum mehr zu scheiden vermochte. Aber der Gegenwart blieb schließlich ihr Recht. Der finstere Priester verschwand in dem heitern Künstler und nachdem Lydia sich in den Gedanken eingelebt hatte, daß der Magister niemals der Ihre werden könne und daß er nur ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben, muthete es sie wehmüthig an, so viel von ihrem früheren Abgott in dem heiteren, vertraulichen Freunde wieder zu finden.

So lag auch wieder viel Treue in ihrer Untreue. Im Grunde liebte sie in Felix doch nur Paul. Der Maler stand indessen draußen auf seinem Gerüste und ließ trübe die Flügel hängen. Die Gluthhitze, die einem Gewitter voranging, drückte auf ihm und Lydia's Abweisung hatte ihn bitter beleidigt. Er machte keinen Versuch, die Scherze des Morgens zu wiederholen, nicht einmal ein Liedchen summte er vor sich hin. „Ich werde ihn doch nicht gekränkt haben", dachte drinnen das gute Kind, „daß er so schweigsam ist" und sie warf einen forschenden Blick an seinen kleinen Füßen vorüber nach dem streifigen Himmel. Ein Windstoß trieb ihr Staub in die Augen und wirbelte lose Blätter bis in ihre Höhe. „Wenn das Unwetter nur nicht ausbricht, ehe er von seinem Gerüste ist", dachte sie ängstlich, da brach der Lärm schon los. Fenster klappten, Läden schlugen, Ziegel fielen von den Dächern, Bretter vom Gerüst wurden abgedeckt und fielen polternd in den Schloßhof; Schiefer, Scheiben, Backsteine prasselten von oben herab und wirres Getöse und Schreien drang vom Hofe herauf. Lydia stürzte an das Fenster, um es zu schließen, da sah sie, wie Felix sich krampfhaft an dem wankenden Gerüste festhielt. „Kommt herein, hier herein!" rief sie ängstlich ihm zu. Er schüttelte mürrisch sein Haupt und machte ein Zeichen, daß er an den Stangen hinabklettern werde, sobald der Wind sich gelegt habe. Ein neuer Stoß fegte einen Hagel von Ziegeln vom Dache und brachte das ganze Gerüst in's Wanken. „Felix, Felix", rief das geängstete Mädchen und streckte verzweifelt die Arme nach ihm aus. Da glitt ein seliges Lächeln über seine Züge und mit einem Satze war der gewandte Jüngling neben ihr. Sie schloß das Fenster, da hatte er sie hinterrücks umfaßt mit seinen

starken Armen. „Im Sturme habe ich dich erobert“, jauchzte er, aber sie schwieg und drängte ihn von sich. „Ihr habt mich hereingerufen, nun behaltet mich auch“, sagte er innig, „ihr wolltet mir das Leben retten, so rettet es wirklich.“ Sie schaute ihn lange und ernsthaft an. Es war, als ob sie das Bild eines Verstorbenen fest in's Auge fasse, um zu prüfen, ob es ähnlich sei. Dann senkte sie erröthend die Stirne. Er aber jubelte auf in heller Seligkeit, legte die Hände um ihren Nacken und seine Lippen fanden die ihren. Auch das Krachen des Gewitters, das nun draußen losbrach, störte nicht seine Seligkeit. Der Regen prasselte in den Schloßhof. Was kümmerte es ihn? Bei jedem Blitze küßte er sie auf die zuckenden Augenlider, bei jedem Donnerschlage preßte er seinen Mund auf ihre bebenden Lippen. „Bei Blitz und Donner habe ich mich dir verlobt, möge er mich erschlagen, wenn ich dir untreu werde.“ Jetzt hörte man draußen die Stimme des Vaters, den das Unwetter gleichfalls nach Hause gescheucht hatte. Erschrocken fuhr Lydia auf, aber Felix nahm sie fest an der Hand und trat mit ihr dem Arzte entgegen. Der prallte einen Augenblick verwundert zurück, dann sagte er lächelnd: „Also so steht es“, und küßte Lydia auf die reine Stirne. Sie schwieg und legte erröthend ihr holdes Haupt an des treuen Vaters Brust. „Ihr seid mir willkommen“, sagte Crast dann zu Felix, „vorausgesetzt, daß ihr dem Papismus absagt.“ Da schreckte der Meister auf wie ein scheuendes Roß. „Es kann eure Meinung nicht sein, edler Herr“, rief er, „daß ich einen Glauben bekennen soll, den mein Herz nicht theilt.“

„Der Meinung bin ich allerdings nicht“, sagte der Rath; „aber als ihr meinem Kinde sein Herz abstahlt,

mußtet ihr wissen, daß Erast sich keinen Papisten zum Eidam wähle. Was ich in der Kirchenzucht des Olevian hier bekämpfe, ist die Priesterherrschaft, die Verknechtung der Gewissen, wie konntet ihr erwarten, daß ich mein Kind jemals würde zum Beichtstuhl eurer Priester gehen lassen?"

„Das soll sie nicht, edler Herr. Sie soll ihres Glaubens leben und ich des meinen."

„Wo wäre das möglich? Hier in Heidelberg sicher nicht. Ihr würdet nirgend als Bürger angenommen und in eurer Heimath wanderte mein Kind sofort in die Kerker der Inquisition."

„In Oestreich aber ist es möglich", erwiderte Felix. „Ich kehre zu Meister Colins nach Insbruck zurück. Der edle Kaiser Max läßt beide Bekenntnisse zu und Ehepaare mit verschiedenen Glauben sind dort nichts Seltenes." Erast bewegte bedenklich sein Haupt. Auch die resignirte Ruhe Lydia's legte ihm die Frage nah, ob sein Kind nicht am Ende nur aus Gehorsam seinen Wünschen nachgegeben und ob dieses junge Herz zu bindenden Gelübden denn wirklich reif sei? Endlich sprach er: „Ich will mich über die Verhältnisse in Insbruck noch näher unterrichten, ihr aber unterrichtet euch gleichfalls über unseren Glauben. Lydia ist noch jung. Verschieben wir das letzte Wort auf spätere Tage." Dabei blieb es. Meister Felix wäre zwar gern sogleich in die Rechte eines anerkannten Verlobten getreten, da aber Erast ihm erlaubte, Lydia wie sonst zu sehen, gab er einstweilen sich auch so zufrieden. War seine Arbeit gethan, so erschien er bei Klytia und ließ sich tändelnd und scherzend an ihrer Seite nieder. Sie war ihm freundlich und gut, aber aus ihrem sinnigen, stillen Wesen kam sie nicht heraus. Sie hatte

eine scheue Zurückhaltung angenommen, die jede Zärtlichkeit ausschloß. Das gute Kind fand sich, als die Erregung jener Schicksalsstunde vorüber war, innerlich wie zerspalten. Sie liebte, aber ob Paolo oder Felice wußte sie nicht; sie war Braut, aber der Vater bestritt, daß sie verlobt sei. Sanft und gut erlaubte sie Felix sie zu lieben, ohne ihm doch das Geringste zu gewähren. Meist lag, wenn der Maler des Abends kam, ihr Dante schon bereit und indem sie ihn nöthigte, ihr vorzulesen, hielt sie seine Leidenschaft in strengen Schranken. Aber auch der majestätische Schritt der Dante'schen Verse wurde in des liebenden Künstlers Munde zum melodischen Reigen und es läßt sich denken, welchem Gesange er zustrebte, in der Hoffnung, es werde die süße Erzählung von Francesca da Rimini das Eis der Zurückhaltung schmelzen. Doch Lydia hatte weislich vorausgeblättert und war auf ihrer Hut vor einem so verbrauchten Mittel. Der fünfte Gesang, der die Geschichte von Rimini's unglücklichen Liebesleuten enthält, lag an dem Abend, auf den Felix lange gehofft, aufgeschlagen auf seinem Platze, aber Lydia empfing ihn mit jungfräulicher Herbe. Wie sorgsam hatte er heute seine Locken gekräuselt und wieder trug er eine jener dunkeln Rosen in der Hand, die sein erstes Liebespfand gewesen war, aber er fand nicht den Muth, sie ihr zu geben, denn sie hatte sich heute viel weiter von ihm gesetzt, als an jedem früheren Abende. Freilich las er heute so schön, oder fast so schön wie „er", als nun aber die Geschichte des Liebespaares beginnen sollte, das auch zusammen las, „wie Lanzelot von holder Lieb' umschlungen", bis „öfters schon sich trafen ihre Blicke und lieblich ihrer Wangen Roth erblühte und er das Lächeln der Geliebten küßte", da schlug sie in mäd-

chenhaftem Trotze das Buch zu und das „an jenem Abend lasen sie nicht weiter" ging in sehr verdrießlicher Weise an Meister Felix in Erfüllung. Verstimmt und enttäuscht saß er neben ihr und blätterte in Lydia's Gebetbuch. Da fand er eine gepreßte blaue Blume. Es gab ihm einen Stich durch's Herz, denn seine Rose hatte die alte Magd, als sie welk war, durch's Fenster geworfen. Rasch schlug er das Büchlein zu, in dem nur Paolo's Blumen sich bargen. Den folgenden Abend bat ihn Lydia, ihr die Sonette seines geliebten Meisters Michelangelo zu lesen. Es durchdrang ihn mit seligem Behagen, während des Lesens zu fühlen, wie zärtlich ihr blaues Auge an ihm hing, aber als er sich unterbrach, ihren Blick zurückgebend, sagte sie wie im Traume: „er ist bleicher." Da ward ihm klar, daß sie nur Paolo's Bild in seinen Zügen gesucht hatte. Je länger, je mehr wurde sie still und traurig. Es war ihm, als ob das blühende Roth ihrer Wangen verblasse. „Sie hat sich selbst betrogen", seufzte er. „Wenn ihr die Sonnenblume mit Gewalt verhindert, nach ihrer Sonne zu schauen, so dürrt sie ab. Paolo wird ihr Apollo bleiben. Armes Kind!" Aber auch in sein Herz schlich sich ein kälteres Gefühl und er konnte einer Liebe nicht froh werden, die er im Grunde einem Andern verdankte und die in ihm doch nur dem Bruder galt. „Sie wollte Paolo in effigie heirathen", grollte er im Stillen, „und nun findet sie das Bild nicht ähnlich."

Sechszehntes Kapitel.

Paul war aus den geheimnißvollen Exercitien in Speyer nach Heidelberg zurückgekehrt. Sein Bruder fand ihn ernst, blaß, aber ruhiger als zuvor. Statt des leidenschaftlichen Aufleuchtens seiner Augen, das Felix oft an ihm erschreckt hatte, sah er ihn zuweilen mit Thränen kämpfen. In's Stift war er nicht zurückgekehrt. Der Pfarrer eines benachbarten Dorfes, der für einen geheimen Lutheraner galt, übernahm seine dortigen Functionen. Aus dem Munde der Aebtissin, die über Paul's unerwartetes Verschwinden und Lydia's eben so plötzliche Erkrankung argwöhnischer nachgegrübelt hatte als Andere und dabei der Wahrheit ziemlich nahe gekommen war, hatte ihn die Kunde von dem Unglück der Geliebten überrascht. Die alte Frau hatte ihn dabei mit einem wunderlich kalten und forschenden Blicke angesehen, während ihre Finger mit dem Rosenkranze spielten, der nicht mehr da war. Es war sein Glück, daß er nicht sofort dieses Ereigniß mit seiner Bestellung nach dem Kreuzwege in Verbindung brachte, so daß er unbefangen, wenn auch erschreckt nach den näheren Umständen des Falles forschte. „Ich erhielt die Nachricht am gleichen Tage mit eurem

Briefe aus Speyer", sagte die Pfalzgräfin in kühlem Tone und wiederum sah sie ihn mit prüfendem Auge an. Verwirrt erhob er sich und nahm einen hastigen Abschied. Es war klar, diese Frau durchschaute ihn, sie brauchte den Mund nur zu öffnen und er war vernichtet.

Zu der einen Schuld an den Pfarrern kam nun bereits die zweite an Erast, dessen Kind er vielleicht zum Krüppel gemacht, dessen Seelenfrieden er jedenfalls tief zerrüttet hatte. Er wagte von Stunde an nicht mehr, das Stift zu betreten. Des Bruders Aufforderung, seine Stube im Schloß zu theilen, wies er heftig zurück. Vielmehr bezog er ganz allein am Markte eine Wohnung. Dort arbeitete er oft, wie sein helles Fenster bezeugte, bis tief in die Nacht, dann konnte er wieder bei Tage Stunden lang am Fenster stehn und mit wehmüthigen Blicken in das Gewühl des Marktes schauen oder über den leer gewordenen Platz die einzelnen Wanderer mit seinen Augen verfolgen, als ob er jeden Einzelnen um seine Freiheit beneide. Nachdem einige Zeit verflossen war, während deren sich wieder eine Art von Verhältniß zwischen den Brüdern gebildet hatte, weihte ihn Felix in seine Verlobung mit Klytia ein. Paul erblaßte und zum ersten Mal erschreckte den Bruder wieder das tigerartige Aufleuchten seines Auges; dann kehrte er sich stumm dem Fenster zu. Felix trat neben ihn und legte ihm den Arm über die Schulter. „Ich weiß, daß ihr euch liebtet", sagte er, „aber du hast deine Bande nicht gelöst. Entsage deinem Orden und ich trete alsbald zurück. Aber zum Spielzeug ist Klytia zu gut; sie soll nicht wie eine Blume am Wege zu flüchtiger Freude abgerissen und dann weggeworfen werden."

„Ich habe ja gar keine Einsprache erhoben", sagte Paul mit heiserer Stimme.

„Du entsagst also?" erwiderte Felix ernst.

„Es ist gut so. Ich wollte mich lösen in Speyer, es ist mir nicht geglückt. Wir liegen an mehr Ketten als ihr denkt. Ich hätte ernstlich Protestant werden müssen, um zu entkommen, und das bin ich nicht. Ich hätte auf die Heimkehr nach Italien verzichten müssen, und das kann ich nicht. Ich komme nicht los, aber ich habe gelobt, mich nicht mehr brauchen zu lassen wie ein Werkzeug."

Felix drückte ihm die Hand. „Du solltest aus dieser mißlichen Stellung hier heraus."

„Ich will es auch. Aber ich darf es nur auf einen Befehl meiner Oberen. Auf den warte ich, Gott weiß mit wie viel Schmerzen."

So schieden die Brüder. Der Schmerz um Klytia hatte Paul's Herz weiter geöffnet als je zuvor und Felix ahnte, wie schwere Kämpfe hinter diesem kalten, blassen Angesichte schon ausgekämpft worden waren.

In der That hatte der Magister Heidelberg mit dem Gefühle einer tiefen Beschämung wieder betreten. Man hatte ihn freundlich empfangen, wenn man ihn dann aber fragte, wie er seinen Urlaub verlebt habe, erblaßte er und antwortete ausweichend. Die Freundlichkeit, mit der die gemeinen Leute ihn grüßten, drückte ihn. „Sie haben eine so gute Meinung von dir", sagte er sich, „die du so wenig verdienst." Seit er durch jene kopflose Flucht seine Unwürdigkeit sich selbst eingestanden und dieses Geständniß im Beichtstuhl und in schriftlicher Confession bestätigt, kam er sich selbst wie gezeichnet vor. Wenn auch nur auf ganz negative Weise war seine innere Unrein-

heit äußerlich und praktisch geworden und es war ihm, als ob die gedachte Sünde dadurch zur begangenen geworden wäre. Unwillkürlich suchte er in den Mienen jedes Bekannten zu lesen, ob man in Heidelberg wisse von jener Flucht und doch wagte er nicht die leiseste Anspielung, um sie nicht selbst zu verrathen. Sein Geheimniß stets auf den Lippen war er voll Todesangst, daß man es ihm von den Lippen lese. Stets danach horchend, durch jedes Zufallswörtchen erschreckt, wollte er harmlos unter den Harmlosen verkehren und dachte doch stets nur an die eine Schuld und die unbedeutendste Veranlassung jagte ihm oft das Blut zum Herzen. So wandelte er zwischen den Menschen demüthig, angstvoll, bescheiden und doch voll Argwohn und Mißtrauen, mit dem scheuen Wesen, das dem Nachtthiere bei Tage eigen ist, des bösen Gewissens erbarmungswürdiges Bild. Daneben war ihm durch einen zufälligen Umstand noch eine besondere Strafe vorbehalten, von der niemand eine Ahnung hatte. Es gibt neue Melodien, die sich wie Epidemien ausbreiten, eine Weile allein den Markt beherrschen, bis sie schließlich ebenso vergessen werden wie ihre Vorgänger. Diese neueste Melodie war damals für Heidelberg die Gavotte des lustigen Hugenotten, Heinrich von Bearn: „Oh, du schöne Gabriele", die Paul damals spielen hörte, als er die Flucht nach Speyer antrat. Der Bäckerjunge, der des Morgens das warme Brot in die Häuser trug, pfiff in schrillen Tönen: „Oh, du schöne Gabriele." Der Schusterjunge, der am Vormittag die geflickte Waare den Kunden seines Meisters brachte, sorgte, daß man sie nicht vergaß. Aus den offnen Fenstern drang die schöne Gabriele, in deren Preis die Pfälzer Fräulein ihre sehnsuchtsvollen Gefühle ausströmen ließen. Die schöne Gabriele wurde

des Abends in den öffentlichen Gärten von den Pfeifern und Zinkenisten geblasen und der angetrunkene Student suchte mit der schönen Gabriele im Mund noch spät nach Mitternacht seine Wohnung. War diese ewige Wiederholung derselben Weise für einen reizbaren Menschen an sich schon lästig, so verwebte sie sich für Paul mit der Erinnerung an seine sittliche Niederlage. Hatten sich seine Gedanken einmal herausgearbeitet aus der trostlosen Erinnerung seiner Gefangenschaft, seiner Schuld, aus dem drückenden Bewußtsein, ein eidbrüchiger Priester zu sein, alsbald ertönte wieder die verhaßte Melodie und er sah sich selbst in jener unwürdigen Stellung eines von seinem eigenen bösen Gewissen in die Flucht geschlagenen Pfaffen und im Ohre klang ihm der Rath des unbekannten Warners: „flieh, es ist alles verrathen.“ Auf der Straße war er auch dem rothhaarigen Knaben wieder begegnet, dem er damals den Auftrag an Lydia gegeben. Der hatte ihn sichtlich spöttisch gegrüßt und Paolo war bis unter die Stirne erröthet. In jeder Bauerndirne fürchtete er seitdem die Trägerin jener Warnung wieder zu finden und einer zweiten Mitwisserin seiner Schande zu begegnen. Jede spöttische Miene, die ein ungeschlachter Zögling des Sapienzcollegiums in seinen Unterrichtsstunden sich erlaubte, warf ihn aus aller Fassung. Er kam nicht aus dem Gefühle heraus, man achte auf ihn, man rede von ihm. Es klang ihm in den Ohren, wie sie über ihn lästerten und da er bleich und verstört zur Seite schaute, wenn man ihn grüßen wollte, wurde er in der That mit geringerer Freundlichkeit als vordem behandelt, worin er dann nur die Bestätigung seiner Meinung sah, daß die allgemeinste Verachtung auf ihm laste. Bei Tag und Nacht grübelte er darüber nach, ob

man ihm beweisen könne, daß er die Pfarrer verrathen, ob er, falls es zur Untersuchung komme, die Bestellung an Lydia werde ableugnen können. Alle seine Gedanken drehten sich um diesen einen Punkt; er reifte der Melancholie und Gemüthskrankheit entgegen. Eine gröbere Natur hätte sich leicht hinweggesetzt über Vergehungen, die nicht einmal zur That gediehen waren; sein melancholisches Gemüth trug sich selbst das Böse nach. In seinen eigenen Augen war er nicht ein junger Mensch wie andere, die gestrauchelt, sondern ein Priester, der sein Gelübde verletzt und seine Weihe verloren. Denn Gott züchtigt unsere Vergehungen um so schwerer an uns, je entwickelter unsere sittlichen Vorstellungen sind. Keiner kann zugleich die reine Lust der Ideale und die banausischen Freuden der Sinnlichkeit genießen, denn das Sprüchwort gilt auch umgekehrt: „quod licet bovi, non licet Jovi". „Du hast dir Lust kaufen wollen außerhalb der Schranken des Gesetzes und kauftest dir Schmerz", sagte er sich. „Dir ist dein Recht geschehen und nur dein Recht." Und doch war es ihm, als ob ihm viel Unrecht geschehen sei von frühen Tagen.

Dazu kam das Leid um seine verlorene Liebe. Seit Klytia eines Andern war, fühlte er erst, daß sein Gedenken an das süße blonde Kind doch mehr gewesen war als ein üppiger Traum seiner Sinne. Er hätte so glücklich sein können, warum hatte er sein Glück von sich gestoßen? Jetzt erst wurde es ihm ernst mit seiner Leidenschaft, als es zu spät war.

Unter diesem Druck des Gemüthes stehend wurde er auch bald für die Oeffentlichkeit ein Anderer. Die jesuitischen Tiraden, durch die er sonst von der Kanzel die Bewunderung der Unmündigen erregt hätte, wollten ihm

nicht mehr von den Lippen. Seit ein ernster Schmerz in seinem Herzen Einzug gehalten, fielen die frommen Phrasen von ihm wie dürre Blätter. Der lebendige Lebenskeim, der in ihm schwoll, stieß ab, was gemacht, unwahr und erkünstelt war. Er betete viel für sich; auf der Kanzel schnürte es ihm die Kehle zu. Selbst hinter dem Sarge derer, die er zur letzten Ruhestätte begleitete, fühlte er sich leer, innerlich trocken und elend. Es war ja nicht wahr, daß ihm das Unglück der Hinterbliebenen, für die er betete, am Herzen lag. Mochten sie betteln gehn, was kümmerte es ihn. Es war ja nicht wahr, daß ihm das Loos des Gestorbenen in der andern Welt Sorge bereite, mochte er zur Hölle fahren oder zum Himmel, wie es Gott gefiel. Sündiger Schmerz ist egoistisch und verzehrt das Mitgefühl mit fremdem Leid. Nur ein Wunsch lebte in ihm, wenn er so in seinem schwarzen Talar hinter dem Sarge herschritt, selbst in diesem engen Schreine zu liegen und gebettet zu werden in dem stillen, kühlen Grund, über dem die Blumen und Bäume blühten und die Vögel sangen und die Wolken am Tage so freundlich hinzogen und auf dem am Abend der Schein des Monds still und friedlich lag. All' die geistlichen Gemeinplätze, durch die er früher die Thränen einer christlichen Trauerversammlung hervorgelockt, sie waren jetzt wie weggewischt aus seinem Gedächtniß. Seit ein wahres Gefühl ihn beherrschte, der Schmerz um sein verlorenes Glück, waren alle gemachten Gefühle, alle erlogenen Empfindungen dahin. Die Ehrfurcht der Leute vor ihm, dem Sünder, drückte ihn zur Erde. Jeder Gruß, der seiner Würde galt, sagte ihm, daß er ein Lügner sei und er schämte sich eines Amtes, von dem sein Herz fern war.

Als er in solcher Stimmung wieder einmal sich zum Gottesdienste vorbereiten sollte, übermannte es ihn. „Und warum", fragte er sich, „warum kannst du diese Ketten nicht brechen? Wer sagt dir denn, daß das nun dein Schicksal sei? Warum willst du es nicht erproben, was stärker ist, ein Fatum, das vor Jahren den Unmündigen ergriff oder der reife Wille des Mannes?" Zum ersten Mal beschloß er zu handeln ohne Pigavetta und seine Predigerstelle niederzulegen ohne Rücksprache mit seinen Obern. Frei war er damit nicht, aber es war doch eine Lüge weniger.

„Der Magister Laurenzano bittet, ihn seiner geistlichen Functionen zu entheben", sagte in der Sitzung des Kirchenraths im Auditorium des früheren Barfüßerklosters der Präsident Zuleger, ein junger Böhme. „Es ist schade um sein großes Rednertalent, da aber mit seiner Lehrstelle am Sapienzcollegium geistliche Verpflichtungen nicht verbunden sind, wird man das Gesuch gewähren müssen."

Die Kirchenräthe nickten mit den Häuptern. „Conclusum", sprach der Präsident zu dem Protokollführer, „das Gesuch werde genehmigt, unter Erwartung jedoch, Magister Laurenzano werde aus eigenem Antrieb von Zeit zu Zeit das Wort der Gemeinde auslegen. Fiat decretum — aber in einer freundlichen Form ausfertigen", bemerkte der Präsident noch dem Schreiber. Der Kirchenrathssekretär that auch sein Bestes. Wir aber, die wir den Gemüthszustand des Magisters Laurenzano kennen, werden es kaum mißbilligen, daß derselbe der Erwartung des hohen Collegiums dennoch nicht nachkam. Aber während Paolo sich so von dem Göttlichen scheinbar abwandte, hatte die göttliche Gnade eine Arbeit an seinem Herzen angefangen, die durch Reue und Pein ihn

läuterte zu einem neuen Menschen. Mit seinen geistlichen Tyrannen sprach der Magister über seine neuen Entschlüsse nicht. Er wollte abwarten, welche Befehle er von dort erhalte. Aber Pigavetta schien Paul's Verschwinden von der Kanzel nicht zu bemerken, er that überhaupt desgleichen, als ob Paul gar nicht da sei.

Siebzehntes Kapitel.

Der Reichstag zu Speyer war zu Ende und unter dem Donner der Geschütze des Trutzkaiser war der kurfürstliche Hof wieder dauernd nach dem Heidelberger Schlosse zurückgekehrt, das während des Reichstags nur zur Bewirthung hoher Gäste benutzt worden war. Die letzten Gruppen abreisender Herrn gingen gleichzeitig durch die Stadt; es waren polnische, siebenbürgische und ungarische Magnaten, die sich Diener und neue Pferde aus der Heimath bis Heidelberg hatten entgegenkommen lassen. Da brach in der Herberge, in der ihre Dienerschaft übernachtet hatte, nach zwei Tagen eine ansteckende Krankheit aus und warf alle Bewohner des Hauses auf's Siechbett. Erast wurde gerufen, betrachtete sich die Kranken, die in hitzigem Fieber lagen und blaue, violette, mißfarbene Beulen im Gesicht, auf der Brust und in den Achselhöhlen zeigten. Des kurfürstlichen Raths bronzenes Angesicht ward bleifarben, als er diese Symptome sah, doch sagte er kein Wort, sondern ließ sich zunächst nur einen Schwamm mit Essig geben, den er sich selbst vor den Mund band. Dasselbe hieß er seine Gehülfen thun, die sodann sämmtliche Kranke aufluden und sie in das Gutleuthaus, ein oberhalb Heidelberg gelegenes Spital überführten, das vor Zeiten für aussätzig heimkehrende Kreuz=

fahrer gestiftet worden war. Die Herberge, wo die unsaubern Gäste gewohnt hatten, wurde geräumt, ihre Zimmerwände mit Lauge abgewaschen, die Betten verbrannt und die Thüren vernagelt. Niemand sollte binnen sechs Wochen die angesteckten Räume betreten als die ärztlichen Gehülfen, die die Reinigungsmaßregeln von Zeit zu Zeit wiederholten. Die Bevölkerung des heimgesuchten Quartiers war schwer betroffen. Niemand sagte es laut, um Handel und Wandel nicht zu schädigen, aber jeder wußte, es war die Pest und man fluchte den unsaubern Gästen, die sie eingeschleppt. Im Gutleuthaus zu Schlierbach lagen die acht Kranken beisammen; sechs starben, zwei kamen mit dem Leben davon. Die Geheilten stammten aus den benachbarten Flecken Schönau und Petersthal. Wohl durchgelaugt und mit neuen Kleidern versehen schickte man sie in ihre Heimath. Von der überstandenen Krankheit zu schweigen lehrte die Leute ihr eigener Vortheil, da sie sonst nirgends Aufnahme gefunden hätten. Aber der Eine von ihnen hatte seine werthvollsten Sachen in einen kleinen Bündel versteckt gehabt und nahm denselben vor seiner Heimkehr wieder an sich. Der Andere hatte die neuen Stiefel eines der Gestorbenen bei Seite gebracht und vertauschte sie mit den schlechten Schuhen, die das Gutleuthaus ihm geliefert. Nach acht Tagen entwickelte sich in den beiden Flecken, nach denen die Geheilten heimgekehrt, die Pest mit unerhörter Gewalt. Die Mutter des Schönauers erkrankte zuerst und starb, dann die Schwester, die sie gepflegt, der Pfarrer, der ihnen das Abendmahl gereicht, die Frauen, die die Leiche gekleidet und die Theilnehmer ihrer mit der gewohnten Sorglosigkeit vorgenommenen Bestattung. Der Schuldige, der all' das Uebel angerichtet, schwieg natürlich. Rasch

packte er seinen Bündel und wanderte weiter nach Schwaben. Aehnlich war der Verlauf in Peterstthal. Angehörige beider Gemeinden gingen in Heidelberg von Haus zu Haus, boten Obst, Gemüse, Kienholz, Tannenzapfen, Strohmatten zum Verkauf. Alsbald stellten die Aerzte in allen Theilen der Stadt neue Pestfälle fest. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Bevölkerung. Eines Morgens erfuhr man, der kurfürstliche Hof sei nach Mosbach übergesiedelt. Eine große Entmuthigung der Bürger war die Folge dieses rücksichtslosen Schrittes, den man der jungen Frau des Kurfürsten zur Last legte. Wer konnte, folgte dem gegebenen Beispiel. Erast aber und seine medicinischen Collegen drängten den Amtmann zu energischen Maßregeln. Der Verkehr nach den verpesteten Dörfern wurde gesperrt, die Universitäten und Schulen geschlossen. Das Krankenhaus wurde allein für Pestkranke bestimmt und rücksichtslos jeder dorthin gebracht, den die furchtbare Krankheit ergriffen hatte. Da gleichzeitig ein heftiges Gewitter die bösen Dünste niederschlug und Hochwasser die verpesteten Kanäle säuberte, ward man endlich des Uebels Herr. Der kurfürstliche Hof kehrte nach dem Schlosse zurück und Heidelberg zeigte wieder sein gewohntes Aussehen. Aber auch nach dem Erlöschen der eigentlichen Epidemie fiel bald hier, bald dort wieder ein Opfer, nachdem man gemeint hatte, des bösen Gastes ledig zu sein. Der Grund lag in der Fortdauer der Seuche in den benachbarten Dörfern, die man über der Sorge um die Stadt vernachlässigt hatte. Was man von dort hörte, war herzzerreißend, aber die Fürsorge der kurfürstlichen Beamten beschränkte sich darauf, Nahrungsmittel hinaus zu schicken, im Uebrigen hielt man die strengste Sperre aufrecht. Wer hinaus wollte, um zu

helfen, durfte das nur, falls er auf die Rückkehr verzichtete. Endlich setzte Erast durch, daß der Amtmann und etliche Aerzte die heimgesuchten Orte bereisen und insbesonders Arzneimittel, saubere Kleidungsstücke und Leinwand hinausschaffen sollten. Als der Amtmann an dem anberaumten Tage sich krank fühlte, trat Erast selbst an die Spitze der Commission, um zu sehen, wie dem Uebel zu steuern sei. Zehn Arbeiter aus den Spitälern schlossen sich mit Hacken und Spaten auf einem zweiten Wagen an. Ein dritter führte Wein, Lebensmittel, ungelöschten Kalk und allerlei Stoffe zur Entgiftung. Das nächste Dorf fanden die Aerzte still und wie ausgestorben. Alle Ausgänge des Orts gegen die Bergthäler zu waren verrammelt und Bauern mit Hellebarden und Gewehren standen Wache, um die Thalleute zurückzutreiben. Mit Mühe verschaffte die Commission sich einen freien Durchzug für ihre Wagen und trotz des kurfürstlichen Mandats erklärten die Bauern, sie würden keinem von den Herrn den Rückweg durch ihr Dorf gestatten, da auch die Pest sich um kurfürstliche Befehle nichts kümmere. Eine Strecke ging es nun weiter durch das stille, ausgestorbene Thal. Hier und dort weidete ein herrenloses Thier auf der grünen Trift. Die höher oben gelegenen Bauernhöfe schienen verlassen. Die Commission betrat einen derselben. Ein Huhn, das sich im Hofe Körner suchte, war das einzige lebende Wesen. Die Thüren waren erbrochen, die Schlösser der Laden gesprengt. In wilder Unordnung lagen die Gegenstände, die die Plünderer nicht hatten wegschleppen können, an der Erde. Eine Strecke weiter stießen die Abgesandten auf eine Leiche, die unweit des Weges im Felde lag. Wo der Tod ihn ereilt hatte, war der Unglückliche liegen geblieben. Schau-

dernd betrachteten die Aerzte das wild verzerrte Gesicht des Leichnams. „Der Tod in Gestalt von giftigen Vipern oder lechzenden Bluthunden erscheint wie ein Friedensengel gegen den durch die Pest“, sagte Crast. Auf dem nächsten Hofe sah man den Bauern auf einem Bunde Stroh vor seiner Thüre sitzen. Sein Gesicht war von innerer Gluth entflammt, die Augen glänzten fieberhaft, mit den Händen deckte er sie sofort wieder gegen das Licht. „Warum sitzt ihr hier, statt in eurem Bette zu liegen?“ fragte der Rath.

„Es holt mir niemand Wasser.“

„Wo sind eure Knechte?“

„Entlaufen.“

„Euer Weib?“

„Todt.“

„Und sonst habt ihr niemanden?“

„Alles todt.“

Crast band sich wieder den Essigschwamm vor und betrat mit den ebenso geschützten Genossen die Wohnung. Die Fenster waren noch geschlossen, da die Kranken nichts so sehr gescheut hatten als die Helle. Rasch öffneten die Commissäre die Läden, um durch frische Zugluft die entsetzlichen Gerüche zu vertreiben. Das hereinfallende Sonnenlicht beleuchtete eine wohleingerichtete reinliche Bauernstube. Noch stand das Abendbrot säuberlich gerüstet auf dem Tische, ein Beweis, wie rasch die entsetzliche Seuche alle Familienglieder gleichzeitig befallen hatte. Der Katechismus und die Schiefertafel eines Kindes lagen am Fensterbrett, ordentlich gerüstet für den Schulgang. Aber in den Kammern daneben herrschte wilde Verwirrung. Der Boden war besät mit Lappen, Binden und zertretenem Stroh, die zeigten, welche Schlacht hier der Pest

war geliefert worden. Zwei todte Knaben hielten in ihrem Bette sich noch krampfhaft umschlungen. Auf ein anderes Lager hatte der Tod die Leiche einer Frau geworfen, die ihr Kind umklammerte, dessen wächsernes Händchen starr am Bette hinabhing. Kraft selbst griff an und brachte mit Hülfe seiner Begleiter die Leichen einstweilen in's Freie. Die benachbarten Häuser boten einen ähnlichen Anblick. Die einzeln liegenden Höfe waren insgesammt geplündert. Die Gesunden waren entflohen, die Kranken hatten sich in der Mitte des Dorfs zusammengedrängt, wo die Häuser dichter lagen und gegenseitigen Beistand möglich machten. Ueberall Seufzen, Fieberrufe, Todeskampf. Stumpf und im Fiebertraume gingen leichter Erkrankte und Wiederhergestellte umher und nahmen die nöthigsten Verrichtungen wahr. Sie brachten die Brote in's Dorf, die ihnen an einem bestimmten Orte der Grenze niedergelegt wurden, melkten das Vieh, unterhielten das Feuer und räumten die Leichen so viel als möglich bei Seite.

„Wo ist der Bürgermeister?" fragte Kraft.

„Todt", antwortete ihm eine Schaar elend aussehender Frauen, von denen einige ihre kranken Kinder am Halse hängen hatten.

„Der Pfarrer?"

„Seine Frau ward krank, da suchte er mit seiner Familie das Weite."

„Der Schulmeister?"

„Der ging mit dem Pfarrer."

„Wer besorgt euch denn?"

„Niemand."

Unter diesen Umständen wurde beschlossen, die Aerzte und sämmtliche Arbeiter sollten einstweilen hier bleiben

und eine Grube für die Leichen graben, die Häuser reinigen, Medicamente und Kleider austheilen. Erast aber und die Andern wollten nach Schönau gehen, um zu sehen, was dort zu thun sei. Ein einsamer Waldweg führte über einen Bergrücken nach dem Städtchen hinüber. Die hoch am Waldesabhang liegenden Höfe waren meist von der Krankheit verschont geblieben, hatten sich aber fest verschanzt und ihre Bewohner hielten mit unfreundlichen Worten sich jeden Besucher vom Leibe. Die ersten Häuser des Fleckens waren fest geschlossen, doch waren Spuren von Gewaltthätigkeit hier nicht wahrzunehmen. So gelangte man nach dem Städtchen, das sich rings um die ehrwürdige Abtei angesiedelt hatte. Es war alles still, doch schien hier die Verpflegung besser geordnet. Die Fenster waren geöffnet, um frische Luft einzulassen, die Kranken lagen in ordentlichen Betten und hatten ihren Wasserkrug neben sich. Die Zimmer waren sauber. Bleiche Kinder gingen ab und zu und bedienten die Leidenden. In ein Haus trat Erast ein, um sich mit einer Frau, die ihm auf dem Wege der Besserung schien, zu unterhalten. Er lobte die getroffene Ordnung und fragte, ob sie mit dem Arzte zufrieden sei.

„Ich habe keinen Arzt, es will keiner zu uns."

„Wer hat euch denn geheißen zu lüften und nasse Tücher auf das Haupt zu legen?"

„Der Heidelberger Pfarrer."

„Wer ist das?"

Die Frau zuckte die Schultern und drehte den Kopf gegen die Wand. Er sah, daß sie nicht gestört sein wolle. Draußen traf er Bursche, die verschiedene Eimer mit Wasser füllten.

„Für wen ist das Wasser?" fragte Erast.

„Für die Kranken in der Kirche.“

„Habt ihr die Kirche zum Spital gemacht?“

„Ja.“

„Wer hat das angeordnet?“

„Der Heidelberger Pfarrer.“

„Wo ist denn der Bürgermeister?“

„Fort.“

„Und der Pfarrer von Schönau?“

„Todt.“

„Und der Schulmeister?“

„Fort.“

„Ja, wer hält denn die Ordnung aufrecht?“

„Der Heidelberger Pfarrer.“

Nun war Erast gespannt, den Mann kennen zu lernen, der aus eigener Kraft dieses Wunder vollbracht hatte, eine fremde Gemeinde aus ihrer Auflösung wieder zu sammeln und sie so zu organisiren, daß für seine Commission kaum etwas zu thun übrig blieb. Er trat in die große romanische Kirche ein, deren weitgespannte Hallen zu einem luftigen und kühlen Lazareth umgewandelt worden waren. Eine lange Reihe von Kranken war an den Wänden hin gebettet auf Strohlagern und Decken. Die entsetzliche Krankheit verleugnete auch hier nicht ihren Charakter; da waren Gesichter, die schon den starren Stempel des Todes trugen und andere, welche von den Schmerzen grimmig verzogen waren, Fiebernde, die tobten, lachten und irre redeten, Genesende, die schwach und kraftlos auf ihrem Lager ausgestreckt lagen und nur all' zu viele, die das Ende ihrer Qualen herbeiwünschten. Aber die Kranken wurden sorgsam bedient, sie lagen geschützt gegen das schmerzende Licht; trotz der Menge der Leidenden war die Luft gut und wurde stets erneuert,

ohne daß die Kranken von dem Durchzuge litten. Leise gingen stille Frauen hin und wieder und sorgten für alle Bedürfnisse. Mit Befriedigung überflog der kundige Blick des Arztes das Bild, das sich ihm darbot. In einem dunkeln Winkel der Kirche sah er bei einem Sterbenden einen Geistlichen knieen. Er hörte halblaut gesprochene Gebete, er sah das katholische Zeichen des Kreuzes, mit dem der Priester den Kranken segnete und schüttelte den Kopf. „Wer das nur sein mag?“ sagte er bei sich.

Da erhob sich der Priester, eine hohe, schlanke Gestalt. „Magister Laurenzano!“ rief Erast jetzt verwundert aus. Auch Paul hatte Erast erkannt. Etwas befangen trat er auf ihn zu. Dann sagte er: „Euch sendet der Himmel, Herr Rath! Es ist in der That Zeit, daß die kurfürstliche Kanzlei sich unserer erinnert. Bitte, kommt hinüber in's Kloster. Schon zweimal wollte ich Boten und Berichte schicken, was wir bedürfen, aber es wird ja weder Bote noch Brief angenommen aus feiger Furcht vor der Seuche. Kommt, kommt, nun ist uns geholfen.“

Der Anblick des jungen Mannes, der, ohne an sich zu denken, ohne jede Vorsichtsmaßregel die Kranken bediente, beschämte Erast so, daß auch er seinen Essigschwamm heimlich in die Tasche gleiten ließ und Laurenzano in das verlassene Kloster folgte, das dieser gleichfalls zum Spital gemacht hatte. In dem schönen gewölbten Refectorium des Klosters setzte der junge Priester Erast einen Becher Wein vor und auf eine lange Reihe Gläser und Kasten mit Arzneimitteln hinweisend, sagte er: „Hier habe ich mein Hauptquartier aufgeschlagen.“ Erast verband den Ausdruck seiner Bewunderung für Paolo's aufopfernde Thätigkeit mit einigen starken Ausdrücken über

die Nichtswürdigkeit der entlaufenen Beamten, die Herzlosigkeit der entflohenen Familienglieder und die Niederträchtigkeit dieser hartherzigen Bevölkerung.

„Sagt das nicht, Herr“, erwiderte Paul, und ein weicher Ton der Rührung lag in seiner schönen, tiefen Stimme: „Ich habe in diesen Tagen des Kampfs im Gegentheil gelernt, daß viel mehr Liebe unter uns ist, als ich sonst wohl zu sehen meinte. Ich habe Proben der Aufopferung erlebt, die mir das Herz schmelzen machten und nicht allein der Mütter für ihre Kinder oder der Töchter für ihre Väter. Geht hinüber und seht diese schwachen, blassen Frauen, die selbst zum Theil das Fieber in ihren Adern tragen und dennoch unverdrossen auf jeden ungeduldigen Seufzer der Kranken lauschen.“

Ernst unterbrach ihn mit einem Berichte über die Zustände, die er in Petersthal vorgefunden.

„Es war hier ebenso“, erwiderte Paolo, „aber wem gereicht es zum Vorwurf? Der kurfürstlichen Kanzlei, sonst niemandem. Es fehlte den Leuten nur die Leitung. Auch hier wütheten sie gegen sich selbst aus reiner Verzweiflung. Aber es war nur nöthig, ihnen Vertrauen zu sich zurückzugeben, ihnen zu sagen, daß sie sich helfen könnten und die scheinbare Rohheit und Selbstsucht wich alsbald der größten Selbsthingabe und Aufopferung. Seit alles organisirt ist, seit jeder weiß, daß er an einem für ihn passenden Platze verwendet werde, daß er da aber auch nöthig und unentbehrlich sei, entwickeln die Leute eine Pflichttreue und Zuverlässigkeit, die mich in Erstaunen setzt. Ich habe besser von eurem Volke denken lernen, seit ich es gegen den furchtbarsten Feind führe, als früher, da ich diese Schönauer Bursche nur gelegentlich in ihrer Sonntagsverfassung auf der Landstraße sah.'

„Wie habt ihr dieses Wunder aber vollbracht?“ fragte Erast.

Paul lächelte und blieb die Antwort schuldig. „Leider fehlt es uns an vielem Nöthigen“, sagte er. „Unser Essig ist zu Ende, alle schweißtreibenden Kräuter sind von den Bergen abgesucht; auch Kalk fehlt, um die Todten zu beerdigen und die Ausdünstung unschädlich zu machen. Wir müssen uns mit großen Feuern behelfen, was kostspielig und umständlich ist.“

„Diese Dinge könnt ihr alle von mir bekommen“, erwiderte der Arzt. „Wartet, ich habe selbst aufgeschrieben, was wir euch bringen“ und er zog ein Papier aus der Tasche. Paul warf einen Blick in dasselbe, dann starrte er erbleichend mit einem Ausdruck plötzlichen Entsetzens in das Schreiben. „Habt ihr das selbst geschrieben?“ fragte er in einem Tone, als ob Leben und Tod an der Antwort hinge.

„Gewiß, warum fragt ihr?“ Des Priesters Hand zitterte. „Es ist eure Handschrift?“ wiederholte Paul und sah angstvoll in Erast's Gesicht. Der Rath verstand nicht, was der Magister meine. Da faßte sich der bleiche junge Mann krampfhaft zusammen. „Ich will anstreichen, was uns nöthig ist“, murmelte er wie abwesend und verließ in sichtlicher Aufregung die Stube. Kopfschüttelnd sah Erast dem wunderlichen Manne nach; er hatte erwartet, Paul würde sich freuen über die Dinge, die er den Kranken bescheerte.

Draußen holte der junge Priester die Schrift des Raths noch einmal hervor und prüfte sie mit zitternden Händen. „Kein Zweifel!“ flüsterte er dann vor sich hin, „es sind dieselben Züge, die mich Pigavetta damals nachzeichnen ließ und mit Herrn Adam, an den sein Dictat

sich richtete, war niemand anders gemeint als der ketzerische Pfarrer Adam Neuser. Aber er warf ja das Papier vor meinen Augen auf die Straße. Wenn es dasselbe war?" und mit einem Ausdruck der Verzweiflung sank Paul an dem runden Klosterfenster nieder und starrte düster vor sich hin. „Sticht sie wieder, die Natter der Reue, die eine Weile zusammengerollt im Dunkel gelegen? Zerrt sie wieder, die alte Kette?" Sollte er Erast warnen? Er versank in ein düsteres Grübeln, aber er fand keinen Entschluß. Endlich rüttelte er sich auf. „Denken wir an das Elend von heute. Kommt morgen ein neues, so ist es dann noch Zeit. Gottes Barmherzigkeit läßt auch nicht jedes Giftkorn aufgehn, das unsere Hand leichtsinnig gestreut hat und hier um mich her ist Elend genug, um an Vielen gut zu machen, was ich an Vielen gesündigt." Damit erhob er sich, um in seiner Stube sich zu sammeln für die Andacht, die er allabendlich in der Kirche den Kranken hielt.

Der Rath, von der weiten Wanderung ermüdet, blieb noch eine Weile im Refectorium und dachte bei seinem Glase in dem traulichen Klostersaal nach über den jungen Mann, der ihm heute die größte Bewunderung eingeflößt hatte. Nach einer Weile erschien eine alte Bäuerin mit weißen Haaren und würdigen, ruhigen Mienen mit einem großen Korbe voll Kräutern auf dem Haupte. Nachdem sie ihre Last niedergesetzt und den Schweiß von der Stirne gewischt, ging sie daran, die Kräuter auszulesen und zu sortiren.

„Ihr seid wohl froh, Mutter, daß der Heidelberger Pfarrer zu euch gekommen ist?" begann Erast die Unterhaltung.

„Froh?" sagte die alte Frau, „der hat uns ja gerettet."

„In der That, wenn man vergleicht, wie es in Peters=thal zugeht und wie bei euch, dann muß man den Mann bewundern."

„Wenn ihr gesehen hättet, wie er das Wunder auf der Kreuzwiese that, würdet ihr noch ganz anders sprechen."

„Was für ein Wunder, Mutter?"

„Ihr wißt es nicht", sagte die Alte lebhaft, „nun, dann wißt ihr gar nichts. Das hättet ihr sehen sollen, wie der Mann den ganzen Tag den Leuten zugeredet und war alles vergebens. Die Gesunden packten ein und wollten auf Fußwegen, die nicht bewacht würden, entfliehen. Böse Buben plünderten die verlassenen Höfe und verübten an den Wehrlosen jede Schlechtigkeit; die Kranken lagen verlassen in den Kammern, auf der Straße, im freien Feld. Da drohte der fremde Pfarrer den Abziehenden mit allen Strafen des Himmels, falls sie ihre Gemeinde im Stiche ließen. Alsbald geschah das erste Wunder. Der Führer der Abziehenden, der es am ärgsten getrieben, wollte über den Steinbruch hinter dem Sperlingshofe einen Fußweg erklimmen, durch den man nach dem Leiningen'schen gelangen könne, ohne aufgegriffen zu werden. Als er oben war, überstürzt er sich, fällt rückwärts in den Steinbruch hinunter und bricht den Hals. Da hättet ihr den Pfarrer sehen sollen, wie er nach der Stelle deutete und mit flammenden Augen den Leuten zurief: 'Ich sage euch, jeder der diesen Weg betritt, soll ebenso enden' und er fing an, Gott anzurufen, er solle alle verderben, die ihre Brüder wollen verderben lassen und allen helfen, die ihren Brüdern helfen. Dort bei dem Steinbruch steht doch das heilige Kreuz, das der Kurfürst immer abbrechen wollte, weil es ein Götzenbild sei. Die Gemeinde aber wehrte sich, weil es schon da

war lang vor dem Kloster und ein altes Heilthum ist. Schließlich wurde dann die heilige Jungfrau und der Jünger abgebrochen und fortgenommen, der liebe Heiland aber durfte an seinem Kreuze bleiben. Zu dem wendete sich der fremde Pfarrer jetzt und da hättet ihr ihn hören sollen, wie er ihn anrief, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Die Thränen liefen uns nur so über die Wangen. Dann rief er wie entzückt: 'Du willst, Herr! Gib ein Zeichen, daß du willst!' und er reckte beide Hände gegen den Heiland, als wolle er ihn umarmen und rief jauchzend: 'seht, seht, er will.' Da glaubten wir, wir träumen. Das Steinbild hob Haupt und Arme und nickte, dreimal, viermal. Einmal war es, als ob der ganze heilige Leib sich zu uns neige. Und nun drehte der Pfarrer sich zu uns und sprach: 'Der Herr hat ja gesagt, wer jetzt noch zweifelt oder sich weigert, der soll als Ketzer verbrannt werden und ich bin der Erste, der den Scheiterhaufen anzündet.' Da hättet ihr die Stille hören sollen unter den Leuten. Ich habe das 'ja' nicht gehört, weil ich zu fern stand, aber es waren viele da, die es ganz deutlich gehört hatten, wie das Steinbild den Mund aufthat und 'ja' sagte gleich dem Bräutigam am Altar. Der Pfarrer aber zählte die jungen Burschen ab: 'Ihr holt Schaufeln und macht auf dem Kirchhof eine große Grube für mindestens dreißig Leichen. Ihr', sagte er zu den Alten, 'tragt die Leichen hinaus, ich werde sie einsegnen, sobald die Grube fertig ist.' Dann wendete er sich zu den Dirnen: 'ihr tragt Wasser', und zu den alten Frauen: 'ihr reinigt die Häuser.' Dann suchte er einige Männer und Frauen aus: 'ihr geht mit mir, daß wir die Kirche zum Spitale einrichten.' Nun, was wollten wir machen, seine Augen flammten wie zwei

Feuer, seine Gebärden waren, als ob er ein Kurfürst oder Apostel wäre, ja mehr. Ich glaube, er hätte den mit einem einzigen Worte erschlagen, wie der heilige Petrus den Ananias, der widersprochen hätte. Bis zum Sonnenuntergang war das Dorf rein, die Kranken waren in der Kirche untergebracht. Wer neu erkrankte, wurde dorthin getragen, falls er nicht ordentlich im Hause verpflegt werden konnte, und in den Häusern hält der Pfarrer mit den Aeltesten täglich Umschau, daß nichts vernachlässigt werde."

„Das ist ja ein merkwürdiger Mann", sagte Erast vor sich hin.

„Er ist katholisch", sagte die Alte leise. „Er gibt den Sterbenden wieder die letzte Oelung."

„Wißt ihr das sicher?" fuhr Erast unwillig auf.

Die Alte nickte mit dem Haupte. „Der alte Glaube war doch besser, der konnte Wunder thun." Erast erhob sich. Die Bewunderung, die er für Laurenzano gefühlt, war durch das eine Wort in Abscheu verwandelt. „Mit dem alten Barfüßerspuk und den neuen Jesuitenkünsten will er hier den Papismus wieder aufrichten", sagte der Arzt entrüstet. „Sobald der Amtmann sich hier heraus wagt, muß das steinerne Götzenbild weggeräumt werden. Wir wollen euch lehren wieder Wunder zu thun und zu papenzen." Verstimmt schritt er hinaus. Da hörte er durch die offenen Fenster der Kirche die Worte der Abendandacht die Laurenzano in der Kirche für die Kranken hielt. Kein Gesunder durfte hinein, aber in Gruppen standen die Leute vor den offenen Fenstern, um die Worte des angebeteten Priesters aufzufangen. Auch Erast trat herzu. Er hörte, wie Paul den Kranken das Wort des Jakobusbriefs auslegte: „Siehe, wir preisen selig, die

erduldet haben. Die Geduld Hiob's habt ihr gehört und das Ende des Herrn habt ihr gesehen, denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer." Wie ein milder beschwichtigender Gesang klang die melodische Stimme des melancholischen Vortrags heraus aus der Kirche nach dem Platze mit den alten Linden, die der Abendwind fächelte. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben", sprach es drinnen, „erduldet haben bis zum Ende. Unser Theil ist Angst und Qual, sie ruhen draußen im Frieden Gottes; wir zermartern unsere Häupter, wie wir unser Glück wieder aufbauen, sie sind eingegangen zur Ruhe der Heiligen und sind geborgen in den ewigen Hütten; wir müssen unsere müden Arme auf's neue erheben zur harten Arbeit, wo die ihren ruhen in süßem Schlummer. Auf unsere ermatteten Füße warten noch tausend mühselige Wege, die ihren ruhen süß von der langen 'Wallfahrt'." Es war, als ob es stiller würde an den Lagern der Kranken. Die Schmerzensrufe hörten auf, die Laute der Ungeduld verstummten. „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben", hob der Prediger wiederum an, „sie alle, die durch jene Thüre hinausgegangen sind nach den stillen Kammern Gottes, sie sind dem Herrn gestorben. Aber auch uns, die wir zu neuem Kampfe behalten sind, preisen wir selig, daß wir erduldet haben, denn nun erst können wir mit dem Apostel sprechen: was wir leben, leben wir dem Herrn. Der Würgengel des Herrn ist unter uns getreten wie ein Prophet und er sprach: ich habe ein Wort an euch, ihr Menschenkinder! Er fand euch in euren Sorgen, eurem Verdruß, euren Feindschaften, euren eiteln Gedanken, euren rohen Genüssen. Da kam der furchtbare Engel des Herrn und er fragte euch Alte, wie viel denn von dem, um das ihr euch grämt

und härmt und zankt und streitet, Werth habe im Angesicht des Todes? Er fragte euch Jungfrauen, wie viel euer Putz und Tand und eure Schönheit Werth habe, wenn euch morgen der Engel der Pest mit seinem furchtbaren Finger berührte? Er schlug euch Jünglingen den Becher aus der Hand und ließ eure rohen Gesänge verstummen. Er legte die Hand des Bruders in die der Schwester, er stiftete Frieden zwischen Vater und Sohn, zwischen Nachbar und Blutsfreund. Darum preisen auch wir uns selig, daß wir diese Zeit der Heimsuchung erdulden durften. Wir nehmen unser Leben von Gott als ein Geschenk, das er uns zum zweiten Male gönnt, jetzt werden wir es so brauchen, wie der Geber befiehlt, nachdem wir erfahren, wie es allezeit in seiner Hand ist, wie er es zu jeder Stunde zurückfordern kann, falls wir es mißbrauchen. Wir alle, die wir gemeinsam geduldet haben, gemeinsam gelitten, gehofft, gefürchtet, gemeinsam die Unsern hinweggerissen sahen von unserem Herzen und hinausgetragen nach dem Orte, von dem Keiner wiederkehrt, gebettet in den Schrein, der sich erst öffnet vor dem Blasen der letzten Posaune, wir werden fortan nur noch eine Familie sein und wenn der alte Geist der Streitsucht, der Selbstsucht, der Habsucht wiederkehrt, dann stelle ich euch vor die Gräber da drüben und vor diesen Altar, der heute eure Schmerzenslaute hört, dann fragt euch, wie viel das alles, um das ihr streitet, Werth habe, wenn der Engel wiederkehren sollte, den ihr in diesen Tagen in seiner schrecklichen Herrlichkeit gesehen? Dann werdet ihr dem Herrn leben, dann werden wir euch selig preisen, daß euch der Anblick des gesegneten Engels weiser machte."

Ein ergreifendes Gebet folgte dieser Rede. Erast

war tief erschüttert. Sein Zorn war weg. Was er gehört, klang so ganz anders als des Magisters blumen- und antithesenreiche Tiraden von ehedem. Damals hatte er den Prediger gespielt, dieses Mal hatte er gepredigt. Die Zuhörer zerstreuten sich. Als auch Erast langsam das Städtchen hinabging, holte Paul ihn ein, um ihm das Geleite für den Heimweg zu geben. „Ihr habt den Kirchenrath gebeten, euch von allen geistlichen Functionen zu entbinden", sagte Erast. „Ich sehe aber, daß ihr eurem Vorsatze ungetreu geworden seid."

„Ich war krank", sagte Paul, „innerlich krank, arm und elend, ich fühlte, daß ich kein Recht mehr hatte, Andere zu lehren, als ich jene Bitte stellte" und ein wehmüthiges Lächeln flog über seine feinen, blassen Züge. „Als ich dann aber fand, daß ich etwas Gutes wirken könne mit der Predigt, sah ich von meiner Unwürdigkeit natürlich wieder ab. Es wäre Unrecht gewesen bei solchen Umständen an sich selbst zu denken. Und heute danke ich Gott, daß er mir diese Heimsuchung schickte, die meinem vertrockneten Herzen wieder die Fähigkeit zurückgab, an Andere zu denken und Anderer Leid wieder zu empfinden. Mir ist diese Zeit ein großer Segen gewesen." Als Erast schwieg, fuhr Paul fort: „Auch von der einzigen Gewalt der kirchlichen Mittel zur Leitung der unverständigen Menge habe ich mich auf's neue überzeugt. Nur auf dem Wege des Gebets sind diese dämonischen Mächte zu bändigen. Ohne Predigt und Gebet wäre ich hülflos gewesen mit allen Vernunftgründen."

„Die Wunder vergeßt ihr", sagte Erast schneidend. Paul schaute ihn betroffen an. „Warum erreicht ihr eure guten Absichten durch Täuschung und offenbares Gaukelwerk? Wie war es mit dem Wunder an der Kreuzwiese?"

Der junge Prediger lächelte. „Ihr waret ja in Bologna", sagte er dann, „und habt die schiefen Thürme, die Asinellen gesehen:

Wie Carisenda's Thurm
Sich neiget nach dem Wanderer, **wenn ein Gewölke**
Entgegen seiner Neigung drüber hinzieht,
Daß lieber eine andere Straße seinem Fuß er suche.

Dieselbe Erscheinung ward mir, als ich mit der Menge redete. Die Wolken jagten auf dem blauen Grunde vom Winde getrieben hinter dem Kreuze, das seit dem rohen Abreißen der andern Figuren beträchtlich schief steht, so daß es sich in der That zu neigen und zu beugen schien und um so öfter, je unruhiger der Himmel wurde. Niemand achtete darauf. Aber als ich sah, daß die Menge durch den plötzlichen Tod eines schlechten Burschen, der gleichsam auf meine Vorhersagung hin den Hals brach, tief erschüttert war, schoß es mir durch den Sinn, das Eisen zu schmieden, dieweil es heiß war. So ließ ich dem ersten Wunder rasch ein zweites folgen. Ihr schüttelt das Haupt, aber Herr, es gab kein anderes Mittel, die Leute zu ihrem Heile in meine Gewalt zu bekommen. Wenn je eine pia fraus erlaubt war, so war es hier."

„Ihr seid römisch?" sagte Erast kalt.

„Ich bin's", erwiderte der junge Priester und seine Gestalt wuchs. „Ich werde die Pfalz aber verlassen, sobald es hier so steht, daß eure Amtleute und Pfarrer mit ihren Mitteln ausreichen." Dabei reichte er Erast wie zu dauerndem Abschied die Hand. Nur zögernd gab ihm der Arzt die lahme Rechte. „Möge es euch wohl gehn", sagte er dann. Auch er dachte für sich: „unsere

Wege sind von heute geschieden.“ Als Erast später bei einer Biegung des Weges zurückschaute, sah er den jungen Mann mit einem Kinde auf dem Arme und einem größeren an der Hand aus einem Hause kommen. Die Kleinen hatten vermuthlich ihre Eltern verloren.

Achtzehntes Kapitel.

Zu Petersthal, wohin er am Abend zurückkehrte, fand Erast etwas bessere Ordnung als zuvor, aber es fehlte viel, daß die vier Aerzte mit ihrem Dutzend Gehülfen nur halb das ausgerichtet hätten, was der eine Priester auf dem weit größeren Arbeitsfelde zu Schönau. Die Bestattung der Todten und die Reinigung der Straßen hatten die Arbeiter selbst besorgen müssen, da die gesunden Männer alle entlaufen waren. An die Reinigung der verpesteten Häuser konnte man noch gar nicht denken, da sich die vorhandenen Frauen für zu schwach erklärten, um zu helfen. Aber auch zur Auslieferung ihrer gebrauchten Betten und Kleider, die verbrannt werden sollten, waren sie nicht zu bestimmen, ja nicht einmal zur Lüftung und Reinigung ihrer Häuser. Mißmuthig, erbittert und der fruchtlosen Arbeit müde, saßen die Aerzte um einen Wagen beisammen, den sie zu einem Nachtquartier im Freien sich zurecht gemacht hatten. Die Pferde wurden an den Bäumen angebunden, während sich jeder nach Vermögen einrichtete. Erast ging noch in die benachbarten Häuser, um wenigstens den nächsten Kranken so viel als möglich beizustehn und erst als die Dunkelheit jede weitere Wanderung unmöglich machte, bestieg auch der pflichttreue Arzt seinen engen Karren.

Müde hingestreckt schaute er in den funkelnden Sternhimmel, der mit seinem milden Glanze einen eigenthümlichen Gegensatz bildete zu dem irdischen Jammer rings um ihn her. Der Jupiter strahlte in ruhigem Glanze und im Süden glühte das rothe Licht des Mars. „Ob ihre Conjuncturen dennoch Einfluß haben sollten auf Sterben, Seuchen und Pest?“ dachte der Arzt, der sonst als Feind der Astrologie bekannt war. Dann entschlief auch er, aber im Halbschlummer hörte er, wie die Arbeiter sich an die Vorräthe stahlen und von dem Weine praßten, der den Kranken bestimmt war. Gegen Morgen gab es Lärm. Etliche fremde Kerle hatten sich gleichfalls an den Proviantwagen gemacht und suchten ihn leise wegzuziehen. Aber zwei Arbeiter, die sich zwischen den Säcken, freilich gegen Erast's Befehl, gebettet hatten, erwachten und schrieen nach Hülfe, worauf die Strauchdiebe wieder im Dunkel verschwanden. Als es tagte, erhob sich die gesammte Expedition mit zerschlagenen Gliedern, wüstem Haupte und in verdrossenster Stimmung. Die fruchtlosen Verhandlungen mit den demoralisirten kranken Leuten begannen auf's neue. Als Erast sah, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele komme, beschloß er ganz nach dem gestern gesehenen Vorbilde zu verfahren. Er drehte den scheltenden Frauen den Rücken und steuerte nach der Kirchthurmspitze, die freundlich über die Häuser und Büsche winkte. Von einer zerfallenen Mauer umgeben glänzte die kleine weiße Dorfkirche durch die Obstbäume inmitten hölzerner Kreuze und eingesunkener Grabhügel. Sie dachte der Arzt zum Spitale einzurichten, aber der enge Raum konnte höchstens dreißig Kranke fassen. Stroh und Heu mußte er mit Gewalt aus den Ställen nehmen lassen und mit diesem Material breiteten

die Arbeiter längs der Wände des Kirchleins eine saubere Streu. Um Decken und Leinwand herbeizuschaffen, stieg Craft dann wieder mit einem Theile seiner Leute zu den Wagen hinab. Als er zurückkehrte, sah er bei der Kapelle eine Rauchsäule aufsteigen und Feuerruf lärmte durch den stillen Ort. Ein Bauer, über das Wegnehmen seines Heu's erbost, hatte den ganzen Vorrath in Brand gesteckt und schlich nun unbehelligt von dannen. An Löschen war nicht zu denken. Die Arbeiter setzten sich mit grimmigem Lachen auf die Mauer des Kirchhofs und sahen zu, wie das Kirchlein niederbrannte. „Wenn die Leute sich durchaus nicht wollen helfen lassen", sagten die Aerzte, „so laßt sie. Hat die Krankheit durchgeseucht, so hört sie von selbst auf." Der Rath redete ihnen zu, noch einen Versuch von Haus zu Haus zu machen. Sie zuckten die Schultern und überließen das ihm. In der That bekam der wohlmeinende Mann nur sinnloses Geschrei und grobe Scheltworte zu hören, als er in dem nächsten Hause den Befehl gab, die angesteckten Gegenstände auszuliefern, damit sie verbrannt würden. Nun riß auch ihm die Geduld und er erklärte, er werde niemandem mehr Lebensmittel verabreichen, der sich nicht allen seinen Anordnungen unterwerfe. Mit seinen Arbeitern nahm er dann zunächst die Säuberung der leerstehenden Höfe vor, damit nach vollbrachtem Geschäft die Gesunden dieselben statt der verpesteten Höhlen im Dorfe beziehen könnten. Hier und dort loderten jetzt hohe Feuer, mit den Strohbetten der Kranken lustig unterhalten, und Geruch von verbrannter Leinwand zog widrig durch das weite Thal. Aber Craft's eigene Leute waren bereits der Sache müde. Nichts geschah so rasch als er verlangte und so wie er es befohlen. Die Arbeiter benützten die

Räumung der Krankenhöhlen, wie die Bauern vorhergesagt, zu allerlei Unterschleif und die Dorfbewohner standen in zornigen Gruppen bei einander und beriethen, ob sie nicht die Eingriffe der Fremden mit Gewalt abtreiben könnten. Schließlich mußte Erast sich das demüthigende Geständniß ablegen, daß er ohne geistliche Hülfe bei diesem verwahrlosten Volke nicht zum Ziele kommen werde. Paul's Wunder auf der Kreuzwiese erschienen ihm heute in einem viel milderen Lichte. So ließ er sich auf einem Steine am Wege nieder und schrieb einen Brief an den Magister. „Juristen und Mediciner abdiciren und bitten die Theologie um Hülfe", begann er sein Gesuch, ob Paul auf kurze Zeit in Schönau abkommen könne, um auch hier die Dinge in ein besseres Geleise zu bringen. Mit dieser Bitte an den Wunderthäter, die dem Kirchenrath sauer genug ward, wurde ein Arbeiter nach dem Kloster entsendet, während Erast sein undankbares Geschäft auf's neue begann. Bereits aber fing die Stimmung der Bauern an eine sehr bösartige zu werden. In Haufen umstanden sie die Wagen und erklärten, der Kurfürst habe ihnen diese Lebensmittel zur Hülfe geschickt und der Rath habe kein Recht, sie ihnen vorzuenthalten. Einzelne Burschen und Männer, deren gestern keiner sichtbar gewesen war, tauchten in den Haufen auf. Vermuthlich waren es dieselben, die schon den nächtlichen Angriff auf den Wagen mit den Lebensmitteln gemacht hatten. Erast mußte seine Leute von der Arbeit abrufen, um die Wagen zu bewachen. Nun aber waren auch die Aerzte der Sache müde. „Man liefere den störrischen Bauern die Waaren aus", so meinten sie, „und überlasse sie dann ihrem Schicksal." Während darüber im Kreise der Commission selbst ein heftiger Streit ent-

brannte, sprang ein frecher Bursche auf den Fouragewagen und riß die Leinwanddecke herunter. Alsbald hatten die Weiber den Wagen umringt und faßten Kisten und Säcke mit gierigen Händen. Da hörte man plötzlich vom Eingang des Dorfs her Pferdegetrappel. „Der Amtmann mit vier Reitern“, rief ein Arbeiter, „der weiß, was noth thut.“ Die Weiber krischen auf; in einem Nu stob der Haufe auseinander und die Bursche verschwanden hinter den Häusern. Herr Hartmann Hartmanni, „der gebildete Amtmann“, wie man ihn im Hirsch spöttisch zu nennen pflegte, erschien in der That und sprang vom Pferde. Er war ein stattlicher Herr, der Herr Amtmann, aber seine hohe Gestalt war gebeugt von einem wilden Leben. Nur spärliche schwarze Haare bedeckten das Haupt des noch jungen Mannes und alle sieben Todsünden hatten in dem verlebten Gesichte ihre Spuren zurückgelassen. Der Blick war schielend und die Beine folgten nicht mehr streng den Befehlen ihres Inhabers. Obwohl die Spitzen seines Schnurrbarts gar grimmig in die Welt starrten, hatten die Mundwinkel darunter etwas Süßliches und Schlaffes. Für einen so gestrengen Herrn war sein Gebahren fast zu geziert, denn er ließ gern die Gelehrsamkeit durchscheinen, die er der alten Heidelberger Humanistenschule verdankte. Die Arbeit liebte Herr Hartmann Hartmanni nicht. Statt auf dem Amthause zu amten, machte er gern Verse und nicht selten waren auch seine Untersuchungsakten ein halbes Gedicht. Der Kurfürst hätte ihm längst den Abschied gegeben, aber der Amtmann von Heidelberg hatte sich bei Ottheinrich's Tod ein entscheidendes Verdienst um Friedrich III. erworben. Er hatte dem armen Herzog von Simmern möglich gemacht, in Heidelberg rechtzeitig

einzutreffen und sich seines gesetzlichen Erbes zu bemächtigen, nach welchem Herzog Albrecht von Baiern bereits seine Hand erhob. So fühlte der Kurfürst sich durch persönliche Verpflichtungen gefesselt und schon mancher Fürst ist in solcher Lage darauf gefallen, einen Beamten, den er nicht beleidigen möchte, durch neue Organisationen unschädlich zu machen. Herrn Hartmann's schlechte Führung hatte Friedrich III. dem Gedanken zugänglich gemacht, die Polizei den Presbyterien zuzuweisen, da die Sünde ernstlich zu strafen nur die Kirche den ernsten Willen habe. Natürlich gehörte der Amtmann selbst zu den Freunden des Genfer Banns, der ihm einen Theil seiner lästigsten Geschäfte abnahm. — So war der Mann beschaffen, der jetzt auf Paul's Schlachtfeld in den Schönauer Bergen erschien. Halb Wüstling, halb Pedant war er zu keiner Zeit eine erfreuliche Erscheinung, heute aber war er vollends gar wunderlich ausgestattet, als ob er sich nach Holbein's Bild des Pestarzts staffirt hätte. In der einen Hand hatte er eine Essigflasche, an der er roch, sobald ihm der Geruch der verbrannten Betten in die Nase stieg; in der andern trug er seinen längsten Degen, um sich jede Gefahr vom Leibe zu halten. Mußte er etwas angreifen, so ließ er die Essigflasche in die Tasche gleiten und brachte eine Zange zum Vorschein, mit der er die Dinge anfaßte, obwohl er durch dicke Lederhandschuhe sattsam geschützt schien. Wams und Beinkleider waren mit Kamillen und Pfeffermünze gepolstert und damit nicht genug hingen auf Brust und Rücken durchlöcherte Kugeln, aus denen Schwämme, getränkt mit Arzneimitteln, einen betäubenden Geruch verbreiteten. Todesangst und stille Wuth über sein verdrießliches Geschäft lagen auf dem finsteren Gesichte. Die Verhaftung des

frechen Brandstifters, der einstweilen an einen Baum gebunden wurde, war seine erste Amtshandlung. Schwerthiebe und Flüche seiner Reiter brachten jetzt die Ausführung der Maßregeln zuwege, über die die Aerzte seit vierundzwanzig Stunden vergeblich mit den hartnäckigen Bauernweibern verhandelt hatten. Am Mittage nahm der Amtmann ein Verhör vor, wie die Pest eingeschleppt worden sei. — Erst schwiegen die Weiber verstockt, dann drängte sich eine junge Dirne vor, der die Albernheit leserlich auf dem Angesichte geschrieben stand und wie ein gackelndes Huhn erzählte sie eine confuse Geschichte. Jeden Abend, vor Ausbruch der Pest, sei ein Hund mit feurigen Augen durch das Dorf gelaufen und habe an den Häusern geschnuppert. Ueberall da, wo er stehen blieb, brach einige Tage später die Pest aus. Der Hund sei aber niemand anders gewesen als die Kräuterfrau aus dem Kreuzgrunde, in deren Hütte er jedesmal verschwunden. Am Kreuzgrunde habe die Pest auch stille gestanden. Kein einziger Mensch sei dort gestorben. „So, die ist wieder um die Wege", sagte der Amtmann. „Bei dem Amte liegt schon eine Reihe von Anzeigen gegen ihr Treiben. Nun ist sie reif für den Holzstoß. Entspricht nicht ihr Auftreten ganz der Geschichte von dem tollen Hunde zu Ephesus, den Apollonius von Tyana steinigen ließ?" wandte er sich dann an den Rath. Der aber kehrte zu seinen Wagen zurück, er wollte nichts mit der Sache zu thun haben. Der Amtmann selbst saß mit zwei Reitern auf, um Mutter Sibylle herbeizuschaffen. Als Führerin lief die Dirne nebenher, die die Alte zuerst beschuldigt hatte. „Daß sie eine Hexe ist", erzählte sie dabei keuchend, „sieht man schon daran, daß sie immer Butter hat und doch sah sie nie jemand buttern. Mir

hat sie den Peter versegnet, so daß er jetzt der Sannchen nachläuft und meiner Mutter Schaden kommt auch von ihr. Aber dort ist ihr Haus, ich gehe nicht weiter, sie könnte mir sonst etwas anthun."

Die Hütte der Kräuterfrau lag in dem waldgrünen Seitenthale, dessen Bach die Räder von Werner's Mühle trieb. Es war ein von Rauch und Alter geschwärztes Häuschen mit blinden Fenstern, in dem die Hexe hauste. Die Thüre war verschlossen; ein Reiter schaute durch die Spalten: „alles ist leer; sie ist zum Schornstein hinaus und davon, als sie uns kommen hörte."

„Sitzt ab, wir müssen den Befund aufnehmen", commandirte der Amtmann. Die Reiter stiegen vom Pferde und ein kräftiger Stoß gegen die Thüre öffnete die verlassene Hütte des alten Weibes. Beim Eintreten schlugen die Trabanten das Kreuz aus Furcht vor den Zauberkünsten der entflohenen Hexe. Das war freilich noch eine katholische Gewohnheit und es war gut, daß die Herrn vom Kirchenrath es nicht sahen, sonst waren sie ihres Dienstes ledig. Die Stube war in der That leer. Nur vom Heerde glotzten die grünen Augen einer schwarzen Katze den ungeladenen Gästen entgegen. „Ob das am Ende die Hexe selbst ist?" Der Wachtmeister tritt auf sie zu, aber „Jesus, Maria und Joseph" ruft er, denn sie springt mit einem Satze an ihm vorüber und entwischt durch die offene Thüre. Herr Hartmann Hartmanni behielt seine Haltung, aber er ließ doch seine Trabanten voranschreiten, damit sie den Zauber vorwegnähmen, falls die Hexe einen solchen hinterlassen haben sollte. Auch hütete er sich, etwas zu berühren. Was confiscirt werden mußte, ließ er die Soldaten anfassen. Es war aber nicht viel. Ueber dem verlöschten Heerde

hing der Balg eines Fuchses und anderes Rauchwerk, das die Hexe da trocknete. Eine Kiste mit altem Eisen sah Herrn Hartmann sehr nach Galgennägeln aus und der Strick daneben konnte von einem Gehängten herrühren. Auch daß gerade unter dem Kamine etliche Besen lehnten, erschien ihm verdächtig. Auf Brettern und Korbdeckeln waren allerlei Blüthen und Kräuter zum Trocknen ausgebreitet: Flieder, Wollblumen, Kamillen, Lindenblüthen und ähnliche Artikel, deren Gebrauch nicht gerade der Teufel Mutter Sibylle gelehrt zu haben brauchte. Enttäuscht blickten sich die Diener der Gerechtigkeit in's Auge, ob das wirklich just nach einer Hexenküche aussehe? Da ließ der Wachtmeister plötzlich einen Freudenschrei ertönen und deutete nach einer mit alten Kleidern geschickt verhängten schmalen Thüre. Herr Hartmann drückte mit seinem Pallasch gegen dieselbe und als sie nachgab mußte der Trabant ihm öffnen. „Hier also hat sie ihren Hausrath", sagte der Amtmann mit funkelnden Augen. Eifrig drängten die Männer in die enge Kammer. Ein bleicher Pferdeschädel starrte ihnen mit hohlen Augen von der Wand entgegen. Auf alten Scherben und Schüsseln lagen rings getrocknete Wolfsaugen, Vogelherzen, Eulenfedern und Uhuklauen. In wohlverschlossenen Gläsern dehnten Schlangen ihre dunkeln Rücken und weißen Bäuche und blähten sich häßliche Molche. Aus andern schauten Eidechsen mit klugen Aeuglein die fremden Männer an, mit klügeren als die menschlichen die nach ihnen stierten. Auf einem Sims am Fenster sah man kleine Fläschchen mit Salben, Farrensamen, Eisenkraut und Hexenpulvern aller Art. Was aber vor Allem zur Ueberführung der Hexe dienen mußte, war ein Korb, den das böse Weib offenbar nach ihrem letzten Gange

nur rasch hier niedergestellt hatte, ehe sie das Weite suchte, denn in diesem lagen in Lappen und Schachteln sorglich bewahrt allerlei Schlangengerippe, Krötenknochen, ein Kinderschädel, Wolfshaare, ein Fläschchen mit Taubenblut und zahlreiche Blättchen und Täfelchen, beschrieben mit seltsamen Charakteren; dazu ein Tiegel sammt Schwamm und Feuerstein, um im Walde die Hexensuppe zu kochen. Dennoch schien Herr Hartmann Hartmanni nur wenig befriedigt. „Eine ganz gemeine Vettel", sagte er verdrießlich, „bringt mit dem Hause keine fünfzig Thaler. Nehmt den Korb, wie er ist, und die alten Scherben sammt dem Geziefer. Die Satansbraut hat ihr besseres Handwerkzeug versteckt. Ich habe sonst wohl aus den confiscirten Tellern und Becken ziemliches Geld gelöst. Aber Meister Hammerling wird ihr den Mund schon öffnen, wo sie ihre Schätze hat, wenn wir sie erwischen."

„Sie wird sich nicht erwischen lassen", sagte der Trabant. „Jetzt zieht sie weiter mit der Pest und Gott weiß, welche Gestalt sie annahm und ob sie nicht diese Nacht als Nachtmahr uns heimsucht."

„Das walt' die Sucht", sagte der Amtmann ängstlich.

„Ich meine", fuhr der Trabant fort, „wir ließen ihr Eigenthum unangetastet, Herr, man kann nicht wissen, wie sie sich rächt. Es ist vorgekommen, daß der Amtmann von Mosbach, nachdem er den Hexenkram confiscirt, ruhig wollte zu Bett gehn und meinte, seine liebe Frau habe sich bereits gelegt; plötzlich war's die Hexe, raufte ihm ein Bein aus und that ihm sonst einen Schaden und fort war sie durch den Schornstein und, was er ihr genommen, war am andern Morgen spurlos verschwunden, so sorglich er es verriegelt und verschlossen hatte. Ich stimme, daß wir alles lassen, wie es ist."

Der Amtmann erbleichte. „Man kann auch ein Siegel anlegen", murmelte er. In diesem Augenblicke tauchte eine lange, dunkle Gestalt unter der Thüre auf. „Alle guten Geister", rief der Wachtmeister.

„Heiliger Martin!" stammelte der Amtmann, unbeschadet seiner gereinigten Lehre.

„Ist Herr Rath Erast nicht hier abgestiegen?" ertönte die klangvolle Stimme des Magister Laurenzano.

„Ach, ihr seid es, Herr Magister?" sagte der Amtmann mit erleichtertem Herzen. „Ihr findet den Rath im Dorfe, aber könnt ihr uns sagen, wo wir die alte Hexe, die Bewohnerin dieser Höhle zu suchen haben?"

„Was hat sie sich zu Schulden kommen lassen?" fragte Paul.

Pathetisch erwiderte der Amtmann: „Es sind starke Indicien da, daß sie es war, die die Pest bereitet hat." Als er den Magister erbleichen sah, erhob Herr Hartmann tragisch den Arm. Der Anblick des gelehrten und berühmten Kanzelredners begeisterte ihn. „Nicht umsonst", so begann er seine Declamatio, „heißt die schlimme Greisin Sibylle. Sie hat am Linsenteiche die Kräuter gesammelt, mit deren Saft, wie uns Plinius lehrt, sich das Verderben durch alle Röhren des Lebens ergießt. Am weißen Steine, wo Dorn und Distel durcheinander gewirrt jeden Zugang sperren, am sumpfigen Erlenbrunnen, an allen einsamen Mooren, im Schilf und Röhricht der Kimmelsbach, kurz überall, wo des Menschen Fuß nur selten erscheint, sah man sie einherschleichen, die Unken locken und mit den Irrlichtern Zwiesprache halten. Zwischen den Trümmern des Heiligenbergs, wo die Nattern sich ringeln und auf dem stillen Waldrücken drüben, wo nur der Auerhahn ihr Gesellschaft leistete, hat man

sie gesehen, wie sie mit der Haselruthe das unsichtbare Reich der Luft abtheilte, den Hagel herabzog und Beschwörungsformeln in den Staub murmelte. Sie hat den Bach hier an der Quelle vergiftet, daß er die Seuche in's Thal hinabtrug und in einen Hund verwandelt träufelte sie den giftigen Schaum in dämmernder Abendstunde auf die Schwellen der Häuser, in denen erwiesener Maßen die Pest zuerst ausbrach. Seht hier den Hausrath des Teufels", und er schlug die Decke von der mit Beschlag belegten Hexenwaare, „seht hier den schwarzweißen Stab der Circe", sagte er, indem er eine halbgeschälte Haselruthe aus der Ecke nahm und sie dem Magister reichte. Ein düsteres Feuer erglühte bei der Erzählung dieser Greuel in den weit geöffneten Augen des jungen Priesters. „Seht hier", fuhr der Amtmann, sich selbst steigernd in seiner Rede fort, „die höllischen Säfte, die sie tröpfelnd aus Stielen und Wurzeln der Pflanzen gewonnen, seht, wie sie den Nachtthau in Gläsern gesammelt und Krötengift, um die unschuldigen Kindlein damit zu besprengen, schmeckt, wie sie im Kessel giftige Dämpfe braute, die zu den Wolken empordampften und als Samen der Seuche wieder herniederfielen und schauet, wie dieses schöne, waldgrüne Thal unter dem Odem der Hexe bereits verwelkt ist." Paul Laurenzano war erbleicht vor leidenschaftlicher Erregung, sein Athem ging hastig und hörbar. Der alte Eifergeist blitzte auf in seinem dunkeln Auge. „Ich glaube zu wissen, bei wem sie sich verbirgt", sagte er mit bebender Stimme. „Kommt, ich will euch führen."

Der Amtmann schritt ehrerbietig neben dem jungen Prediger her. Die Reiter folgten in einiger Entfernung, das ledige Pferd Hartmann's mit sich führend. Nach einer Strecke verließ der Magister die Straße und folgte

einem Mühlgraben, der vom Bache abgeleitet war. „Auch in Schönau", sagte er jetzt, „ist das Gerücht verbreitet, die alte Hexe habe die Pest bereitet und da sie in ihrem Hause nicht sicher war, hat der alte Sectirer, der Müller Werner, sie verborgen." Hinter dem grünen Obstgarten, von Pappeln und Erlen überschattet, lag die gesuchte Mühle, ein Bild des Friedens, vor der Schaar der Häscher. Die Fensterladen nach vorn waren geschlossen, aber die klappernden Räder verkündeten bei Tag und Nacht unermüdlich das Lob des Mannes, der auch in dieser schweren Zeit die Arbeit nicht eingestellt hatte, sondern aus der erst eingebrachten Ernte für das hungernde Thal Brot schuf. Die Insassen hatten über dem Klappern der Räder die Ankunft der Reiter nicht gehört, aber der Amtmann schlug nun barsch mit dem Griffe seines Schwertes gegen den geschlossenen Laden.

„Laß meine Fenster unzerbrochen, Störenfried", rief innen die Stimme des alten Werner, „ist das die Art, wie ihr um Brot bittet?" Der Laden flog auf und der wetterharte Graukopf des Täufers kam zum Vorschein. Betroffen, doch ohne Furcht, musterte er die Gruppe vor seinem Hause, während das rothe Haupt seines Knaben, von Mehl bestaubt wie der Griffel einer Feuerlilie, neugierig hinter ihm spähte, was es nun wohl geben möchte? Noch ehe der Täufer jedoch seiner Verwunderung Ausdruck geben konnte, fuhr der Amtmann ihn an: „Ihr herbergt die alte Hexe von drüben. Gebt sie heraus oder ihr wandert selbst in den viereckigen Thurm, den ihr kennt."

„Wessen ist sie beklagt?" antwortete der alte Müller gelassen.

„Der Pestbereitung", erwiderte Herr Hartmann Hartmanni mit Würde.

„Und ihr, ein kurfürstlicher Amtmann glaubt, daß ein altes Weib all dieses Elend habe anrichten können, dem alle kurfürstlichen Beamten nicht steuern konnten? Dann, Herr, laßt die Hände von ihr, sie möchte euch sonst ein Uebel anwünschen.“

„Ihr gesteht also, daß sie bei euch ist?“ fragte der Amtmann. Der Täufer machte rückwärts nach der Stube ein Zeichen und sein rothköpfiger Knabe verschwand durch die nach innen führende Thüre. Statt der Antwort sagte er dann zu Herrn Hartmann: „Seltsam, seit Wochen warten wir vergeblich auf die kurfürstlichen Beamten, um dem Uebel zu steuern. Meine Vorräthe sind aufgezehrt, meine treue Martha ist zum Schatten abgemagert über dem Laufen, Pflegen und Wachen, das Amt aber ließ uns sterben und verderben. Jetzt, da die Seuche so gut als vorüber ist, jetzt kommt man mit Reitern und Wagen, um ein altes Weib zu holen, das an Allem soll schuld sein.“ Herr Hartmann Hartmanni war etwas verlegen über diese unerwartete Ansprache, als ein gewaltiger Lärm hinter dem Hause ihn jeder Antwort überhob. Ein seltsames Krähen, Poltern, Grunzen ertönte aus einem etwas zurückliegenden Heuschober. Das ledige Pferd des Wachtmeisters setzte polternd über den Bretterzaun des Gartens, der riesige Recke selbst lag kläglich an der Erde. Auch der andere Trabant fluchte und schrie, indem er sich bemühte, das gleichfalls scheuende Roß Herrn Hartmann's am Zügel festzuhalten, ohne das eigene frei zu geben. Der Pfarrer sprang herzu, um den Grund der Verwirrung zu erforschen. Da lief ihm eine alte Frau über den Weg, die sich den Berg hinauf zu stehlen dachte. Er hielt sie fest und alsbald erhob sich der abgeworfene Wachtmeister von der Erde und faßte

die Greisin am Arme. „Teufelshexe, dir wollen wir den Spuk eintränken", rief er wüthend. Gleich darauf aber hörte man hinter dem Hause klatschende Hiebe und ein Wehegeschrei. „Wer nicht hört, muß fühlen, thörichter Bube", ertönte die zornige Stimme des Müllers. „Wie oft habe ich dir gesagt, du sollest die Teufeleien unterlassen. Nun hast du allein die Sache schlimm gemacht." Vor der Thüre trafen beide Gruppen zusammen: der erzürnte Müller, seinen heulenden Buben am Ohre herbei führend, der Pfarrer und Wachtmeister die Hexe hinter sich schleppend, die die Füße am Boden hinschleifen ließ und thierische Laute ausstieß. „Habe ich euch nicht die Schlange verkauft!" rief sie dazwischen dem Pfarrer zu. „So laßt mich doch. Ihr braucht ja auch Schlangen, wenn ihr zaubert." Bei diesem empörenden Anblick gab der Müller seinen Knaben frei. „Schämt euch, ein altes Weib zu mißhandeln", rief er, „dazu ihr, ein Priester!"

„Hexe und Ketzer hausen zusammen, das ist die alte Ordnung", erwiderte der Magister zornig, während der Wachtmeister mit dem Trabanten die Alte band und dann zur Erde stieß.

„Ihr habt der Hexe eine Zuflucht gewährt", sagte nun Herr Hartmann Hartmanni; „in eurem Gehöfte haben wir mit eigenen Ohren das Wiehern der teuflischen Schaar vernommen, die mit Hörnern, Schwänzen und Klauen dicht an dem auf der Erde liegenden Wachtmeister vorüberstob" ...

„Siehst du, Jörg, was du angerichtet hast", unterbrach hier der Müller, indem er auf's neue seinen Buben am Arme ergriff und ihn schüttelte. „Der war's, der die höllischen Stimmen nachahmte, um eure Furcht zum Besten zu haben, andere Teufel sind bei mir nicht zu

finden. Ihr macht euch lächerlich, wenn man erfährt, daß ihr euch von einem Kinde so täuschen ließet."

Würdevoll kehrte Herr Hartmann Hartmanni sich zu dem rothen Jörg, der mit dämischer Miene am Zaune stand, ohne den Ernst der Lage zu begreifen. „Alsdann geht auch der mit nach Heidelberg", sagte der Amtmann, „und wird er nicht teuflischer Künste schuldig erfunden, so erhält er wegen Verhöhnung des Bezirksamts mit der Haselruthe quantum satis."

„Ihr werdet doch nicht einen unmündigen Knaben in den Hexenthurm sperren wegen eines Jungenstreichs, für den er seine Züchtigung bereits erhielt?" sagte der Müller. „Was soll das Kind in dem grausen Kerker, es wird sich ja zu Tode ängsten."

„Ihr werdet ihm Gesellschaft leisten", nahm der Magister das Wort. „Herr Amtmann, ich bezichtige diesen Wiedertäufer und Ketzer, daß er dem kurfürstlichen Mandate zuwider für seine Secte Umtriebe macht. Er hat neuerdings den Schrecken des Volks über die Pest benutzt und auch in Schönau etlichen Familien in der Steinach die Wiedertaufe gespendet. Dazu seid ihr selbst Zeuge, daß er mit der Hexe Umgang hält, die an allen Kreuzwegen zu finden ist."

Der Müller richtete sich hoch auf. „Und du Baalspfaffe wagst es von Kreuzwegen zu reden!" rief der Alte in flammendem Zorne. „Wer bestellt unschuldige Jungfrauen um Sonnenuntergang nach Kreuzwegen, ja, nach dem verrufensten der ganzen Gegend, wo die bösen Geister oder die bösen Lüste umgehn?" Und wieder stieß der Müller seinen Knaben hervor und rief: „Betrachte dir den Jungen hier näher, dem du deine unsaubern Botschaften auftrugst." Erbleichend war Paolo einen Schritt

zurückgetreten. Wären ihm in guter Gesellschaft plötzlich seine sämmtlichen Kleider vom Leibe gefallen, er hätte kaum einen solchen Schrecken empfunden wie bei dem Gefühle sittlicher Blöße, das ihn jetzt überwältigte. Eine peinliche Pause trat ein, um so vernichtender für den jungen Priester, als der Zuhörerkreis sich längst erweitert hatte, denn herbeigelockt von dem Lärme waren die Heidelberger Aerzte sammt den Arbeitern und zahlreichen Bauernweibern herzugeströmt. Alles hing gespannt an Paul's Lippen, was er auf eine so schwere Anklage zu erwidern habe. Aber er schwieg. Ihm war, als wäre er plötzlich durchsichtig geworden und von allen Seiten schauten spöttische Augen in seine schmutzigen Geheimnisse.

Da kicherte die Hexe vom Boden her: „Er war es", sagte sie, „der Herrn Erast's blondes Töchterlein in dunkler Nacht nach dem Holtermann lockte."

„Was redest du von meiner Tochter?" rief Erast, indem er entsetzt auf die Alte zutrat.

„Nun, der Herr Rath werden ja am besten wissen, wo das Töchterlein den zierlichen Fuß gebrochen hat. Der Herr Pfarrer wollten Hochzeit mit ihr machen auf dem Kreuzweg, da, wo der Schwarze jede Nacht seine Liebchen besucht. Aber Andere kamen dem Herrn zuvor und das Bräutchen sprang in's Heidenloch und das war dem Herrn Pfarrer zu naß zur Brautkammer."

„So schweig doch, alter Drache", hatte der Müller leise geflüstert, indem er die Liegende mit dem Fuße anstieß, aber nur doppelt laut hatte die Gebundene die seltsame Mär hinausgerufen unter die Leute. Erast's Mienen verzerrten sich, er lachte vor Aufregung. Jetzt sah er in seinem wahnsinnigen Schmerze wirklich aus, wie seine Feinde sagten, gleich einem Teufel; das lichte

Haar gesträubt, das Angesicht schwarz, während das Weiße des Auges unheimlich aus dem dunkeln Gesichte hervorglänzte. Der feige Amtmann trat erschreckt zurück. Unter welchen Leuten bewegte er sich! Daß Erast ein Ketzer sei, wußte er lange; nun aber war seine Tochter eine Hexe; er selbst vielleicht ein Hexenmeister; sah der unheimliche Mann in diesem Augenblicke doch ganz so aus. Dazu der fremde Pfarrer, dem Herr Hartmann nie getraut, und der, wie das Bezirksamt soeben ermittelt, gleichfalls Hexenwaare kaufte, am Kreuzweg mit dem Bösen Zwiesprache hielt und ihm junge Mädchen zum nächtlichen Reigen zuführte. Dazu der Wiedertäufer mit seinem Teufelsbuben und die gefesselte Hexe selbst, die ihn mit bösen Blicken anstarrte. Alle, alle, die hier standen, mußten in den Hexenthurm am Zwinger, aber dazu brauchte er ein Mandat des Kurfürsten. Auch mußte er mindestens mit einem halben Fähnlein Arkebussiren zu diesem Zwecke in das Thal einrücken, um die Ketzerei und Zauberei auszurotten. Er bestieg also, ohne ein Wort zu sagen, sein Pferd und ritt außer Schußweite der unheimlichen Nachbarn. Dann rief er zurück: „Die Untersuchung kann in Heidelberg geführt werden, mein Geschäft hier ist zu Ende. Wachtmeister, ihr liefert die Hexe und den Brandstifter nach dem Thurme.“ Dann gab er seinem Pferde die Sporen, zog im Dorfe die andern Reiter an sich und trabte so rasch er konnte das Thal hinunter, noch immer voll Angst, der Conventikel der Zauberer und Hexen setze ihm nach. Der Wachtmeister und sein Trabant aber nahmen die gebundene Frau zwischen ihre Pferde und ließen sie so zwischen sich herspringen. Im Dorfe ward sie dann zu dem gefesselten Bauern auf einen Karren gesetzt und weiter ging es

dem Marterthurme entgegen. Der Müller hatte alsbald seinen Knaben am Arme genommen; sie waren in's Haus zur alten Martha. Erast aber war vor des Müllers Hause zurückgeblieben; dicht trat er vor den jungen Priester, der noch immer schweigend an einen alten Birnbaum sich lehnte. „Magister Laurenzano", sagte der unselige Vater mit heiserer Stimme, „ist es wahr, was die Hexe sagte?" Der junge Priester schwieg. Er sah wie vernichtet zur Erde. „Habt ihr Lydia bei Nacht nach dem Holtermann gelockt?" schrie jetzt der Arzt in wilder Angst. Der Priester nickte mit dem bleichen Haupte. Da schlug der hohe Mann jählings zur Erde. Seine Begleiter sprangen herzu und trugen ihn nach dem Wagen, während sich Laurenzano, die Hände vor's Angesicht pressend, zur Seite stahl.

Vor dem Hause des Müllers war es wieder still geworden. Die Hühner liefen unruhig und verscheucht hin und her in dem zertretenen Grase. Das Mühlrad klapperte eintönig seine alte Weise und der Bach sprang lustig wie zuvor hinab im goldnen Mittagssonnenschein, umgaukelt von bunten Schmetterlingen und dunkelfarbenen Libellen. Drinnen in der Mühle dagegen erscholl leidenschaftliches Weinen von Frauenstimmen. Nach einer Weile endlich kam am hohen Waldesrande Vater Werner mit seinem Sohne zum Vorschein, beide mit einem Päckchen auf dem Rücken. Der Müller wußte, was seiner warte, wenn Herr Hartmann Hartmanni zurückkomme und suchte den Weg zur nächsten Gränze. Der rothe Junge dagegen schien die Sache nicht sehr ernst zu nehmen; gleichmüthig schlenderte er hinter seinem erzürnten Erzeuger. „Vater, lauft nicht so", sagte er keuchend, „die Heidelberger Polizei hat meist Verspätung."

Neunzehntes Kapitel.

Während sein Wagen langsamen Schritts das Neckarthal entlang rollte, hatte Eraſt allmählig ſeine Faſſung wiedergewonnen. Seines Mädchens Bild in all ihrer Güte und Reinheit ſtieg vor ſeinem geiſtigen Auge auf. Dieſes harmloſe Kind konnte irre gegangen ſein, aber geſunken war ſie nicht. Der niedergeſchlagene Vater vergegenwärtigte ſich jedes Geſpräch, das der junge Prediger mit ihr in ſeiner Gegenwart geführt hatte und die Ueberzeugung kehrte ihm wieder, daß ſein Kind innerlich rein und unberührt ſei, welche Bewandtniß es auch mit dem ſeltſamen nächtlichen Gange habe. So bat er ſeine Begleiter ſchneller zu fahren, denn es drängte ihn, Auge in Auge mit Lydia zu verhandeln. Raſch rollte der Wagen durch die Straßen der Stadt und ſchleppte ſich viel zu langſam für Eraſt's Ungeduld den ſteilen Schloßweg aufwärts. Aber als der Fuhrmann an der Zugbrücke einfahren wollte, war der Zugang geſperrt. Von vier Reitern geleitet fuhr eben ein Wagen in den Schloßhof ein. Neben einem kurfürſtlichen Trabanten ſaß mit gebundenen Händen der geweſene Pfarrer Adam Neuſer. Stumpf und müde ſah er vor ſich hin. Sein Haar war etwas grauer, ſeine Geſichtsfarbe brauner geworden. Sonſt ſchien ihm die Flucht mit ihren Entbehrungen faſt

besser bekommen zu sein als das Schelmenleben im Hirsch. Weit hatte er sich in der Welt umhergetrieben und hatte ohne Empfehlungen, ohne Zeugnisse, ohne Namen keine Stellung zu finden vermocht. Glück und Stern hatten ihn verlassen. Als er so entmuthigt, herabgekommen an Leib und Seele und Kleidern mit wenig Groschen in der Tasche in einer Schenke an der Donau übernachtete, traf es sich, daß er neben der Kinderstube des Wirthes am Heerde saß. Während die Küchenwärme wollüstig seine starren Glieder durchdrang und er das Geplauder der fremden Kinder hinter sich hörte, stieg das Heimweh nach seiner Familie mit Macht in ihm auf. Es war ihm, als ob sein Weib ihm das Jüngste brächte, das in seinem Wollteppich sich so warm anfühlte wie der Heerd, an den er sich lehnte, und das Kleine fiel mit seinem Köpfchen an die Wange des Vaters und lutschte ihn an, um zu versuchen, ob auch er wie die Mutter eßbar sei. Und er sah sein zweites Mägdelein vor sich stolpern, das eben zu sprechen begann und die vierfüßigen Thiere vom Pferde abwärts nannte sie „wau" und die geflügelten von der Stubenfliege aufwärts nannte sie „bibi" und die Menschen „Mann". Und sein Hans brachte ihm seine Schiefertafel mit den Aufgaben, die er geschrieben und Schmetterlinge, die er im Garten gefangen. Da kam eine tiefe Rührung über den dicken Pfarrherrn und er schloß das Auge, indem er, wie die Hühner pflegen, das untere Augenlid nach oben schob, während das obere an seinem Orte blieb, wie er immer that, wenn ihn eine sanfte Rührung ankam, und er entschlummerte. In dem Traume aber fühlte er sich auf dem behaglichen Stuhle am runden Tische im Hirschen zu Heidelberg und Kanzler Probus begrüßte ihn freundlich, daß er wieder zurück sei.

„Es ist alles vergessen und vergeben. Versteht sich", hörte er deutlich die breite Stimme des Tischpräsidenten sagen. Da kam eine wunderbare Freudigkeit über Herrn Neuser bei diesen Worten des verehrten Mannes, also daß er erwachte. Mit Doctor Luther zu Koburg rief er: „Heim, heim, heim!" Er vertraute, daß seine Frau rechtzeitig die gefährlichen Papiere werde verbrannt haben. An die wahnsinnige Eingabe an Sultan Selim II., die er im Rausche geschrieben, dachte er gar nicht mehr und leichtsinnig, wie er war, meinte er, selbst im schlimmsten Falle werde er mit einer gelinden Strafe davonkommen. So stellte er sich zu Amberg dem kurfürstlichen Amtmann, der ihn alsbald nach Heidelberg einlieferte, wo der Proceß gegen seine Genossen noch immer schwebte. Erast war froh, daß Neuser an ihm vorbeisah. Er war nicht in der Stimmung, sich mit dem leichtfertigen Menschen zu begrüßen, der selbst das Unglück über sich und seine Familie herabgezogen hatte. Aber auch jetzt noch blieb das Thor gesperrt und Erast brannte vor Ungeduld über die weitere Zögerung. Endlich hörte man drinnen das Traben von Hufen und das Rasseln von Rädern im Thorweg. Wieder erschien ein Wagen mit Bewaffneten, die einen Gefangenen eskortirten. Diesmal aber saß Sylvanus neben dem Trabanten. Der einst so stattliche Mann sah hager und bleich, seine Augen waren eingefallen und der Ausdruck stiller Verzweiflung lag auf seinem blassen Angesichte. Zwischen seinen Füßen hielt er sein neunjähriges Söhnchen, das ihm mit Erlaubniß des mildgesinnten Kurfürsten im Kerker hatte Gesellschaft leisten dürfen, obgleich die Hofprediger gewaltig eiferten gegen diese seelenmörderische Nachsicht ihres Herrn. Der Gefangene wurde nach Mannheim verbracht, um jeden

Austausch zwischen ihm und Neuser zu verhindern. Als er Erast erblickte, streckte Sylvan wie um Hülfe flehend ihm die Hände entgegen. Der Arzt erhob gleichfalls die Hand, ließ sie aber matt wieder darniederfallen, als ob er ausdrücken wolle, wie machtlos er selbst sei in diesem Jammer. Noch suchte er wenigstens nach einem Worte des Trostes, da schlug der Fuhrmann auf die Pferde und sie rollten durch das dunkle Thor. Sobald Erast seine Wohnung erreicht hatte, war seine erste Frage nach Lydia. Sie war zu Frau Belier gegangen, weil sie den Vater erst später erwartete, doch konnte sie jeden Augenblick zurück sein. Da fiel Erast's Auge auf ein großes Schreiben unter seinen Papieren, das mit dem Siegel des Kirchenraths verschlossen, aber an ihn als Doctor der Medicin schlechtweg adressirt war. Befremdet brach er es auf, eines neuen Verdrusses gewärtig. Der jugendliche Präsident Zuleger zeigte ihm in dem Briefe in trockener Kürze an, daß der Kirchenrath für gut gefunden habe, ihn mit dem Kirchenbanne zu belegen. Die Gründe dafür werde ihm sein Gewissen selbst hinlänglich angeben. „So bequem hat selbst kein Pabst es sich gemacht", knirschte Erast, „der jemals den Bannstrahl zückte." Bis er zum Abendmahle wieder zugelassen werden könne, hieß es dann weiter, sei ihm auch die Theilnahme an den Sitzungen des Kirchenraths verboten. Das Schreiben, zitternd vor Unwillen und Empörung, in seiner einen lahmen Hand haltend, griff er mit der andern nach seinem Hute und sagte zu der erschrockenen Magd: „ich muß sofort zum Fürsten." Die besorgte Alte wollte ihn noch nöthigen, sich zu stärken, er aber stürmte hinaus, indem er nur hinterließ, Lydia solle ihn zu Hause erwarten, da er Nöthiges mit ihr besprechen müsse.

Der Kurfürst war in seiner Arbeitsstube im neuen Hofe, die wir schon kennen, als Erast sich durch den Pagen melden ließ. Der von all' den Anstrengungen schwer erschöpfte Mann hörte ihn drinnen laut und ernsthaft reden. Nach einer Weile erschien der Amtmann Hartmann Hartmanni unter der Thüre und ging mit finsterer Miene an ihm vorüber. Jetzt erst durfte Erast eintreten. „Ich hätte euch diesen Mittag rufen lassen", sagte der dicke Herr gutmüthig, „da ich nicht die Gewohnheit habe, Jemanden ungehört zu verurtheilen. Setzt euch. Was wir zu verhandeln haben, ist nicht in einer Stunde zu erledigen." Unmuthig ließ der todtmüde Arzt sich auf dem angewiesenen Sessel nieder. „Das Gutachten der geistlichen Mitglieder des Kirchenraths über die arianischen Pfarrer", begann der Kurfürst, „ist eingelaufen. Ehe ich zu eurer Sache übergehe, möchte ich wissen, was ihr von demselben urtheilt?"

„Die Herrn Theologi haben nicht für nöthig gefunden, mir eine Abschrift zuzustellen", sagte Erast kalt.

„Und den Vorträgen über das Ergebniß der Untersuchung habt ihr auch nicht beigewohnt?"

„Welchen Vortheil hätte ich davon?" erwiderte Erast bitter. „In Ew. kurfürstlich Gnaden Kirchenrath gibt es drei Arten von Räthen. Die Herrn Juristen lesen die Akten und tragen vor, was darin steht. Die großen Doctoren lesen die Akten nicht und tragen sie doch vor und die Theologen lesen die Akten und tragen etwas anderes vor als geschrieben steht. Als ich das merkte, blieb ich weg."

„Euer altes Lied", brummte der Kurfürst verdrießlich. „Nun werde wohl ich euch Vortrag halten müssen, statt ihr mir. Zunächst also", fuhr er fort, indem er den

betreffenden Bericht durchblätterte, „schärfen mir die Herrn ein, daß der, der den Gottlosen gerecht spricht, eben so gut ein Greuel vor Gott sei, als der Gottlose selbst.“ Erast zuckte verächtlich die Schultern. „Der erste Theil handelt sodann von der Pfarrer Gotteslästerung, Schmähung und dem Abfall vom christlichen Glauben und ihrem Versuche, sich mit dem Türken zu conjungiren. Auch werden alle Punkte aus dem Libell des Sylvanus aufgezählt, aus denen klar sei, daß der Inspector Vorhabens gewesen, die Welt mit seiner Gotteslästerung zu beschmeißen. Seid ihr darin anderer Ansicht?“

„Nein“, erwiderte Erast, „Sylvan's Lästerschrift verdient Strafe. Nur Neuser's unsinnigen Brief an den Türken kann ich unmöglich für Ernst halten, zumal am Rande selbst steht: potest omitti. Ich glaube, der leichtfertige Mann hat den Brief in der Trunkenheit geschrieben und als er ihn nüchtern wieder las, war er zu träge, das Papier zu verbrennen und schrieb statt dessen: ‘kann unterbleiben’. Sylvanus aber hat in der langen Gefangenschaft bitter gebüßt und bereut seine Verirrung auf's tiefste. Ungestraft sollen beide deßhalb gewiß nicht ausgehn; es fragt sich nur, welche Strafe die Herrn ihnen zumessen?“

„Eben da liegt es“, sagte der Kurfürst kummervoll. „Diese Gottesgelehrten schließen nur immer aus dem göttlichen Rechte, wie es in den Büchern Mosis geschrieben steht. Da sei geboten, solche Lästerer zu steinigen, sie zu durchstechen, sie zu verbrennen. Mit klaren Worten heißt es 5 Mos. 13: ‘Wenn dich dein Bruder oder deiner Mutter Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder dein Freund, der dir ist wie dein Herz, überreden würde und heimlich sagen: Laß

uns gehn und anderen Göttern dienen, so soll dein Auge seiner nicht schonen, und soll dich seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen, sondern sollst ihn erwürgen, deine Hand soll die erste über ihm sein, daß man ihn tödte und danach die Hände des ganzen Volks, man soll ihn zu Tode steinigen, denn er hat dich wollen verführen von dem Herrn deinem Gott'." Der Kurfürst legte den Bericht nieder und schaute Erast ernsthaft in die Augen.

„Wollen die Herrn wirklich die Steinigung einführen in der Pfalz?" fragte Erast spöttisch.

„Nein", erwiderte der Kurfürst. „Es heißt hier weiter: 'Gewiß ist es, daß an diese Qualität oder circumstantia und Umstand, nämlich an das Steinigen, heutigen Tages die christliche Obrigkeit nicht gebunden ist, sondern daß sie das Schwert, oder Henken oder andere Mittel vom Leben zu richten, gebrauchen möge. Wenn aber die Sünde nicht auf den Kopf dessen geworfen werde, der gesündigt, so werde Gott seinen Zorn über das ganze Volk ausschütten, das den Sünder nicht ausgerottet hat. Den Zorn Gottes aber, der, wie die ausgebrochene Seuche zeigt, bereits angezündet ist, vermehren und fördern, das würde die allergrausamste Unbarmherzigkeit sein gegen die ganze christliche Gemeinde'."

„Ruhig in den hohen Zimmern der Kanzlei sitzen und dem Pestengel vom grünen Tisch aus ein Sühnopfer schlachten, ist freilich bequemer", sagte Erast bitter, „als am Krankenbette ihn bekämpfen und seine Spelunken ausräuchern. Ich glaube aber, Ew. kurfürstlich Gnaden können sich beruhigen. Unser Gott ist nicht so rachsüchtig wie diese frommen Gottesgelehrten."

„Freilich, freilich", seufzte der Kurfürst. „Sagen die Herrn doch des Weiteren, daß Gott 5 Mos. 13 gebiete,

eine Stadt, so von Gott abgefallen, todt zu schlagen bis zu den kleinen Kindern und die falsch weissagen, auszurotten, ob sie sich bessern oder nicht."

„Schön, schön", sagte Erast zornig. „Da hatte Pius IV. ja Recht, wenn der in Calabrien viertausend Waldenser niedermetzelte und ihre Dörfer, Bäume und Weinberge ausrottete. Der Herzog Guise hatte Recht, zu Vassy Weiber und Kinder zu erschießen. Der Jesuit Possevin hatte Recht, wenn er zweitausend Hakenschützen gegen die Evangelischen in Piemont führte. Es steht ja geschrieben! Oh, über die Narren!"

„Freilich", fuhr der Kurfürst fort. „Welcher Unterschied wäre dann noch zwischen mir und den Blutmenschen in Paris und Madrid, wenn ich solche Rathschläge wirklich befolgen wollte? Da schreiben sie mir, sie würden des Zornes Gottes, der allbereits entzündet ist, schuldig sein, wenn sie den Lästerern das zeitliche Leben fristeten und die Ehre Gottes, die mit so vielen und mancherlei greulichen Gotteslästerungen unter die Füße getreten ist, unter den Füßen liegen ließen durch eine gottlose Barmherzigkeit. Sie haben gut reden. Sie sollen ihren Namen nicht unter das Urtheil setzen. Sie wissen nicht, was es heißt, die Feder eintauchen und mit dem eigenen Namenszuge ein Leben auslöschen."

„Euer kurfürstlich Gnaden christlich Gewissen ist mir lieber als die Weisheit des Kirchenraths und aller Facultäten. Ich hoffe, Gott wird dieses Gewissen und Herz fest machen. Aber was haben Euer kurfürstlich Gnaden beschlossen?"

„Die Sache ist noch nicht spruchreif", sagte der Kurfürst. „Ich werde meinen Bruder zu Dresden um Prüfung des Prozesses ersuchen und ebenso die Theologen

zu Zürich, damit auch solche Richter zu Gericht sitzen, die nicht persönlicher Feindschaft gegen die Angeklagten verdächtig sind. Wir Anhänger Calvin's dürfen in solchen Dingen des allgemeinen Glaubens nicht blutiger, aber auch nicht laxer verfahren als die Anhänger Luther's und Zwingli's."

Erast neigte zustimmend sein Haupt.

„Die Theologen verlangen auch selbst noch eine Ergänzung der Untersuchung", fuhr der Kurfürst mit einer verlegenen Miene fort. „Sylvan hat in seinen Briefen nach Siebenbürgen von zahlreichen Gesinnungsgenossen gesprochen, die sie dorthin nachziehen würden und das Gleiche thut Neuser in seinem Briefe an den Großtürken. Im Verhöre befragt, wer diese Genossen seien, gab Sylvan den Neuser, Neuser den Sylvan an. Ebenso Vehe den Suter und Suter den Vehe. Die Kirchenräthe meinen darum, daß diese Dinge einer fleißigen Quästion oder peinlichen Frage wohl werth seien."

„Das heißt", rief Erast aufbrausend, „die Gefangenen sollen so lange gefoltert werden bis sie Jeden als Mitschuldigen angeben, der Herrn Olevianus im Wege ist? Hat der Schalk und Bube etwa auch dafür einen Schriftbeweis bei der Hand?"

„Gewiß", erwiderte der Kurfürst, indem er den Bericht wieder aufnahm. „Also gebeut der Herr 5 Mos. 13, 14: Tunc inquires, investigabis ac interrogabis diligenter. Das ist: 'Du sollst fleißig suchen, forschen und fragen'. Diese so fleißige und genaue Erforschung gebeut der Herr, damit die Obrigkeiten zu solchem Uebel nicht durch die Finger sehen, auch nicht hinlässig oder unachtsam und schläfrig werden. In welchem Stück, so nicht gesündigt werden soll, ist nicht genug, daß die Ge-

fangenen ihre Laster bekennen, wenn sie nicht gezwungen werden, auch ihre Mitgenossen zu nennen. Und dieweil Gott solchen Fleiß der **inquaestio** nicht mit einem Worte allein gebeut, sondern mit dreierlei Worten darauf dringet, und sagt: **inquires, investigabis ac interrogabis diligenter**, ist's gewiß, daß eine Obrigkeit nachlässig handelt, so sie auf dem schlechten Leugnen der Gefangenen beruhen wollte." Der Kurfürst legte die Acten nieder.

„Schändlich!" rief Erast.

„Beruhigt euch", sagte der Fürst. „Das Torquiren könnte in diesem Falle nur das Unheil noch größer machen. Ich werde mich darauf nicht einlassen."

„Gott lohne euch, gnädigster Herr, daß ihr den Rath der Uebelthäter zu nichte macht."

„Gerechtigkeit nach beiden Seiten", sagte der Kurfürst bedächtig. „Was ich euch nun weiter zu sagen habe, wird vielleicht weniger euren Beifall finden." Damit ergriff er einen andern Bündel Papiere, während seine Stirne sich finster umwölkte. „Der Kirchenrath zeigt mir hier an, daß er genöthigt gewesen sei, den Kirchenbann über euch auszusprechen, was er als geistliche Behörde auch ohne Zustimmung des Landesherrn, ja gegen dieselbe, wie gegen diesen selbst, zu thun befugt sei nach der Gewalt, die Christus der Kirche verliehen habe."

„Der Kirche", rief Erast. „Seit wann sind aber die paar Kirchenräthe, die der Landesherr ernennt, die Kirche?"

„Lassen wir das jetzt", erwiderte der Kurfürst. „Für heute handelt es sich um den Grund dieses Schritts. Es liegt hier eine Anzeige des Doctor Pigavetta, die euch bezichtigt, das eigentliche Haupt der arianischen Verschwörung zu sein."

„Pigavetta“, fuhr Erast auf.

„Beruhigt euch; wenn ich an euch zweifelte, so säßet ihr nicht hier, sondern im dicken Thurme. Alle Thatsachen, die der welsche Doctor anführt, wollen wenig besagen. Daß ihr mit Xylander häufig nach Ladenburg gegangen und sogar gefahren seid, daß Sylvan euch, als er eingebracht wurde, bat, ihr möchtet Neusern warnen, daß ihr die verhafteten Lästerer überall in Schutz genommen und vertheidigt, das beweist mir nichts. Hier aber steht die bestimmte Behauptung, ihr hättet Neuser's Papiere in Sicherheit gebracht und haltet sie in eurer Wohnung verborgen, weil sie im Schlosse selbst am wenigsten vermuthet würden.“ Der Kurfürst hielt inne.

„Wollen Ew. kurfürstliche Gnaden meine Wohnung durchsuchen lassen von oben bis unten; wenn eine Zeile von Neuser bei mir gefunden wird, so soll man mir den Kopf vor die Füße legen“, sagte Erast kalt.

„Es ist mir leid um eure Stellung, aber um nicht den Vorwurf der Parteilichkeit auf mich zu ziehen, konnte ich es euch nicht ersparen.“ Durch Klopfen auf den Tisch rief der Fürst den Pagen herbei und befahl, der Amtmann Hartmann Hartmanni solle eintreten. Unter der Thüre erschien alsbald der Amtmann, der einen Pack Schriften unter dem Arme trug. Aus seinen Reden ging hervor, daß er seinen Auftrag bereits vollzogen hatte, während Erast in der Audienz festgehalten worden war. Befremdet ließ der Rath seine Augen auf dem Kurfürsten ruhen. Dieses Vorgehen hinter seinem Rücken war ihm neu. Es zeigte ihm, wie tief er bereits gefallen.

„Ihr habt die Durchsuchung der Papiere meines Raths beendet?“ sagte der Kurfürst.

„Es war kein großes Suchen nöthig“, erwiderte Herr Hartmann; „die Schriften Neuser's lagen oben auf.“

„Was?“ riefen der Kurfürst und Erast gleichzeitig. Der Amtmann reichte dem Kurfürsten einige Papiere. „Das walt' die Sucht!“ rief Friedrich der Fromme und schaute Erast mit flammenden Augen an.

Erast drängte sich herzu und blätterte mit zitternden Händen die Papiere durch. „Ein Brief Neuser's an Blandrata, ein Schreiben des Siebenbürgen'schen Gesandten Beckheß, Briefe des Superintendenten Davidis in Klausenburg, Briefe des Vehe, des Sylvan, des Suter“ ... Zornig warf er den Bündel auf den Tisch. „Ich kenne diese Briefe nicht. Ein Bubenstück, um mich zu verderben! Wo habt ihr diese Papiere gefunden, Amtmann?“

„In eurem Pulte.“

Der Kurfürst fixirte Erast, als wollte er auf dem Grunde seiner Seele lesen. „Bedenkt, gnädigster Herr“, sagte der Arzt, „daß seit Monaten das Baugerüst an meinen Fenstern steht, daß bei mir einsteigen kann, wer da will.“

Der Kurfürst schien eine Weile mit sich zu kämpfen, dann fragte er: „Habt ihr sonst nichts entdeckt?“

Der Amtmann lächelte spöttisch und reichte Erast ein Blatt. „Ist das eure Hand, Herr Rath?“ Erast warf einen Blick auf das dargereichte Schriftstück. „Ja wohl.“

„Nun gnädigster Herr“, sagte der Amtmann, „auch dieser Brief lag bei Neuser's Papieren. Vernehmt, was der Herr Rath dem Verschwörer schrieb: 'Lieber Herr Adam! Eure Briefe habe ich erhalten und bin ganz einverstanden. Die Sachen stehen vortrefflich, morgen sollt ihr den verlangten Geleitsbrief haben und dann haltet

euch in allem genau an meine Aufträge und grüßt den Inspector. Euer Freund!' Glauben Ew. kurfürstlich Gnaden nun, daß eine Verschwörung der Arianer in Ew. kurfürstlich Gnaden Ländern besteht, die Pfalz zum Talmudismus und Muhammedanismus zu verführen?"

„Habt ihr das geschrieben, Erast?" fragte der Kurfürst.

Der erschöpfte Mann bebte am ganzen Leibe, die Worte würgten ihn im Halse, als er erwiderte: „Ich habe Neusern nie geschrieben .... so viel ich mich wenigstens erinnere .... Einen Geleitsbrief hat er nie von mir verlangt und ich habe ihm nie einen versprochen."

„Auch nicht im vorigen Sommer, als Neuser seinen Urlaub benutzte, um in Siebenbürgen sich ein Nest zu sichern?" fragte der Amtmann.

„Ich weiß von nichts. Der Brief ist gefälscht."

„Dann sind diese Briefe wohl auch untergeschoben", erwiderte der Amtmann höhnisch, indem er ein neues Bündel Papiere dem Arzte darreichte. Erast betrachtete sie und erbleichte. Dann sagte er: „Es sind Briefe Bullinger's an mich, wenn ihr nicht auch die mit falschen untermischt habt."

Der Amtmann wendete sich zum Kurfürsten. „Aus diesem Schreiben des Züricher Gottesgelehrten geht hervor, wie gehässig und feindselig der Angeklagte auswärts gegen den kurfürstlichen Kirchenrath zu sprechen pflegte, dem er doch selbst angehörte."

Erast erwiderte: „Auswärts? ich denke, ich habe meinem Herrn täglich ganz dasselbe gesagt, was ich Bullinger geschrieben."

Zornig schaute der Kurfürst ihn an: „Das entschuldigt eure Verrätherei nicht. Ihr habt meine Räthe bei

den Eidgenossen nicht zu verlästern. Was weiter?" fügte er dann zum Amtmann gewendet hinzu. „Unter den Papieren des Raths fand ich sonst nichts, aber in einer Tasche der Jungfrau Lydia war dieses Briefchen, durch das ein Unbekannter sie auf den Abend nach dem abgelegenen Holtermann bestellt, weil er ihr wichtige Eröffnungen über den Vater zu machen habe." Heftig riß Erast den Zettel an sich. Ihm schwindelte. Das also war der geheime Gang, bei dem Lydia den Fuß gebrochen? In welchen furchtbaren Händen mochte sein Kind sich befinden?

„Was hat die Jungfrau über den Zettel ausgesagt?" fragte der Kurfürst kalt.

„Sie verweigert jede Auskunft, bevor sie ihren Vater gesprochen."

Der Kurfürst lachte höhnisch auf. Da fiel Erast ohnmächtig an die Erde. Gestern den ganzen Tag thätig, ohne Nachtruhe, seit der frühesten Frühe umhergehetzt, nüchtern, Beute der aufregendsten Empfindungen, erlag der kränkliche Gelehrte mehr dem Aerger, der Erschöpfung und der Entrüstung als dem Schrecken.

„Das beste Bekenntniß", sagte der Kurfürst finster. „Bringt ihn in den Thurm, aber behandelt ihn milde. Er hat Verdienste um mich und um die Pfalz; Gott sei's geklagt, daß er sie jetzt verderben wollte."

„Und Ew. kurfürstlich Gnaden gestatten noch immer nicht, daß bei den offenbar unbußfertigen Gefangenen, die den Behörden boshaft die Wahrheit vorenthalten, das peinliche Verfahren angewendet werde?"

„Ich will dem Prozeßverfahren nicht länger im Wege sein", sagte Friedrich traurig. „Thut nichts Gewaltsames ohne die äußerste Noth. Aber Licht will ich in diesen

Finsternissen. Wenn der da mich getäuscht, an wen soll ich dann noch glauben?" Mit dem Ausdrucke tiefer Niedergeschlagenheit verließ der Fürst die Stube, der Amtmann aber rief etliche Pagen des Vorzimmers, die den ohnmächtigen Erast aufrichteten und ihn mit kaltem Wasser besprengten, bis er wieder erwachte. Aber der Unglückliche öffnete die Augen nur, um nach dem dicken Thurme zu wandern. Sein Anblick entsetzte alle Schloßbewohner, die ihn geisterbleich, auf zwei Trabanten gestützt, hinüberwanken sahen. „So zerschmettert konnte nur ein überführter Verbrecher aussehn. Das Bewußtsein seiner Verrätherei stand ihm auf dem Angesichte geschrieben", versicherte der Hofdiener Bachmann, der sonst immer zu den Freunden des Raths gehört hatte. „Ich habe nie ein solches Bild des bösen Gewissens gesehen. Der Mensch ist eine schwache Kreatur", tröstete er die alte Barbara, die jammernd aus ihrer Thüre trat, „und der Teufel versucht die Besten immer am ärgsten."

„Ach, wie soll ich das meinem Fräulein melden", rief die alte Frau. „Schon die Haussuchung hat sie beinahe getödtet!"

Zwanzigstes Kapitel.

Als Lydia an jenem verhängnißvollen Tage von Frau Belier zurückgekommen war, die sie mit ihrer Redseligkeit nur all zu lang aufgehalten hatte, fand sie ihre alte Magd weinend auf dem Vorplatze. In den Zimmern des Herrn Raths, schluchzte Barbara, sei der Amtmann mit einem Gerichtsdiener und sie öffneten alle Schubladen und Fächer des Herrn, wühlten in allen Papieren und nähmen weg, was ihnen gut scheine. Betroffen und entrüstet trat Lydia ein und fragte den Amtmann, was das bedeute? Herr Hartmann tröstete sie mit süßlichen Worten, von denen er alsbald zu täppischen Zudringlichkeiten überging. Entrüstet stieß das junge Mädchen den Abscheulichen zurück, als er sich erfrechte, ihre Wangen zu streicheln und etwas von den goldenen Locken der Berenike zu lispeln. Er aber lachte höhnisch auf: „Werden uns ja schon näher kennen lernen, mein Täubchen, werden das alles ganz genau uns betrachten. Hä, hä, hä. Nur nicht so spröde, hä, hä, hä.“ Lydia kehrte ihm den Rücken und ging in das Nebenzimmer, um nach dem Vater auszuschauen. Aber auch hierher verfolgte sie der Amtmann, indem er bedauerte, ihren Mädchenkram untersuchen zu müssen. „Sucht, wo es euch gefällt“, sagte die entrüstete Jungfrau. Da tappte er bereits nach der Tasche, die sie am Leibe trug. Zornig sprang sie zurück,

aber die Tasche blieb in seinen Händen. In diesem Augenblick erst fiel ihr ein, das die verhängnißvolle Bestellung Laurenzano's in dieser Tasche sich berge. Oh, warum hatte sie von dieser unseligen Schrift sich nicht trennen können? Mit dem Muthe der Verzweiflung warf sich das erschrockene Mädchen auf den frechen Menschen, um ihm ihr Eigenthum zu entreißen, der aber hielt den Zettel schon hoch in der Hand und las ihn mit boshaftem Eifer. „So, so, nach dem Holtermann! Nun wird die spröde Jungfrau schon andere Saiten aufziehen müssen", lachte er höhnisch, und während Lydia in Thränen ausbrach, packte der Elende seine Papiere zusammen und verließ triumphirenden Blickes die Wohnung. Lydia blieb wie vernichtet zurück. In athemloser Angst, mit klopfendem Herzen wartete sie an ihrem Fenster bis der Vater aus der Audienz beim Kurfürsten heimkehren würde. Nur er konnte ihr rathen in dieser Noth und den frechen Beamten zwingen, den Brief wieder herauszugeben. Die Minuten wurden ihr zu Ewigkeiten. Endlich nach langen Stunden der Qual trat der Vater aus dem Thore des neuen Hofes hervor. Aber wie. Auf zwei Schergen gestützt, mit verwilderten Blicken und gesträubtem Haare, halb eine Leiche. Fast hätte sich das erschrockene Mädchen aus dem Fenster geworfen, um dem geliebten Manne beizuspringen. Sie flog die Stufen hinunter, um ihn noch zu sehen, ehe er ihr weggerissen würde. Ach, schon bei der zweiten Treppe fühlte sie, daß sie ihn nicht mehr erreichen werde. Als sie athemlos im Hofe stand, war er verschwunden. Laut rief sie nach dem verlorenen Vater, wie ein Kind, das sich im Walde verirrt hat. Theilnehmend schauten aus allen Fenstern die Nachbarn auf die weinende Jungfrau, die der Liebling der ganzen Burg

war. Es war, als ob selbst die Steinfiguren des Schlosses mitleidig auf sie herabsähen. In dieser Noth trat Felix zu ihr. Wie von Gott gesandt erschien ihr der Maler in diesem Augenblicke. An seinem Herzen fand sie die ersten wohlthätigen Thränen. „Ich werde dir deinen Vater wiederschaffen", sagte Felix, „und wenn ich ihn mit diesem Dolche aus dem dicken Thurme herausgraben müßte." Getröstet schaute sie zu dem starken, festen Manne empor. Da legte sich eine harte Hand auf ihre Schulter; es war Herr Hartmann, der sie in den Hexenthurm abforderte. „Wer die Hand an meine verlobte Braut legt, ist des Todes!" rief der Italiener, indem er sich fest vor Lydia stellte, kaum aber, daß er eine Bewegung nach seinem Dolche machte, so lag er auch schon auf dem Steinpflaster neben der Treppe. Der feige Amtmann hatte weislich zuvor den Befehl ertheilt, den Maler fest im Auge zu behalten. Der tückische Stoß eines Trabanten schleuderte Felix hinterrücks von der Treppe, und als er wieder zu sich kam, fand er sich am Brunnen, wo ihm Bachmann und Lydia's Magd eine tiefe Wunde am Hinterkopfe auswuschen. „Wo ist Lydia?" fragte der Meister mit tonloser Stimme. Barbara weinte und statt ihrer erwiderte Bachmann: „Laßt das, von da, wo die ist, ist keine Wiederkehr." Kaum daß Felix diese Worte begriffen hatte, so kehrte sein volles Bewußtsein und seine ganze Thatkraft wieder. Er ließ sich ein feuchtes Tuch um seine Wunde binden und begab sich alsbald hinüber in den neuen Hof, um beim Kurfürsten Klage zu führen. Aber der Page kam mit der Antwort zurück, er möge sich an den Amtmann wenden. Nochmals bat er um Zulaß, denn nicht wegen der Unbill, die ihm widerfahren, komme er, sondern um die ihm verlobte Jungfrau zurück-

zufordern; aber die Beamten weigerten sich, ihn zum zweiten Male zu melden und als er ungemeldet eindringen wollte, hielten die Trabanten ihm ihre Hellebarden entgegen. Wie betäubt stieg er wieder in den Burghof hinab. Es blieb ihm nichts übrig als auf dem Vorplatze den Hofdienern und Hofherrn seine Klagen stürmisch vorzutragen. Aber er traf verstörte Gesichter und hörte halblaute Warnungen, in einer Klage wegen Zauberei vorsichtig zu sein mit seinem Mitgefühle. In diesen Stunden, in denen ihm viel Feigheit und erbärmliche Selbstsucht entgegentrat, lernte er endlich an Frau Belier eine treue, tapfere und kluge Freundin kennen, die für Klytia mehr übrig hatte als ein mattherziges Bedauern. Als er im Schlosse taube Ohren fand, war der Maler zum Giebelhaus am Markte geeilt. Die Französin hatte ein mon dieu, mon dieu über das andere gerufen, als Felix ihr berichtete, was sich oben zugetragen. Als ihr aber der Italiener stürmisch vortrug, es bleibe ihm nun nichts übrig als den nichtswürdigen Amtmann auf offener Straße niederzustoßen, zog sie ihm den Dolch aus seinem Gürtel und warf ihn in ihre Spinde mit der Erklärung, daß eine solche That das sicherste Mittel sein würde, Klytia vollends zu Grunde zu richten. Unwillig hörte er den vielen Worten der Redseligen zu, die sich alle gegen seine Pläne wendeten. Auch das Geschrei des unleidlichen Psittichs, der sich um so vergnügter in seinem Ringe wiegte und um so lauter kreischte, je heftiger er reden hörte, machte den jungen Meister so wüthend, daß er ihn am liebsten erwürgt hätte. Frau Belier aber sagte ihm mit großer Bestimmtheit, er solle sich jedes Eingreifens enthalten; hier könne nur die Pfalzgräfin im Stifte Neuburg helfen und zu ihr machte sich die wackere

Frau alsbald auf den Weg. Felix aber stürzte auf's neue hinaus in unklarem Drange, sich seinen Freunden nützlich zu machen. Rastlos umstrich er den Hexenthurm, bei dem er aufgeregte Gruppen versammelt fand, die nach den Fenstern hinausstarrten, wo aber Lydia untergebracht sei, wußte ihm niemand zu sagen. Das lieblose Gerede der rohen Leute ging ihm durch's Herz. „Hältst du das hübsche blonde Ding wirklich für eine Hexe?" hörte er einen jungen Bürger im Tone des Mitleids fragen. „Der Teufel will auch hübsche haben und nicht bloß alte Hutzeln wie die Kräuterfrau", war die rohe Antwort. Wie gut war es, daß Frau Belier ihm seinen Dolch weggeschlossen hatte, er hätte den Menschen sonst niedergestoßen für seine kalte Frechheit. Einen alten Mann, der kopfschüttelnd zur Seite stand, fragte er, ob er glaube, daß die Jungfrau wieder freigelassen werde?

„Oh Herr", erwiderte der Andere, „ich wohne nun vierzig Jahre dem Thurme gegenüber und habe noch niemals gesehen, daß eine Gefangene anders als mit zerrissenen Gliedern diese Thüre wieder verlassen hätte und die meisten gingen von hier den Weg zum Holzstoß." Als er sah, wie Felix erbleichte und seine Augen in ihren Höhlen kreisten, sagte er: „Mein lieber Herr, wenn ihr, wie ich, in nächtlicher Weile den entsetzlichen Aufschrei und das klägliche Wimmern der Gepeinigten hören müßtet, ihr würdet mit mir wünschen, daß man jede, die verdächtig ist, sofort verbrenne, denn der Gedanke, daß vielleicht eine Unschuldige so lang gequält werde, könnte einen wahnsinnig machen."

„Und ist keine Hülfe, keine?" stammelte Felix.

„Wenn nicht Lucifer selbst oder der barmherzige Gott durch seine Heerschaaren die Gefangene durch die Lüfte

entführt, keine", sagte der alte Mann und mit einem „Gott befohlen" ging er nach seinem Hause hinüber, da er die Pein dieser Unterhaltung nicht länger ertrug.

„Durch die Lüfte", stammelte Felix und er sah nach dem Thurme hinauf, er umkreiste ihn von allen Seiten, er zählte die Fenster. Aus dem Garten des Augustiner=klosters glaubte er, werde es möglich sein, ungesehen den Thurm zu erklimmen. Von den oberen Gemächern her wollte er dann Zelle für Zelle durchsuchen und jeden niederstoßen, der ihm den Weg zu Lydia vertrat. Konnte er sie nicht entführen, so wollte er erst sie tödten, dann sich, oder den Thurm in Brand stecken und mit ihr unter=gehn, falls in der Verwirrung des Brandes ein Ent=kommen sich nicht ermöglichen ließ. Nachdem er noch=mals alle Verhältnisse geprüft, stand sein Plan fest. Ein alter Kastanienbaum an der hinteren Seite des Thurms machte einem geschickten und wagehalsigen Kletterer mög=lich, auf das Gesimse eines Fensters zu gelangen, das sich gewiß öffnen ließ. Den Weg heraus mußte dann eine Strickleiter bahnen oder der Dolch. Der junge Mann war so vertieft in seine Gedanken, daß er nicht gewahr ward, wie er beobachtet wurde. Seine Rettungspläne waren ihm fast auf dem Gesichte zu lesen. Einmal war es ihm, als ob auf der andern Seite der Straße ein Mann stehen bleibe, um ihn anzureden. Aber als er einen Blick hinüberschickte, wendete er den Rücken. Es war Pigavetta. Felix beachtete es nicht. Eilig kehrte er nach seiner Werkstätte auf dem Schlosse zurück, wo er seine Steinbohrer, Meißel und Sägen prüfte und nachdem er das Passende ausgewählt, ging er daran, mit fiebernder Hand eine Strickleiter zu knoten, lang genug, um selbst vom Dache des Hexenthurmes zur Erde zu gelangen.

Frau Belier war inzwischen eilenden Schritts nach dem Stifte Neuburg gegangen und hatte die Aebtissin in ihrem traulichen Stübchen nicht wenig erschreckt mit der furchtbaren Nachricht, die sie brachte. „Ich gehe sofort zum Kurfürsten“, sagte die alte Dame. „Seine Liebden wird mir glauben, daß ich so gut als dieser lüderliche Amtmann weiß, ob eine Jungfrau, die bis vor Kurzem unter Obhut dieser heiligen Mauern war, ein Kind des Lichts ist oder eine Satansbraut. Oh diese Exercitien, diese Exercitien“, seufzte sie dann. „Davon kommt all das Unheil.“

Schnell war ein Wagen gerüstet worden und so eilend die Pferde zu laufen vermochten, fuhr die fromme Frau, die exilirte Hugenottin neben sich, hinauf zum Schlosse. „Ein seltener Besuch, Frau Base“, begrüßte sie der Fürst, indem seine Augen verwundert die beiden Frauen maßen. Rasch und lebhaft setzte ihm die Aebtissin auseinander, was sie hierher geführt und was sie von den Verdachtsgründen gegen Klytia vernommen. Den nächtlichen Gang Lydia's brachte sie in richtigem Instincte mit Laurenzano's Nachstellungen in Verbindung, denn die Landleute hatten ihren horchsamen Klosterschwestern alsbald zugetragen, welche Scene sich im Kreuzgrunde zugetragen hatte. Der Kurfürst horchte hoch auf. „Das ist ja ein sauberer Patron, den mir Herr Pigavetta in's Land gebracht; aber woher wißt ihr, daß er mit Erast's Tochter eine Liebschaft hatte?“

Die Pfalzgräfin stockte. Doch eingedenk, daß es sich um nichts Geringeres als um das Leben ihres Lieblings handle, rückte sie reuevoll und zögernd mit der Erzählung von den seltsamen Exercitien heraus, über denen sie Paul mit Klytia betroffen, und sie gab um so unbedenklicher

den falschen Priester preis, als sie argwöhnte, daß er selbst die Anklage gegen Lydia geschmiedet habe, um sich für seine verschmähte Liebe zu rächen. „Ich habe nie in eine schwärzere Seele gesehen", sagte sie schaudernd.

„Mit andern Worten, Frau Base", erwiderte der Kurfürst unwillig, „es rächt sich wieder ein Mal an euch und andern, daß ihr das Stift zu einer Zuflucht der Papisten gemacht habt. Man hat mir also die Wahrheit gesagt; ihr ließet euch Winkelmessen halten von dem schwarzen Verräther?"

Die Pfalzgräfin schwieg und schaute verlegen zur Erde. Fast hätte Kurfürst Friedrich in der Entrüstung über diese unliebsame Entdeckung die beiden Bittstellerinnen ohne Weiteres hinausgewiesen, aber Frau Belier, deren Gemahl der Kurfürst als eifrigen Hugenotten kannte, flehte ihn so rührend an, das arme gefangene Lamm nicht die Sünden des Wolfs im Schafskleide entgelten zu lassen, daß er zusagte, er werde den Amtmann zum Vortrag befehlen.

„Oh, gnädigster Herr", rief die lebhafte Französin, indem sie sich vor dem Kurfürsten zur Erde niederwarf, „ihr kennt die scheußliche Behandlung im Hexenthurme nicht. Sie werden das arme Kind in Wahnsinn treiben, sie ängsten es zu Tode, muß es über Nacht da bleiben."

„Ordnung muß sein", sagte der Kurfürst. „Der Meister Ulrich kann bedeutet werden, daß er mit seinem Kopfe für die Jungfrau hafte. Kein Mensch hat ihre Zelle zu betreten bis der Amtmann sie abholt. Ich stehe dafür, daß ihr kein Haar gekrümmt wird, falls sich ihre Unschuld herausstellt. Wer aber des Nachts im Walde herumstreicht und sich mit dem Pfaffen am Kreuzwege küßt, hat sich nicht zu beklagen, wenn der Wächter ihn

einsteckt. Mir ist es leid um das hübsche Kind, allein vorerst weiß ich nur, was ihr meint und nicht, was der Amtmann. Bis ihr Proceß zu Ende ist, mag sie dann in dem dicken Thurme ihrem Vater Gesellschaft leisten, das ist Alles, was ich in der Sache vermag."

Die Frauen sahen ein, ein Weiteres sei nicht zu erlangen, und um den Kurfürsten nicht gar gegen ihren Schützling aufzubringen, machten sie sich betrübt auf den Heimweg.

Gegen Abend stellte Laurenzano sich bei Frau Belier ein, um, wie er sagte, seinen Dolch zurückzufordern. „Euere Thorheiten hätten nun vollends keinen Zweck", sagte ihm die kleine Frau, „denn Lydia wird morgen zu ihrem Vater nach dem Thurme wandern, was eine Wohlthat ist für sie und ihn." Eifrig erzählte sie dem hoch aufhorchenden Neapolitaner, was sie bei dem Fürsten ausgerichtet habe. Aber der leidenschaftliche junge Künstler schwor bei den beiden Augen der Madonna, er werde es nicht dulden, daß sein Mädchen auch nur eine Stunde länger in dem furchtbaren Thurme sich ängste, wenn er es verhindern könne, und er theilte ihr mit, welchen Plan zu ihrer Befreiung er entworfen habe. „Ein Narr seid ihr mit eurem Plane", rief die kleine lebhafte Frau. „Den Thurm anzünden, sie tödten, euch tödten, was hat denn das arme Kind von solcher Hülfe? Und gesetzt, ihr könntet sie entführen, wohin wollt ihr dann mit dem Mädchen und wie dankbar wird sie euch sein, wenn ihr durch euere Tollheiten hier das Loos ihres Vaters verschlimmert?"

Der Maler schaute sie wild an und erklärte, er müsse etwas thun und wäre es nur, daß er sich selbst tödte, aber er könne den Gedanken nicht aushalten, daß Lydia

leide und er lebe, ohne ihr zu helfen. Als Frau Belier sah, daß sie ihn von seinem Vorsatze nicht abbringe, legte sie sich auf's Temporisiren. „So wartet bis Lydia mit ihrem Vater vereinigt ist", sagte sie, „und dann befreit beide."

„Ich kann nicht warten."

„Nicht warten, bis morgen? Seid ihr toll, wo es sich um Lydia's Leben und Glück handelt?" Felix biß wüthend seine Lippen.

„Filou Laurenzano", rief mit schriller Stimme der Vogel. „Maladetto!" knirschte der Maler und führte in blinder Wuth mit dem eben zurückerstatteten Dolche einen Hieb nach dem Psittich, der so gut traf, daß der Kopf des Thierchens an die Wand flog, während der Leib noch einige Male mit den Flügeln flatternd am Boden lag. Laut kreischte die Französin auf: „Abscheulicher Blutmensch, was hat euch das arme Geschöpf gethan, daß ihr es tödtet?" Der Maler blickte mit rollenden Augen um sich, so daß die Frau entsetzt den geliebten Vogel vergaß und vor dem Wüthenden drei Schritte zurücksprang. „Oh gut, gut", rief sie. „Tödtet auch mich, das wird Lydia helfen" und sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Felix stierte wie irrsinnig den zuckenden Rumpf des Vogels auf der Erde an und sah wie eine rothe Blutlache den Boden färbte. Endlich strich er sich langsam mit beiden Händen über Stirne und Augen und sagte: „Verzeiht, edle Frau, der Schmerz störte mein Hirn. Ihr habt Recht, ich kann jetzt nichts unternehmen, ehe ich selbst wieder ruhiger bin. Auch ist wahr, was ihr sagt, Lydia wird nicht mit mir fliehen ohne ihren Vater und da alle Pläne des Schlosses in meinen Händen sind, wird es mir leichter sein, Vater und Tochter aus dem

dicken Thurme zu entführen, als Lydia allein aus der Hexenstube." Scheinbar eifrig ging die kluge Frau auf diese Erwägungen ein, um den verwilderten Menschen zu beruhigen. Ihre Hoffnung war, daß der Kurfürst schon morgen Lydia wieder frei geben werde, und die Ueberzeugung, daß der bedächtige Crast gewiß keinen Fluchtversuch unternehme, der im Fall des Mißlingens sein sicheres Verderben sein mußte, beruhigte sie über das Uebrige. So entließ sie Felix mit guten Wünschen und war froh, als sie den Stürmer los war. Seufzend hob sie dann die Leiche ihres bunten Lieblings auf und küßte sie. „Wie lieb muß ich Lydia haben", sagte sie schluchzend, „daß ich dem schlechten Menschen nicht einmal die Augen ausgekratzt habe. Es soll ihm aber nicht geschenkt sein." Und sie trocknete das Blut des Vogels mit einem feinen Tuche sorgsam auf und legte die Reliquie weinend in ein kunstreich geschnitztes Kästchen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Arbeitszimmer des Kurfürsten im neuen Hofe spielte am folgenden Morgen eine stürmische Scene. Der Amtmann Hartmann Hartmanni hatte sich vor dem ungestüm auf ihn eindringenden Pfalzgrafen hinter einen ledergepolsterten Lehnsessel geflüchtet, während der untersetzte Herr mit zorngeröthetem Angesichte ihn ausschalt. „Alle setzt ihr wieder in Freiheit", rief der Kurfürst, „alle. Habt ihr verstanden?"

„Wenn Euer kurfürstlich Gnaden nur bedenken wollten", erwiderte der Amtmann verstockt, „wie viel Unglück durch diese Seuche über Kurpfalz Landen gekommen ist. Und nun sollen die, die nachgewiesenermaßen die Pest durch höllische Künste bereitet haben, wieder losgelassen werden auf ihre Mitmenschen und die Ersten, die ihnen zum Opfer fielen, wären Euer kurfürstlich Gnaden getreue Diener, die glaubten gegen die Unholdinnen einschreiten zu müssen."

„Wer sagt euch denn, daß diese Seuche Hexenwerk sei?" erwiderte der Kurfürst. „Noch gestern trug mir der Kirchenrath vor, in einem langen Schreiben, — hier liegt es — es sei aller Welt offenbar, daß zur Strafe für die gräuliche Gotteslästerung der Arianer in Ladenburg und Heidelberg die Pest in Petersthal und Schönau ausgebrochen sei, und heute sollen nun wieder Zauberer

und Hexen an allem Elende schuld sein. Wem soll ich glauben, euch oder dem Olevianus?"

Herr Hartmann Hartmanni hißte eine überaus weise und überlegene Miene auf. „Wollen Ew. kurfürstlich Gnaden nur bedenken, daß das Eine das Andere nicht ausschließt. Durch die wahre Gottesverehrung und die durch dieselbe erwirkte Gnade Gottes war der Hexen Kunst gebunden und ihre Hand gelähmt, kaum aber hatten Sylvanus und Erast und Neuser das Land mit geheimer Gottlosigkeit verunreinigt, so wendete der Allerhöchste sein Angesicht ab und nun hatten die Verbündeten des Satans freie Hand. Oder ist es denn nicht Thatsache, daß gleich nach dem Auftreten der Ketzerei auch die Zauberkünste sich wieder regten?" Der Kurfürst zuckte verächtlich mit den Schultern. „Trauen Ew. kurfürstlich Gnaden mir und dem Kirchenrath nicht, so könnten ja die juristischen Facultäten zu Heidelberg oder Tübingen ein Rechtsgutachten erstatten!"

„Geht zum Henker", rief der alte Herr, „mit euern Facultäten, die jährlich Hunderte auf den Holzstoß liefern um den Judaslohn von zwölf Goldgulden. Wo meint ihr, daß Luther's und Calvin's Gebeine heute wären, wenn der Kurfürst zu Sachsen und der ehrbare Rath der Stadt Genf sich ein Rechtsgutachten bei den Universitätsjuristen geholt hätten? Unter Gottes weitem Himmel kenne ich kein feileres Volk als die Gelehrten, die von Gutachten leben."

„Dann weiß ich nur noch die Hexenprobe."

„Welche Probe?"

„Nun, man wirft die Jungfrau in den Neckar, schwimmt sie oben auf, so ist sie klärlich eine Hexe. Sinkt sie unter, so ist sie der Verfolgung quitt und ledig."

„Und ertrinkt sie oder stirbt vor Schrecken, so macht ihr sie wieder lebendig“, sagte der Kurfürst mit einem wüthenden Blicke.

„Also es soll gar nichts geschehen“, erwiderte der Amtmann mürrisch.

„Wenn die Kräuterfrau mit teuflischem Geziefer betroffen wurde“, sagte der Kurfürst, „und zu nachtschlafender Zeit am Holtermann oder Linsenteiche saß, mögt ihr sie processiren und judiciren, aber Eraſt's Tochter laßt ihr frei, heute noch sage ich.“

„Möchten kurfürstlich Gnaden aber nur in ihrer hohen Einsicht erwägen, welchen übeln Eindruck es machen muß, wenn die alte Hexe processirt wird, weil sie in der Nacht am Kreuzwege war, und die Junge, die ganz des gleichen Verbrechens überführt ist, wird freigelassen?“

Der Kurfürst trat hart vor den Amtmann, so daß dieser sich wieder hinter seinen Lehnstuhl zurückzog. „Ich kenne euch, Herr Amtmann“, sagte er barsch. „Ich weiß von euern Amouren in Ladenburg und Mosbach. Euch gelüstet, so ein schönes Weibsbild zu processiren, ihr die Haare vom Leibe zu scheeren und was ihr noch alles treibt, weil ihr sagt, sonst habe der Teufel die Macht, die Hexe bei der Folter zu stärken. Nicht mit einem Finger sollt ihr dieses fromme Kind berühren, das ich jeden Sonntag in meiner Kirche habe beten sehen, und habe mich oft erbaut an ihrer tiefen Andacht, wenn mir die Streitpredigten euerer geistlichen Freunde ein Ekel gewesen sind. Dieses harmlose süße junge Ding soll eine Teufelsbuhle sein? Wer ist denn dann noch sicher, wenn ein solches Kind processirt werden kann?“

„Aber es ist erwiesen“, sagte der Amtmann mit unerhörter Hartnäckigkeit, „daß dieselbe Jungfrau mit ihrem

gleisnerischen Tugendscheine nächtlicher Weile auf dem verrufensten Kreuzwege der ganzen Umgegend sich umgetrieben hat. Drei Bursche aus Neuenheim, die die Kräuterfrau namhaft machte, bestätigen alle Angaben der Alten. Eidlich haben sie erhärtet, daß sie Erast's Tochter in einer hellen Juninacht dieses Jahres auf dem Holtermann trafen und fassen wollten, die Jungfrau sei aber wie ein Irrwisch vor ihnen hergeschwebt und bei den gespenstischen Ruinen der zerfallenen Kapelle habe sie sich, während sie sie zu greifen meinten, wie Nebel in der Luft aufgelöst und sei plötzlich verschwunden."

Der Kurfürst schaute den Amtmann mit großen Augen an.

„Ich fürchte", fuhr dieser fort, „wir haben es mit einer jener Zauberinnen zu thun, die die Alten Empusen nannten. Ein sanftes Anziehen versammelt alle Männer um sie her; noch überall, wo sie war, hat sie alle Herzen durch ihre überirdische Schönheit bezaubert. Sie gleicht der Hexe von Bacharach mit ihrem goldenen Haare und sie hat es vielleicht wie diese so strahlend schön erhalten zum Lohn für ein **homagium**, das sie dem Satan darbrachte." Der Kurfürst fuhr unwillig auf, aber der Amtmann sprach weiter: „Es gehen über sie höchst verdächtige Reden. Man hörte unter Anderem ihre Magd sagen: die Jungfer habe ein grünes Kleid, das um so neuer werde, je länger sie es trage."

„Possen."

„Im Stifte, wo ich selbst, in der Stille natürlich, Erkundigungen einzog, trug sie den Namen 'die verzauberte Jungfer'. Meine Instruction aber weist mich an, darauf zu achten, wer wegen Zaubers in einem öffentlichen Geschrei sei. Auch habe sie sich auf dem Brunnen-

schwengel häufig hin und hergeschaukelt, wie der Truden=geiger pflegt, wenn er am Säubrunnen zum Hexentanze aufspielt."

„Larifari", murrte der alte Kurfürst.

„Es kommt Indicium zu Indicium. Ich habe die Untersuchung mit äußerster Wachsamkeit geführt. Wollen Ew. kurfürstlich Gnaden sich erinnern, welchen gräulichen Wirbelwind wir am vierten hujus hatten, der Dächer abdeckte, Schornsteine umwarf und im Schloßparke die ältesten Bäume brach. Nun, am Morgen des gleichen Tages, bei Sonnenaufgang schöpfte die Jungfrau Wasser, aus dem Ziehbrunnen wohlgemerkt, nachdem sie vorher am laufenden Brunnen vorübergegangen war, wo sie es doch viel bequemer hatte. Das Schöpfen war also nur ein Vorwand, um drei Salbeiblätter in den Brunnen zu werfen, durch die man mit dem Murmeln einer gräu=lichen Formel Sturm hervorbringt. Auf dem Rückwege von diesem verbrecherischen Gange hatte sie eine blutrothe Rose im Glas und des Kastellans Magd, die rothe Frenz heißt sie im Schloß, fragt sie, woher sie die Blume habe, da im Schloßhofe keine Rosen wachsen, und was gibt die Jungfer zur Antwort? 'Aus dem steinernen Kranze über eurer Thüre!'"

„Mägdegeschichten!" sagte der Kurfürst unwillig. „Was sollte ihr denn das Wetter nützen, das ihres Vaters Fenster so gut zerbrach wie die meinen."

„Sie suchte einen Anlaß, den Baumeister Laurenzano an sich zu ziehen. Als der Sturm losbrach, lockte sie ihn von dem schwankenden Gerüste in ihre Stube und verlobte sich mit ihm in derselben Stunde, in der andere Christenmenschen auf den Knieen lagen aus Schreck über die schwefligen Blitze und den höllischen Sturmwind."

Der Kurfürst wurde nachdenklich. „Das hat mir Eraſt freilich ſelbſt erzählt", dachte er für ſich. „Es ſtimmt bös zuſammen. Wer ſind die drei Zeugen, vor denen ſie ſich unſichtbar machte?" fragte er dann laut den Amtmann.

„Die Söhne des Roſenwirths und der Mühlknappe Maier aus dem Siebenmühlenthale."

„Böſe Buben, nicht wahr?"

„Nun, wie man's nimmt. Der Mühlknappe iſt ein durchtriebener Kopf und ein verwegener Geſelle, der nicht Hexe noch Teufel fürchtet. Er hat beim weißen Steine die ſchwarze Meſſe ſelbſt belauſcht."

„Was, in meinen Landen finden Hexenconvente ſtatt?" ſagte der Kurfürſt betreten.

„Keine zwei Stunden von Euer kurfürſtlich Gnaden eigener Stadt." Die Augen des dicken Herrn wurden größer und größer. „Euer kurfürſtlich Gnaden kennen die öde Hochebene über der Quelle des Siebenmühlen=thals; ein unfruchtbarer Bergrücken, mit einem Gewirre von Diſteln und Brombeerſträuchen, auf dem einzelne Felsblöcke zerſtreut ſind. 'Am weißen Stein' heißt der unheimliche Ort. Daneben zieht der Wald hin, den die hohe Straße durchſchneidet. Es war um Johanni, da lauerte der Mühlknappe dort im Walde einem Hirſche auf, als ihn ein Feuerſchein nach der Haide hinauslockte. Erſt denkt er, es iſt ein Johannisfeuer, das ſich die Waldarbeiter angezündet, aber als er heraustritt, ſieht er zwei thurmhohe Feuerſäulen, die mit rother und gelber Gluth den ganzen Bergrücken erhellen und drüben auf dem hohen Niſtler erblickt er den gleichen gelben Schein. Um das Feuer aber ſah er Männer und Frauen tanzen, deren ſchwarze Geſtalten jedesmal, wenn ſie vor das

Feuer kamen, sich deutlich abhoben von der rothen Gluth, so daß ihre Schatten bis herüber reichten zu dem Lauscher. Eine seltsame Musik von Glöckchen, die weithin klimperten und Pfeifen und Bratschen tönte unheimlich aufregend durch die stille Nacht. Mit Gewalt mußte er seine Beine festhalten, daß sie nicht mittanzten, sagte der Mann. Durch die Büsche aber sah er ganze Schaaren von Leuten im Finstern hinaufschleichen. Da wird es plötzlich hell vor dem Busche, in dem er kauert, und er sieht einen Teufel, der als Fackel einen Kinderarm in der Tatze trägt, dessen Fett die rothe Flamme speiste. Hinter dem Unhold, der ihm zum Glück den Rücken zukehrte, schritten verschleierte und maskirte Personen. Erkannt hat er niemanden. Vielmehr wurde ihm so bang, daß er sich platt zur Erde drückte und langsam in den Wald zurückkroch. Sein Leben lang, sagte der Bursche, der bei den Landsknechten und Wilddieben wahrhaftig nicht verzärtelt ward, werde er die Angst nicht vergessen, die er auf diesem Rückwege ausstand. Der Mond schien bleich, als ob er über die Gräuel sich entsetze, die er sah. Auf der Buche an der Wegscheide, wo vorhin, als er kam, noch alles still und leer war, saß jetzt ein Teufel und schlug die Trommel mit dem Fuchsschwanz, daß es weithin klang: tup, tup, tup. Hinter ihm aber in den Zweigen saß der Trudengeiger und spielte ein Tänzlein, um das Gesindel herbeizulocken. Als der Mühlknappe mit einem Angstgebete vorbeischlich, ohne sich locken zu lassen, erscholl hinter ihm ein teuflisches Gelächter und hallte in der ganzen Thalschlucht wieder. Auch am Holtermann standen, den Besen zwischen den Beinen, vier junge Hexen, denen Lichter in den Rücken gesteckt waren als Signal für die Andern. Dabei hörte er ein Rumoren von

Pfeifen, Trommeln, heransprengenden Reitern und ungeschmierten Kutschen. Auf Ofen- und Mistgabeln, Besen und Stöcken, in Wagen mit Katzen bespannt und auf Hasen reitend, stob eine Hexenschaar dicht bei ihm vorüber. Die kläffenden Hunde rannten ihm zwischen die Füße und die Eulenfittiche streiften seine Wangen, so daß er vor Schrecken wie todt lag. Als er weiter rutschte, sah er in einem Graben eine vornehme Gesellschaft von Herren und Damen um eine Tafel sitzen, auf der ein herrlicher Braten und Schüsseln mit Krammetsvögeln dufteten. Zu oberst saß der Teufel selbst und erfreute die Schmausenden, indem er auf einer schwarzen Katze Dudelsack blies. Er trug blau und roth gestreifte Strümpfe, hatte einen rothen Bart und spitzen Hut, der mit bunten Schnüren und Hahnenfedern geziert war. Als er sein feuriges Auge nach dem Lauscher richtete, rief der im Schrecken: 'Oh du heiliger, dreieiniger Gott!' Da that alsbald die Erde einen Ruck, so daß der Mann betäubt darnieder sank und nun ward er erst inne, daß er bei der Schinderhütte saß bei einem gefallenen Schimmel und den Schelmenknochen der Gerichteten. Die Krammetsvögel aber krochen als Kröten in den Graben und die Gesellschaft selbst stob mit Weinen und Schreien in die Büsche. Von da bis zum Siebenmühlenthale fiel dann nichts mehr vor, als daß ihm drei Hasen begegneten, von denen einer einen Leib hatte gleich einer Ziege. Muthig geworden, rief der Mann sie an: 'Halt' du Trud' im Namen des dreieinigen Gottes!' Da verwandelten sie sich in drei schwarze Raben und flogen hinüber nach dem Heiligenberge. Seitdem weicht der Teufel dem Maier aus wie ein geprügelter Hund, so hat er mir selbst berichtet."

Der humanistisch gebildete Amtmann schwieg und wischte sich den Schweiß nach dieser poetischen Leistung von der Stirne. Der Kurfürst hatte anfangs mit starrem Staunen, dann ungläubig und schließlich mit unverhohlenem Widerwillen zugehört. Nun nahm er bedächtig das Wort: „Wenn entfernt Aehnliches hier herum vorkommt, so ist es, weil ihr so viel loses Gesindlein duldet, die den ehrbaren Leuten zur Last sind, Gaukler, Wahrsager, Versegner, Hausirer mit Bildern, Quacksalber, Gespensterbanner, Beschwörer und andere Fahrende, die zwischen den Bisthümern am Main und am Rhein hin und herziehen, loses Volk, wenn es nicht einen Bund mit dem Teufel hat, so ist es doch niemals weit davon."

„Fahrendes Volk würde sich nicht verlarven und verkleiden, gnädigster Herr", antwortete der Amtmann weise.

„Nun, und warum soll gerade Erast's Tochter unter diesen Maskirten gewesen sein?"

„Euer kurfürstlich Gnade kennen den Zettel, durch den, wie ihr Vater behauptet, Magister Laurenzano sie nach dem Hexentanzplatze auf dem Holtermann beschied."

„Ah so; und wie erklärt denn dieser saubere Pfarrer selbst seine Einladung?"

Der Amtmann räusperte sich verlegen: „Ich gestehe, daß ich ihn noch nicht habe vernehmen können."

„Wie", rief der Kurfürst. „Den Hauptzeugen habt ihr noch nicht vernommen? Und einstweilen richtet ihr den guten Ruf einer unbescholtenen Jungfrau zu Grunde auf das Zeugniß einer alten Vettel und lüderlicher Buben? Ihr seid ja das Muster eines Untersuchungsrichters! Wißt ihr, daß man mir sagte, dieser Laurenzano habe allein die Jungfrau in's Unglück gebracht, indem er ihr vorspiegelte, ihr am Holtermann wichtige Enthüllungen

über ihren Vater machen zu wollen, und den Mann vernehmt ihr nicht ein Mal?"

„Ich wollte es", sagte der Amtmann unsicher, „aber Herr Pigavetta verbürgte sich für ihn, daß er unschuldig sei. Auch hält er allein die Ordnung in Schönau aufrecht, so daß er dort unabkömmlich ist."

„So, eine schöne Justiz", donnerte der erzürnte Pfalzgraf. „Den Hauptschuldigen laßt ihr auf freiem Fuße und inzwischen wollt ihr der armen Jungfrau an den unschuldigen Leib, ihr mit der Tortur zusetzen; das eilt euch wohl, das ist unaufschiebbar, aber das Zeugenverhör eilt nicht! Hütet euch, Herr Hartmann Hartmanni, daß ich euch nicht wieder auf solchen Wegen betrete."

Der Amtmann duckte mit zerknirschter Miene sein kahles Haupt. „Vor Allem schafft diesen welschen Pfarrer herbei", wiederholte der Kurfürst.

„Herr Pigavetta sagt" . . stammelte der Amtmann.

„Und ich sage euch", unterbrach ihn der erboste Pfalzgraf, „daß mir dieser Pigavetta anfängt, sehr verdächtig zu werden. Er hat den verkappten Jesuiten hier eingeschwärzt. Er wollte ihn mir zum Lehrer meiner Kinder empfehlen. Er hat meiner tugendsamen Gattin zugetragen, wie fein sich der junge Herr auf Astronomie und Astrologie verstehe und wollte sie zur Erforschung der Zukunft beschwatzen, die uns gewöhnliche Menschen nichts angeht und junge Eheweiber mit alten Männern erst recht nichts. Wenn dieser Doctor Pigavetta meint, er könne sich überall einnisten in meinem Hause, so irrt er. Und nun ist's genug. Die Jungfrau bringt ihr noch heute zu ihrem Vater in den dicken Thurm. Dort ist sie unter Hut ihres Vaters am besten bewahrt vor den Hexen und vor euch. Den Pfaffen in Schönau aber

habt ihr zu vernehmen, weshalb er die Jungfrau nach dem Kreuzwege lockte und wie es sich mit den Wundern verhält, die er in Schönau gethan haben soll? Wenn mir einer in der ganzen Gesellschaft der Zauberei verdächtig ist", schloß der erregte Herr seine Rede, „so ist's dieser blasse Pfaffe, der sich mit der Sternkunst befaßt", und er schickte dabei einen Blick zu den Planetengöttern am neuen Bau hinüber, unter deren Hut seine junge Gattin wohnte. „Den ganzen Tag", sagte er dann, „habe ich da drüben am neuen Baue die Gerechtigkeit in Stein vor Augen. Ich will ihr Bild in Stücke schlagen, wenn ich auch nur ein Mal dulde, daß das Recht gebeugt wird in meinen Landen."

Der Amtmann verbeugte sich tief und verließ mit zerknirschter Miene das Zimmer. Draußen wollte er den Mund zu einem Fluche öffnen, aber sein Blick fiel auf den Pagen am Fenster und mit einer Grimasse, die ein Lächeln vorstellen sollte, wendete er sich zur Treppe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Lydia fand sich eine Stunde nach dem Ueberfalle auf dem Schloßhofe in einem kleinen Stübchen mit vergitterten Fenstern auf einem Bündel Stroh, der von Ungeziefer wimmelte. Sie fühlte, wie eine harte knochige Hand ihr ein nasses Tuch auf die Stirne drückte. Dankbar wollte sie zu der Pflegerin aufschauen, aber das Gesicht, in das sie sah, war so abschreckend, daß sie entsetzt die müden Lider wieder schloß. „Wie bin ich hierher gekommen?“ fragte sie sich. Es war ihr undeutlich, als ob sie auf einem Karren gesessen habe. Als sie die Augen einmal öffnete, hatte sie Gruppen von Bürgern auf der Straße gesehen, die entsetzt nach ihr starrten. Auch daß sie den furchtbaren Thurm an der Zwingermauer vor sich hatte und in einen dunklen Gang geschleppt wurde, schwebte ihr noch vor wie ein schwerer Traum.

„Nun, ihr meint wohl, ich hätte nichts zu thun, als euch abzuwarten“, hörte sie jetzt eine knurrende, rauhe Stimme schelten. „Fahrt meinethalben gleich zum Teufel, das ist das Beste für euch und uns.“ Dabei rüttelte sie das arme ohnmächtige Wesen so kräftig, daß Lydia in der That wieder zu sich kam und entsetzt empor fuhr. Das schmutzige Weib vor ihr glich einem schlimmen, alten Hunde, der einen noch schlimmeren Herrn hat. Ein Auge

war ihr blind geschlagen und das rothe Gesicht trug die verschiedensten Spuren häufiger Mißhandlung. „Was soll ich thun, was soll ich?“ stöhnte Lydia, indem sie sich von dem eisernen Griffe der Alten loszumachen strebte. „Ihr sollt bekennen, gleich jetzt bekennen, daß ihr eine Hexe seid, denn wenn man euresgleichen Zeit läßt, sich zu besinnen, dauert's immer noch einmal so lang.“

„Aber ich bin keine Hexe“, seufzte das todtmatte Kind.

„Das sagen sie alle, aber seid ihr denn nicht in der Nacht auf dem Holtermann gewesen?“

„Ach ja“, schluchzte Lydia.

„Seht ihr, seht ihr.“

„Ich wollte aber“ . . .

„Was aber. Wir wissen schon, was man in der Nacht auf dem Holtermann will. Habt ihr nicht an dem Tage, daß der Sturm das Schloßdach abdeckte, im Ziehbrunnen beim Sonnenaufgang Wasser geschöpft?“

„Wasser geschöpft, ja, das habe ich.“

„Seht ihr, seht ihr.“

„Ich wollte ja nur“ . . .

„Wir wissen schon, was ihr wolltet“, krächzte die Alte. „Habt ihr nicht der rothen Frenz gesagt, daß ihr zaubern könnt?“

„Nie, nie“, versicherte Lydia weinend.

„So, nie, und sie sagt doch, ihr hättet ihr eine lebendige Rose gezeigt, die ihr aus dem Steinkranze am Thore holtet.“

„Ach, das war ja Scherz.“

„So, Scherz . . . nun wir werden euch lehren, solche Scherze zu machen. Wie oft seid ihr auf dem Besen hinüber geritten nach dem weißen Stein?“

„Niemals, gewiß nie.“

„Und nach dem Auerkopf?"

„Auch nie."

„Auch nicht nach dem hohlen Kästenbaum und dem Dachsbau und dem hohen Nistler?"

„Ich schwöre, Frau, daß ich nichts weiß von alledem."

„Ihr dauert mich, Kleine", sagte das alte Weib, und sie glich in diesem Augenblicke einer Schlange, die mit dem geängsteten Kaninchen selbst Mitleid empfindet. „Ihr seid so ein sauberes Weibsbild. Gesteht doch lieber, ehe es zu spät ist. Bedenkt, wenn sie euch aufhängen am Strick und immer schwerere Klötze an eure kleinen Füße thun. Oh weh, oh weh, wie das schmerzt! Das hat noch keine ausgehalten. Bedenkt die Qual und die Schande, die sie euch anthun!"

Lydia nahm ihre Schürze und biß auf sie in stummer Verzweiflung. Ihre Augen waren weiß geworden vor Entsetzen. Sie saß da ein Bild des Jammers, des Irrsinns. Sie hörte nicht mehr, was die Alte in ihrer Weise weiter redete. Ein Schüttelfrost schleuderte ihren Körper hin und wieder. Der Henker selbst trat jetzt ein und richtete unanständige Reden an sie, sie verstand sie nicht. Endlich ward die Alte zornig und packte sie bei den Haaren und riß sie hin und her: „so gesteht doch, ihr hartnäckiges Weibsbild! Wann waret ihr bei der schwarzen Messe?" Aber Lydia fühlte es nicht. „Mache nicht viel Federlesens", sagte der Henker. „Wenn sie am Strick hängt, wird's ihr schon einfallen." Lydia starrte ihn trostlos an. „Haben sie euch nicht schon auf dem Stifte die verzauberte Jungfer genannt?" schrie er wüthend.

„Das bin ich, das bin ich!" schluchzte das arme Mädchen übermannt von ihrem Elend. „So, sie hat

gestanden", sagte der Henker. „Komm', ich habe es satt das Gewinsel." Dabei schlug er mit dem Schlüsselbunde nach seinem Weibe, daß diese gehorsam die Kammer verließ. Lydia war wieder allein, Ohnmacht und Schwäche übertäubten ihre Schmerzen und da die entsetzliche Hitze in der kleinen Zelle durch den draußen niederrauschenden Regen sich kühlte, schlief sie ein. Als sie aus ihrer Betäubung wieder aufschreckte, hörte sie die Glocken der Heiligengeistkirche Mitternacht schlagen. Ihr Haupt war dumpf. Das Verhör der beiden abscheulichen Menschen verdüsterte vollkommen ihren Sinn. Die Zuversicht, mit der ihr immer wieder gesagt worden war, sie sei schuldig, hatte sie verwirrt. Konnte sie doch selbst nicht glauben, daß sie ohne eigene Schuld in so tiefes Elend gerathen sei. Ihr Gang nach dem Holtermann erschien ihr jetzt wie ein schweres Verbrechen. War sie nicht wirklich an dem verbotenen Orte neben der Hexe gesessen und hatte vielleicht damals der Böse Gewalt über sie bekommen? Hatte sie nicht einst geträumt, daß sie vom Holtermann durch die Luft nach dem Schlosse fahre und hatte dabei deutlich die erleuchteten Fenster der Stadt vor sich gesehen? Wie, wenn sie im Schlafe wirklich durch Gewalt des Bösen, ohne es zu ahnen, nach dem Hexentanzplatz reiten müßte, wie manche Menschen im Traume dem Mondlichte nachwandeln und am folgenden Morgen wissen sie's nicht? Hatte sie nicht am Ende wirklich den Sturm hervorgebracht, indem ihr der Teufel eingab, zu einer verhängnißvollen Stunde Wasser aus dem Ziehbrunnen zu schöpfen? Wer konnte wissen, wie dieser tiefe Quell mit den Wolken zusammenhing? Und hatte sie nicht wirklich sehr gottlos geredet, als sie der rothen Frenz sagte, sie hätte Felixens Rose aus dem steinernen Kranze? Und

welcher Frevel war es gewesen, daß sie unter Donner und Blitz, als Gottes Zorn über sie deutlich sprach, dem Maler im Arme lag und dessen Liebkosungen duldete! Eine entsetzliche Angst überfiel sie. Immer mehr verwirrten sich ihre Angstgedanken. Als die Uhr eins schlug, war Lydia überzeugt, daß sie eine Hexe sei und sie beschloß alles zu bekennen, dann entging sie wenigstens der Tortur. Daß sie verloren sei, wußte sie, aber quälen lassen wollte sie sich nicht. „Wenn sie nur nicht fragen, wer mich das Zaubern lehrte und mich nach dem Holtermann entbot!" seufzte das arme Mädchen. Und sie malte sich aus, wie man es ihr am Ende doch abpressen werde, daß Paul es war. Ihre Qual war grenzenlos. Und jetzt erst schlug es zwei. Da fühlte sie, daß sie den gräßlichen Gedanken erliegen müsse, wenn das noch lange währe. In dieser Noth fing sie an, alle Gebete, Lieder und Bibelsprüche herzusagen, die sie wußte, und obwohl der Krampf der Angst ihr fast das Herz abdrückte, wurde sie dennoch dadurch ruhiger. Endlich ward es Tag, aber es kam niemand zu ihr. Sie hörte, wie das Leben in der Stadt begann. Jeden Laut konnte sie sich deuten. Es ging fröhlich zu auf der Straße, wie immer. Sie hörte die Knaben rufen, pfeifen, singen; sie hörte das Kläffen der Hunde, das Rasseln der Wagen, das Aechzen der Räder, den Hufschlag der Pferde, alles ging seinen gewohnten Gang und an ihren Jammer dachte niemand. Ein Gefühl unendlicher Bitterkeit überkam ihr junges Herz. So wenig also war der Menschen Freundlichkeit werth, an die ihr kindlicher Sinn glücklich geglaubt hatte. Wie vielen hatte ihr armer Vater geholfen! „Was würden wir anfangen, wenn der Herr Rath nicht wäre?" wie oft hatte sie dieses Wort vernommen von Raths-

herrn und Bettlern, von Gesunden und Kranken — und nun saß ihr Retter im dicken Thurme und die Leute konnten lachen und plaudern und die Knaben pfiffen das unausstehliche Lied von der allerschönsten Gabriele. Auch um sie kümmerten sie sich nicht und hatten ihr doch immer so freundlich zugelächelt, wenn sie sie die schöne Lydia nannten. Felix, der würde sich wohl um sie kümmern, aber den hatte sie ja bleich mit blutendem Kopfe an der Treppe liegen sehen, als man sie wegriß. Vielleicht war er todt, vielleicht saß er selbst im Kerker. Und der Kurfürst und die Kurfürstin, die sie stets so gnädig angesprochen hatten, wenn sie grüßend zur Seite trat, sie konnten sie unter ihren Augen diesen Menschen preisgeben! Mit einem schmerzlichen Blicke schaute sie durch die vergitterten Fenster hinaus nach dem tiefblauen Septemberhimmel, vor dem die langen silbernen Sommerfäden schwammen und sich an den Stäben ihres Gitters fingen. Bis jetzt hatte sie kindlich ihren Vater und sich für ein wesentliches Stück im Leben ihrer Mitbürger gehalten. Jetzt tagte es ihr, daß nicht nur sie mit ihrem Jugendreize und ihrem fröhlichen Lachen, sondern daß auch der ernste Vater mit all' seiner Tüchtigkeit und Weisheit herausgenommen werden könnte aus diesem Getriebe und die Leute würden weiter leben ganz wie zuvor. Mit einem Schlage waren alle die Lichter verlöscht, in der ihrer unerfahrenen Jugend die Welt bis dahin erglänzte. Der Kindesausdruck aus ihrem Gesichte war weg, eine einzige Stunde hatte das ernste Antlitz des geprüften Weibes an seine Stelle gesetzt. Aber es war nichts Finsteres in diesem Ernste. Ihr sanfter, bescheidener Sinn behielt auch jetzt den Sieg über die Bitterkeit ihres Herzens. „Hast nicht auch du“, sagte sie sich

„im Burggarten gescherzt und gelärmt, gesungen und gejauchzt und dachtest nicht an die armen Gefangenen, die hinter ihren Eisenstäben seufzten? Könnte ein Mensch auch nur einen einzigen Augenblick sich seines Lebens freuen, wenn er immer an die denken wollte, denen im selben Augenblicke Unrecht geschieht? ... Aber ich will fortan daran denken", sagte sie sich. „Ich will täglich darum kämpfen, daß so viel Glück um mich her sei, als ich dem Unglücke abkämpfen kann. Ich will mich aller Unschuldigen annehmen und sie vertheidigen, auch wenn der Schein gegen sie zeugt und will ihnen sagen, wie es mir selbst ergangen ist. Aber bist du denn unschuldig?" Wieder kehrte sie zu der nächtlichen Frage zurück, ob sie nicht wirklich schuldig sei an all' dem tiefen Leid? Doch vor dem hellen Lichte der Septembersonne, das golden durch das Kerkergitter brach, zerflossen die schwarzen Nachtgedanken. Sie hatte thöricht gehandelt, in blinder Leidenschaft, aber sie hatte nichts gethan, was solche Strafe verdient hätte. Und darum kam ihr die Hoffnung, Gott, der sie damals aus dem dunkeln Keller der Michaelskirche geführt, als niemand von ihr wußte, werde sie auch heute dem Bösen nicht preisgeben, in dessen Bann sie durch jenen schlimmen nächtlichen Gang gerathen war. Vielleicht, daß wieder der treue Vater Werner den rechten Weg zu ihr fand, er oder Frau Belier, oder die Aebtissin, oder der Kurfürst selbst. Mit festem Entschlusse, sich zu stärken für den Kampf, dem sie entgegen ging, nahm sie von dem Brote, das am Fenster lag und trank aus dem Wasserkrug daneben. Dann schaute sie gottergeben durch das Gitter und war überzeugt, der Müller aus dem Kreuzgrunde werde auch dieses Mal kommen mit seinem rothhaarigen Knaben oder sonst

ein treuer Freund. Dennoch überlief sie ein Schauder, als sie endlich am Mittag einen schleppenden Tritt vernahm und der Schlüssel in der Thüre kreischend sich drehte. Es war die einäugige Alte in ihren schmutzigen Kleidern, die durch die Thüre trat. Dieses Mal fragte sie unterwürfig und kriecherisch, wie sich die arme Jungfrau befinde? So wenig Lydia geneigt war, auf das häßliche Weib zu achten, merkte sie doch, es müsse sich irgend etwas zugetragen haben, was die Alte bedrücke. Endlich rückte diese heraus, der Kurfürst habe befohlen, Lydia solle droben in dem dicken Thurme verwahrt werden und darum müsse sie Abschied nehmen von der armen Gefangenen, die ihr so herzlich leid thue. Die Jungfer werde hoffentlich rühmen, wie liebreich und sanft sie und Meister Ulrich gegen sie gewesen. Noch sei ihr Proceß nicht zu Ende und wenn sie Herrn Ulrich anschwärze, so werde er es ihr eintränken, falls es zur Folter komme. Still ließ Lydia das abscheuliche Weib reden. Als aber nun ihre treue Barbara erschien, sank sie der treuen Pflegerin ihrer Jugend in die Arme und die Wohlthat der Thränen schmolz ihr halbes Leid hinweg. Die alte Magd war freilich selbst halbtodt von der ausgestandenen Angst, denn auch ihr hatte Meister Ulrich zugesetzt, und ihr bedeutet, sie könne gleichfalls als Hexe eingeklagt werden, da sie ihre Jungfer nicht am Hexen verhindert habe. Noch zitternd vor Furcht hatte die treue Seele Mühe, ihrem Fräulein Kleidung und Haare zu ordnen. „Oh, wo seid ihr nur gewesen in jener Nacht?“ jammerte sie. „Der Amtmann wollte mich durchaus zwingen, daß ich es gestehe, und ihr habt mir's doch nie gesagt. Ach, Jungfrau, ach es ist sehr schlimm, daß ihr die ganze Nacht fort wart und niemand weiß wo?“

Endlich war Lydia fertig und nachdem ihr Bärbel noch einen Schleier übergeworfen, schickten sie sich an, einem Trabanten nach dem Schlosse zu folgen. An der Thüre stand Meister Ulrich mit seinem Schlüsselbunde. „In drei Tagen, Jungfer", sagte er mit giftigem Blicke, „sehen wir uns wieder. Die Hexencommission tagt nur hier, denn die Herrn können mich nie lang entbehren, also hütet eure Zunge. Und selbst wenn ihr diesmal loskommt, so denkt daran, daß die Nächste, die ich an den Strick spanne, damit sie Mitschuldige angibt, euch nennen kann; über früh oder spät seid ihr wieder hier. Weiter sage ich nichts, ihr werdet selbst wissen, was dann für euch gut ist."

Klytia drängte schweigend vorwärts. Draußen blickte der Trabant sie freundlich an. „Seid getrost, Jungfrau", sagte er, „Seine kurfürstliche Gnaden haben gestattet, daß ihr zu eurem Herrn Vater in den dicken Thurm kommt und ich denke, der brave Herr Rath ist dort nicht lange. Eine Weile kann unser Herrgott das Wüthen der Welschen wohl dulden, aber am Ende verläßt er die Seinen nicht." Lydia schluchzte. „Zum Vater, das ist ja alles, was ich gestern wollte." Gab es keinen andern Weg zu ihm als durch den Hexenthurm, so war ihr die schreckliche Nacht kein zu theurer Preis. Sie trocknete ihre Augen mit dem festen Vorsatze, nun auch recht dankbar und fröhlich zu sein und dem armen Vater lieber nichts von dem entsetzlichen Erlebnisse zu sagen, um den gebeugten Mann nicht noch mehr zu betrüben.

Zur selben Abendstunde, in der Lydia matt und krank den Schloßberg hinauf wankte, häufig gestützt auf den Arm der immer noch weinenden Magd, saß Erast in einer wohlverwahrten Stube des dicken Thurmes und

schaute durch sein Gitterfenster nach den Trümmern der alten Burg, die in dem goldenen Schimmer der Abendsonne strahlten. Dort hatten die Pfalzgrafen gehaust, als sie noch darauf gefaßt sein mußten, geistliche und weltliche Feinde bald den östlichen, bald den westlichen Abhang des Jettenbühls hinabzuwerfen. Daß sie sich nicht kümmerten um die Flüche der Bischöfe und das Bannen und Blitzen der Päbste, hatte sie groß gemacht. Jetzt bewohnten sie das stolze Schloß da unten, aber der Feind saß nun in der Festung selbst, geheime Jesuiten und calvinische Sonderbündler, sie streuten die Saat des kirchlichen Haders und knüpften die fremden Bündnisse, an denen das Land nothwendig zu Grunde gehen mußte. „Die Einen haben den Religionsfrieden niemals anerkannt, die Andern thun alles, um die Pfalz außerhalb desselben zu stellen, was kann da das Ende sein als Blut und Schrecken? Du blühende Pfalz! wer weiß, welche Guisen und Alba's deiner noch harren! Mir ist, als hörte ich in der Ferne das Tosen des Katarrhakts, dem, während die Mannschaft hadert, unser Schifflein rettungslos zutreibt." Das waren die Gedanken, die dem gefangenen Staatsmanne durch den Kopf gingen, während er über die dunkeln Kastanien nach der alten Waldburg, der Wiege der pfälzischen Fürsten, schaute. Seine Hand spielte dabei mit einem Bündel Papiere, deren amtliche Eigenschaft die blauweiße Schnur der kurpfälzischen Kanzlei verrieth. Endlich schlug er sie auf und las. Ein ironisches Lächeln umspielte seine wulstigen Lippen. „Generalissimus der Arianer und des Teufels Feldhauptmann", schmunzelte er. „Ich mache doch Fortschritte in meiner Laufbahn als Antichrist", und er griff nach einer Feder, um die Anklageschrift des Kirchenraths zu beantworten.

Aber plötzlich übermannte ihn der Zorn und er warf Feder und Acten zur Seite. Was war Leuten zu erwidern, die entschlossen waren, ihn zu verderben und sich dazu sogar gefälschter Briefe bedienten? Vor Folter und Mißhandlung schützte ihn des Kurfürsten alte Anhänglichkeit, dessen durfte er sich getrösten. Den Gegnern genügte auch wohl, ihn los zu werden. Landesverweisung würde schließlich das Ende sein, so war seine Meinung. Großes Aufsehen zu erregen durch schwere Strafen und grelle Maßregeln war bei der schwachen Stellung des Calvinismus in Deutschland gegen des Kirchenraths eigenes Interesse und in erneute Wanderschaft hatte der Arzt, dem die Welt offen stand, sich bereits gefunden. Mit einem Gefühle, das eine Mischung von Ekel und Geringschätzung war, warf er deßhalb die Anklagen der Gegner nach flüchtiger Durchsicht von sich. Er, der treue Zwingli'sche Christ, sollte eine Verschwörung gestiftet haben, die Pfalz unitarisch, oder, wie die Herren vom Kirchenrathe lieber sagten, türkisch zu machen. „Weil alle Häupter der Unitarier, Servet, Blandrata, Socinus Aerzte gewesen, darum muß der Arzt Erast natürlich auch ein Unitarier sein", lachte er spöttisch vor sich hin. „Pfaffenlogik aus Hogstraten's Schule! Vergnügt euch mit meinem Kopfe, das Vergnügen um ihre Gnade zu flehn, werde ich aber weder Olevianus noch Ursinus machen.... Auf der Folter wollten sie die charakterlosen Ausreißer befragen, wie es mit mir stehe", setzte er dann kopfschüttelnd hinzu ... „so sind sie, diese sanften Gottesmänner!"

Seine eigene Sache war damit für ihn abgethan, was ihn aber schwer bedrückte, war die Sorge um Lydia. Wie war sein Kind, der Abgott seiner Seele, in diese

Abscheulichkeiten hineingezogen worden? Mit welchen teuflischen Künsten war es dem Jesuiten gelungen, das züchtige Kind in später Abendstunde nach dem Kreuzwege zu locken? Dieser kindisch unvorsichtige Schritt konnte für die Jungfrau, falls die Hexe sie als eine ihrer Kundinnen angab, die schwersten Folgen haben, und welches Vergnügen für die Herren im Kirchenrathe, wenn sie Erast's Tochter der Kirchenzucht unterwerfen und sie vor der gesammten Gemeinde auf die Armensünderbank setzen konnten. Ja, vielleicht war das nicht einmal alles! Wenn die alte Sibylle, der er ihre Kurpfuscherei mehrmals hart verwiesen hatte, sich an ihm rächte, indem sie Lydia gleichfalls der Zauberei bezichtigte! Er wagte den Gedanken nicht auszudenken. Gerade für ein so bildschönes Wesen wie Lydia war eine solche Klage eine doppelte Gefahr. Das war der Grund, warum den Gefangenen der Schlaf floh, warum er rastlos vom Morgen bis zum Abend seine Stube durchmaß, warum er durch seinen Kerkermeister den Kurfürsten hatte anflehen lassen, er möge ihm eine Zusammenkunft mit seinem Kinde gestatten. Traurig sah er die Sonne hinter den purpurrothen Bergen bei Worms versinken, als Lärm auf dem Vorplatz ihn aus seinen düstern Träumen aufschreckte. Der Schlüssel rasselte, die Thüre that sich auf und der Beschließer mit seinem Diener erschien, um ein zweites Lager in der Stube zu bereiten. „Was soll das?" fragte Erast befremdet.

„Es kommt noch ein Gefangener hier herein", erwiderte der Wärter unfreundlich.

„Ich soll also behorcht werden bei Tag und bei Nacht", dachte Erast. „Herr Hartmann mag sich beruhigen, die Gewohnheit, im Schlafe zu reden, habe ich nicht. Aber

der Himmel weiß, welchen Zeugen sie sich auf diese Weise gegen mich verschaffen. Bei gefälschten Briefen soll es, wie es scheint, nicht bleiben. Es ist bequemer für die Herren, wenn ich auch mündlich für den türkischen Glauben eingetreten bin. Sei es drum — auch in der Passionsgeschichte heißt es ja 'und sie brachten falsche Zeugen wider ihn, aber auch so stimmte ihr Zeugniß nicht überein'."

Auf's neue nahten sich Schritte. Der Mitgefangene ward gebracht. Erast kehrte sich dem Fenster zu. Seine Absicht war, keine Silbe mit dem Manne zu reden, der ihn aushorchen sollte; um so schwerer mußte es dann den Herren im Kirchenrathe werden, seine Worte zu verdrehn, wenn er kein Wort an ihren Horcher verloren hatte.

„Hier", sagte der Schließer hinter ihm zu dem neuen Ankömmlinge und die Thüre fiel laut in's Schloß. Im selben Augenblicke aber fühlte Erast sich von weichen Mädchenarmen umschlungen. „Vater, lieber Vater!" tönte es mit Engelstimmen in sein Ohr. Er drehte sich um und Lydia lag an seinem Herzen. Entzückt hob er seine Arme, um sie an sich zu schließen. Aber er trat zurück.

„Was schafftest du auf dem Holtermann?" fragte er mit strenger Stimme. Sie schaute ihm mit treuem Blicke in sein ernstes Antlitz.

„Vater, ich habe nichts Böses gewollt und nichts Böses gethan. Ich ließ mich durch die Botschaft des welschen Pfarrers, die du kennst, dorthin locken, fand aber niemanden als die Kräuterfrau und weil ich sie in ihrem Hexenwerke störte, schickte sie mir drei Unholde über den Hals, die mich hetzten, so daß ich in das Heidenloch fiel.

Dort fand mich Vater Werner, der mich mit gebrochenem Fuße in unsere Wohnung gebracht hat, der treue Mann!"

Noch nie in seinem ganzen Leben waren Erast die hellen, klaren Augen seines Kindes ein solcher Trost gewesen wie in diesem Augenblicke. Es bedurfte der Worte nicht, in diesem Kinderblicke lag deutlich zu lesen, daß Lydia gar nicht begriff, was sie noch sonst solle Böses gethan haben. Beruhigt zog er sie an sein Herz.

„Der Kurfürst hat also gestattet, daß du mir Gesellschaft leistest, mein armes, verscheuchtes Vögelchen", sagte Erast, indem er zärtlich das lichte Haar der Jungfrau streichelte. „Wie du blaß und krank aussiehst nach all' den Schrecken."

Lydia widersprach dem Vater nicht. Mochte er glauben, daß sie nur ihm zur Gesellschaft hier sei. Aber Erast erschrak, als er bei näherer Betrachtung seines einzigen Schatzes die fieberhaft geröthcten Wangen seines Kindes und dessen fliegenden und stockenden Puls gewahrte. „Lege dich nieder, Lydia, du bedarfst der Ruhe", sagte er ernst, „eine Krankheit scheint mir im Anzuge." Das arme Kind gehorchte. Aber wie sorglich der Arzt jede Störung vermied, das arme Mädchen floh der Schlaf. Endlich beschloß sie, da der Vater schließlich doch alles erfahren mußte, ihr Herz zu erleichtern. Stumm und starr hörte der gebeugte Mann den Bericht des weinenden Mädchens.

„Sie sind die Gelehrten des alten Bundes", sagte er zu sich selbst, „sie rotten ihre Feinde aus mit ihrem ganzen Samen." Dann beugte er sich leise auf Lydia nieder und küßte ihr die reine Stirne. „Daß du hier bist, mein Kind", sagte er sanft, „beweist des Kurfürsten

Gnade. Sollte aber die Bosheit das Feld behaupten, so sterben wir vereint."

Lydia schlang zärtlich ihre Arme um seinen Nacken und nachdem sie den Vater innig geküßt, fiel sie in einen tiefen, festen Schlaf, während der im Innersten erschütterte Arzt auf seinem Lager still für sich erwog, an wen er sich wenden könnte, um sein Kind dem Bereiche dieser furchtbaren Menschen zu entziehen. „Ist aber kein Entkommen, so muß sie gleich im ersten Verhöre sich schuldig bekennen", beschloß Erast im Stillen, „dann entgeht sie vielleicht wenigstens der Schande und den Qualen der Tortur. Gerechter Gott, du wirst diese Verleugnung der Wahrheit uns verzeihen. Wir sind zu schwach, um diese Heimsuchung zu bestehen ... Ich erkenne deine Hand", setzte er dann schmerzlich hinzu. „Durch bittere Mittel willst du mich vom Irrthum lösen." So sprach der Gefangene reuevoll, denn er selbst hatte einst in festem Glauben an Teufelsbündnisse und Zauberei ein Buch über die Wirkungen der Dämonen geschrieben und das Wüthen der Obrigkeit — ach, daß er es nicht mehr widerrufen konnte — gebilligt. „Dir geschieht, wie du gesagt hast." Und der starke Mann preßte sein Angesicht in die Kissen und weinte bitterlich.

Als er so eine Weile gelegen, war es ihm, als ob er an der Mauer draußen das Hämmern und Bohren eines Meißels vernehme. Eine Weile war es still, dann begann es auf's neue. Leise, um Lydia nicht zu wecken, erhob er sich und trat zum Fenster. Sicher, es war keine Täuschung, das Klopfen begann wieder und dieses Mal klang es näher. Aber die Mauer war zu dick, als daß er, ohne durch die Fensternische zu kriechen, hätte hinaus sehen können. Sein Herz schlug erwartungsvoll.

Also, er hatte noch Freunde, die an seiner Rettung arbeiteten. Nach einer Weile war es ihm, als ob er bei seinem Fenster flüstern höre. Aber das Geflüster verstummte, als er das Fenster öffnete. Noch hörte er das Abbröckeln kleiner Steine von der Mauer, und deutlich konnte er unter sich zwei Stimmen unterscheiden; dann wurde es wieder still und das lauschende Ohr vernahm nur, wie der Nachtwind um den dicken Thurm heulte und die knorrigen Aeste der alten Kastanien knarrten und stöhnten. Fröstelnd suchte der enttäuschte Gefangene sein Lager, in sich ungewiß, ob er einen Fluchtversuch wagen solle, wenn die Gelegenheit sich morgen etwa darbot. Für sich hätte er das nie gethan, aber bei der Gefahr, in der sein Kind schwebte, wollte er gern jede Lästerung der Feinde tragen, falls nur Lydia dem geöffneten Rachen des entsetzlichen Ungeheuers entrann, das mit seinen Krallen sie schon erfaßt hatte. Noch lange hörte er von seinem Lager, das der Schlaf floh, hinaus, ob nicht das Klopfen sich wiederhole, aber er hörte nichts als das Seufzen des hinsterbenden Windes. Bei jedem neuen Stoße wiederholte das Thal das tiefe und melancholische Stöhnen, mit dem die alten Bäume dem Winde antworteten und dann sank das Heulen des Sturmes wieder zu einem leisen Aechzen herab und wie das menschliche Herz seine eigenen Schmerzen hineinträgt in die Natur, so klangen für den Gefangenen des dicken Thurms diese Töne gleich den Schmerzenslauten eines von der Tortur erschöpften Unglücklichen, dem die ersten Qualen einen wilden Aufschrei entreißen, der aber schließlich nur noch leise zu wimmern vermag. Die Nacht wich bereits dem bleichen Scheine des nahenden Morgens, als ein schwerer Schlaf sich endlich des geprüften Vaters erbarmte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eraſt hatte recht gehört. Das Klopfen und Bohren und Hämmern bedeutete einen Rettungsverſuch. Allen Vorſtellungen der Frau Belier gegenüber hatte Felix darauf beharrt, er müſſe Eraſt wenigſtens die Möglichkeit des Entrinnens gewähren. Falls der Rath ſeinen Vorſchlag ablehne, ſagte er, ſo habe er Klytia doch gezeigt, daß er ihr treuer Freund auch im Unglück ſei und der Troſt, den ſein Mädchen daraus ſchöpfe, ſei ihm jede Gefahr und jede Arbeit werth. Dieſer letzte Grund hatte dem romantiſchen Sinne der wackern Franzöſin doch einigen Beifall abgenöthigt. Zwar verſagte ſie jede Mitwirkung bei einem Unternehmen, das Eraſt ebenſo leicht ſchaden als nützen konnte. Aber ſchon um ihn los zu werden, erklärte ſie, falls Felix die Befreiten bringe, werde ihr ritterlicher Gatte ihnen eine Zuflucht nicht abſchlagen. Mit irgend einer großen Waarenſendung des reichen Kaufherrn konnten Vater und Tochter dann den Rhein erreichen und nach Baſel oder nach Holland ſich wenden, wie es Eraſt gefiel. Die nächſte Sorge des Meiſters war nun, zu erkunden, in welchem Gelaſſe des dicken Thurmes Eraſt untergebracht ſei. Scheinbar unbefangen, obgleich es ungewöhnlich war in dieſer dämmernden Abendſtunde, begab er ſich auf ſein Gerüſt, das

bereits bis auf die halbe Höhe abgetragen war, und an ein Fenster der jungen Kurfürstin gelehnt, schaute er scharf nach dem dicken Thurm hinüber. Die Fenster mit den Vorhängen konnten die des Arztes sein, wenn man ihn nach Verdienst behandelte. Aber über diesen lehnte an einem Gitter eine männliche Gestalt; war das der Rath? Doch wer bürgte dafür, daß man ihn überhaupt auf dieser Seite untergebracht hatte? Auch war es nicht mehr hell genug, irgend jemanden zu erkennen. Es blieb doch nichts übrig, als sich geradezu nach Erast's Zelle zu erkundigen, obgleich das nicht leicht geschehen konnte, ohne Argwohn zu erwecken gegen den Frager. Als Felix eben hinabsteigen wollte, trat ein Herr aus der Tiefe des Zimmers an das Fenster heran und sagte, als ob er ihn länger schon beobachtet hätte: „Ja, ja, lieber Freund, auch ich beklage das Schicksal des Mannes, der uns Italienern so treu ergeben war und begreife euren Schmerz um die holde Lydia vollkommen."

„Oh, dann sendet euch die Madonna", rief der Maler. „Bitte, edler Herr, wo ist die Zelle Erast's?"

Der blasse Kopf Pigavetta's erschien im Fenster und als seine spitzen Zähne sich gegen das Ohr des Malers schoben, glich er einem Raubthiere noch mehr als sonst. „Ihr wollt ihn befreien", flüsterte er.

„Ich möchte nur wissen, wo der Vater meiner Verlobten wohnt."

„Richtig, ich vergaß ja, daß Lydia euer ist, das arme Kind." Er will natürlich beide befreien, dachte er, darum schlich er den halben Mittag um den Hexenthurm. Stürmisch trug ihm der Maler seine Ueberzeugung von Lydia's Unschuld vor. „Wer könnte sie auch für schuldig halten?" sagte Pigavetta zerstreut. „Es käme darauf an,

diese günstige Gelegenheit zu benutzen", rechnete der alte Jesuit für sich. „An der Bestrafung des dicken Schächers ist nichts gelegen und ein unbequemer Zeuge bleibt er immer. Empfiehlt der alte Sünder sich, so ist alles klipp und klar. Hört, junger Freund", sagte er dann in cordialem Tone, „wir sind Landsleute, spielen wir kein Verstecken miteinander. Mir liegt Erast's Leben am Herzen, denn ich verdanke ihm viel und über seines Kindes Schicksal habe ich diesen Mittag blutige Thränen geweint. Vertrauet mir, ich will sie befreien, wollt ihr es auch?

„Sanguinaccio di dio, ob ich es will?" sagte Felix begeistert.

„Gut, mein Freund. Der Kerker Erast's ist dort, wo eben das Licht angezündet wurde. Es ist derselbe, in dem Sylvanus saß, ehe er in die heillose Zelle in Mannheim abgeführt ward, wo ihn das Wechselfieber aufreibt, den armen Mann! Wie ihr das Fenster erreichen wollt, müßt ihr selbst erwägen. Daß die Wachen morgen Abend gut schlafen, laßt meine Sorge sein. Beeilt euch aber, denn den Spruch über Erast werden sie in diesen Tagen fällen."

Felix wollte Pigavetta danken, da war er bereits in ein Nebengemach verschwunden und Stimmen, die im Innern laut wurden, nöthigten auch Felix zum Rückzug. Seit er wußte, wo Erast zu suchen war, machte ihm das Uebrige geringe Sorge. Alle Pläne des Schlosses waren in seiner Hand und er hatte nur durch Söller und Speicher einen bequemen Weg nach dem hohen Dachfirst auszumitteln, der zunächst an das von Pigavetta bezeichnete Fenster stieß. Seit seine wahnsinnige Aufregung sich gelegt hatte, war der Italiener wieder der kalte entschlossene

Baumeister, der jeden Umstand wohl erwog. Zunächst galt es, sich der Schlüssel zu dem geheimen Gange zu bemächtigen, der an der westlichen Mauer zur Stadt hinabführte. Mit den Gewohnheiten des Pförtners bekannt, nahm er dieselben sofort jetzt, während der wackere Mann seinem Abendbrote zusprach, vom Schlüsselbrett und deckte des Vogtes schwere Wintermütze über die leere Stelle. Einen Theil der Nacht und den folgenden Morgen benutzte er, um seine Strickleiter fester und bequemer zu machen, damit Lydia nicht am Ende ein Opfer seines Rettungsversuches werde. Als dann die Mittagsstunde alle Insassen des Schlosses von ihrer Arbeit abgerufen, versah er sich mit einem festen Drahte und einigen Instrumenten. Dann stieg er leise die Treppen des Ruprechtsbaues hinauf, bis er an einer Speicherthüre anlangte. Mit dem Drahte fertigte er sich alsbald einen Haken, der ihm die Thüre aufschloß. Kein Mensch war um diese Zeit auf dem hohen Schloßspeicher, der unter dem Brande der Mittagssonne glühte. Eine stille bläuliche Bodendämmerung herrschte in dem hohen Raume und in den durch die Luken schräg einfallenden Lichtstreifen tanzten die Sonnenstäubchen wie ein wimmelndes Sternenheer. Der Maler durchschritt den dämmerigen Söller bis zu einer Stiege, die durch einen Ausschnitt der Decke zu einem weiteren Boden führte. Er wußte, daß er sich jetzt über dem Theile der Burg befand, dessen Giebel an den dicken Thurm anstieß und durch den schmale Treppen zu dem geheimen Gange leiteten. Eine flache Bodenthüre zeigte den Ort, wo diese Treppe begann. Sie war fest verschlossen; darauf gefaßt holte der Meister einen Meißel hervor und löste mit aller Bequemlichkeit die Schrauben. In einer halben Stunde war das ganze Werk vollbracht

und nachdem er die Thüre abgehoben, gelangte er über eine hölzerne Treppe nach einem fest gemauerten Raume mit vergitterten schmalen Fenstern. Die eisernen Ringe an den Wänden zeigten, daß er sich in einem geheimen Gefängnisse befand. Eine Nische mit einer eisernen Kette, die über ein Rad lief, erzählte von geheimen Hinrichtungen in diesem stillen Raume, von dem kein Laut nach dem Schloßhof hinüber drang. „Auf diesen Schemel könnten sie auch dich setzen", dachte Felix, „und dir die Kette um den Hals legen, dann dreht einer das Rad, und die eiserne Schlinge zieht sich zu und erwürgt das Opfer." Ihn schauderte. Wie viele Staatsverbrecher gleich Ernst wohl in der Stille hier ihre letzten Seufzer ausgehaucht haben mochten? Eine weitere Treppe führte an ähnlichen Zellen vorüber. Der Maler warf nur einen scheuen Blick hinein, und sah mit Beruhigung, wie große Ratten sich wohlgemuth in den unbewohnten Räumen tummelten. Wiederum gelangte er auf eine feste, liegende Thüre von Eisen, deren Schloß er nicht zu öffnen vermochte. Auch die eingerosteten Schrauben widerstanden seiner Kraft. Es blieb ihm nichts übrig, als den ganzen Weg nach seiner Stube zurück zu machen, um sich mit Oel und stärkeren Instrumenten zu versehn. Nun erst gelang es ihm, auch diese Thüre zu heben. Sie führte zu einer festen steinernen Wendeltreppe, auf deren oberster Stufe eine Laterne mit einem Talglicht stand. Dieses zündete sich der Maler an und stieg wohl dreihundert Stufen abwärts. Zu dem schweren Schlosse der untersten Thüre hatte er den Schlüssel bei sich. Er öffnete sie und fand sich in einem langen, dunkeln Gange, der schließlich in einem kleinen Hofraume in der Nähe der Zwingermauer mündete. Sachte schloß er das unscheinbare kleine Thürchen auf, das Hof und

Straße noch trennte, und kehrte dann denselben Weg zurück, indem er die sämmtlichen Thüren hinter sich nur leise anlehnte. Bei dem oberen Giebelraume wieder angekommen, erwog er nun, wie er von dem darüber liegenden Fenster Erast's einen bequemen Weg nach dem Dachfirste bahnen könne? Das Sicherste, um Lydia vor jedem Schaden zu hüten, schien dem Maler, eine Leiter hierher zu schaffen und dann eine hinlängliche Lücke in den Giebel des Daches zu brechen. Vom Thurmfenster bis zu dieser Oeffnung mußte dann seine Strickleiter helfen. Nachdem er sein Handwerkszeug im Schatten des Sparrwerks verborgen, kehrte er nachdenklich über die verschiedenen Speicher zurück, indem er erwog, wie es möglich sei, am hellen Tage eine hohe Leiter hierher zu bringen? So war er bis zu dem Obergeschoß des Ruprechtsbaues gelangt, wo die Dienstbotenwohnungen begannen, als ihn ein Geräusch erschreckte. Eine alte Schaffnerin stand vor ihm, auf deren Angesichte die entrüstete Frage zu lesen war, was der Herr Italiener hier oben wolle? Felix lachte so fröhlich er konnte, machte ihr ein Zeichen zu schweigen und stieg ruhig die Treppe hinunter. Die Frau schaute ihm böse nach und sagte: „Der hat es also auch schon weg, daß die rothe Frenz Besuche annimmt. Noch diese Woche soll mir aber das verliebte Weibsbild aus dem Dienste" und sie ging in ihr Zimmer, indem sie zornig die Thüre zuschlug. Felix schien es nach dieser Begegnung nicht mehr gerathen, vor Einbruch der Nacht sich wieder oben zu zeigen. Erst als alles schlief, begab er sich zu dem oberen Giebelraume und indem er kunstgerecht vier Reihen der Ziegel bis zum Firste abdeckte und das Sparrwerk mit seinen Latten bloßlegte, stellte er mühsam freilich, aber vollkommen sicher, eine bequeme Leiter her, auf der ein Kind herauf und

herab zur Fensteröffnung gelangen konnte. Nachdem er sich auf der Höhe des Daches noch einen festen Standort, gleichfalls durch Entfernen der Ziegel, gesichert hatte, bohrte er geräuschlos Löcher in die runde Mauer des darüber sich erhebenden dicken Thurmes und schlug Haken ein, um das etwa zwölf Fuß über ihm gelegene Fenster zu erreichen. Die Einfügung der oberen Eisen, die er, auf der Strickleiter stehend, bewerkstelligen mußte, war nicht ohne Gefahr. Der Nachtwind ging heulend und pfeifend um den Thurm und hinderte seine Arbeit, doch übertönte er auch das Klopfen seines Hammers. Endlich war der letzte Haken fest und nun hatte er gewonnenes Spiel, denn jetzt konnte er an dem Fenstergitter das Ende seiner Seile befestigen und brauchte Lydia's theueres Leben nicht den unsicheren Eisen anzuvertrauen, an denen er selbst emporgeklettert war. Nachdem er die Seile festgeknüpft, schlang er seinen Arm um das Gitter und zitternd vor Aufregung klopfte er mit seiner ermüdeten Hand an das Fenster Erast's. Eben wollte er zum zweiten Male pochen, da öffnete sich das Fenster von innen. „Seid ihr's, Erast?" fragte Felix leise. „Ich bin's", antwortete es halblaut. „Ist Lydia bei euch?"

„Sie schläft."

„So nehmt hier die stählernen Sägen und dieses Fläschchen mit ätzender Flüssigkeit und schneidet an dieser Seite die Stäbe durch. Aber ja nicht hier, denn hier hängt die Leiter. Die Oeffnung wird auch so groß genug sein, um Lydia und euch hindurch zu lassen."

Sägen und Fläschchen verschwanden alsbald in dem Fenster. „Ich steige inzwischen hinunter", fuhr der Maler fort, „um das Ende der Leiter zu lösen, damit ihr sie höher ziehen und noch fester anbinden könnt. Aber bei

den Augen der Madonna, seid vorsichtig, ein Fehltritt stürzt euch in die Tiefe. Weckt Lydia erst, wenn ihr fertig seid, es ist nicht nöthig, die Zeit der Spannung für sie zu verlängern."

Schon während des Hinabsteigens hörte Felix, wie eine kräftige Hand das Eisen oben zu durchschneiden begann. Er begab sich demgemäß in den Speicher zurück, durchmaß den ganzen Weg, den er Vater und Tochter führen mußte, fand alle Thüren offen und alle Gänge still; er zündete also getrost etliche Lichter an, die er mitgebracht, um den Weg deutlich zu bezeichnen. Dann kehrte er nach dem Dachfirste zurück, wo er Eraſt unermüdlich arbeiten hörte und die Eisenspähne ihm selbst auf's Haupt rieselten. Jetzt war die Arbeit gethan, das ausgeschnittene Gitter wurde mit kräftigem Rucke zurückgezogen und innen abgestellt. Nun wurde auch die Leiter angezogen. Felix sah, wie zwei Hände sie oben kräftig festbanden. „Er wird doch Lydia zuerst herabsteigen lassen", dachte der aufgeregte Maler, „damit er ihr von oben behülflich sein kann." Da erschien bereits eine dunkle Gestalt auf der Leiter. „Holt Lydia zuerst", rief Felix, aber unaufhaltsam klomm der schwere Mann die Mauer abwärts, jetzt stand er auf dem Firste und eilte über die Sprossen nach dem Fenster, Felix half ihm herein. Da wendete der glücklich Befreite das Haupt und Felix schaute in das dicke, rothe Gesicht des Pfarrers Neuser. Seine erste Regung war, den verhaßten Pfaffen zu fassen und mit einem Stoße in den Abgrund zu schleudern.

„Corpo di Bacco!" rief er entrüstet, „was loget ihr mir vor, ihr seiet Erast?"

„Ah, Signor Italiano", sagte Neuser keuchend, „euch verdanke ich meine Rettung!" indem er ohne einen Augen-

blick zu verlieren zum Boden der Dachkammer herab=
sprang.

„Birbante!“ zischte Felix, „coglione!“

„Lieber Herr“, sagte der Pfarrer gelassen, indem er den rinnenden Schweiß sich von der Stirne wischte, „hat mich nicht euer Herr Bruder im Hirsch belehrt, Ver=
stellung sei eine Tugend, wie alles, was dem Menschen Gewalt gibt über seine Mitmenschen? Sagt dem frommen Magister, Pfarrer Neuser lasse ihm danken für diese nütz=
liche Wahrheit.“

Felix knirschte vor Wuth, aber Neuser sagte gut=
müthig: „Wie könnt ihr mir zumuthen, Herr, daß ich mich köpfen lasse, während dem guten Herrn Rath das bischen Gefängniß gewiß nicht an's Leben geht.“

„Ihr habt gehandelt wie ein Deutscher“, sagte Felix schroff. „Eine unschuldige Jungfrau überlaßt ihr dem Hexenrichter, wenn nur ihr euern feisten Leib salvirt.“

„Gemach, Signor Italiano“, sagte Neuser ruhig. „Für meinen viereckigen Schwabenschädel wäre dieses Plänchen viel zu rund gewesen. Der mich's lehrte, war euer Landsmann Pigavetta.“

„Pigavetta!“ rief Felix erstaunt, „der hat mich ja auf dieses Fenster gehetzt.“

„Seht ihr, lieber Herr. Ich war euerem Herrn Landsmann zu ungelegener Stunde zurückgekommen, da er allerlei Briefe unter des entflohenen Pfarrers Papieren gefunden haben wollte, von denen dieser nichts weiß. Da bot er mir Reisegeld und freien Abzug, wenn ich ver=
schwinde.“ Der Pfarrer klimperte dabei mit einigen Thalern in der Tasche. „Auch noch allerlei Schriftliches wollte der kluge Herr von mir haben, was ihm zu seinen Akten paßte, ich aber traute ihm nicht und sagte, ich

wollte es ihm schicken, wenn ich erst frei sei. Könnt ihm jetzt sagen, ich hätte mich anders besonnen. Aber seht nur nicht so entmuthigt aus. Steigt hier oben in mein Fenster ein. Könnt ihr die Riegel der Thüre sprengen, so findet ihr Crast in der dritten Thüre links. Ich sah ihn gestern durch mein Schlüsselloch. Dann führt ihr ihn denselben Weg wie mich. Wie muß ich gehen?"

„Nach dem Lichte dort, dann rechts, wo ihr wieder Lichter seht", sagte Felix unmuthig.

„Habt schönen Dank", erwiderte Neuser herzlich. „Grüßt auch den theuern Gottesmann Olevianus und sagt ihm, falls ihn nach meinem Kopfe gelüste, solle er es nach Konstantinopel schreiben. Ich habe die Kirchenräthe und Amtmänner nachgerade satt und will's einmal mit den Muphtis und Kadis probiren." Damit hörte ihn Felix durch die Söller weiter tappen und nach einer Weile verhallten seine Schritte in dem geheimen Gange nach unten.

„Ich muß des Pfaffen Rath befolgen", sagte Felix in müdem Tone. Er mußte sich Mühe geben, nicht zu weinen vor Kummer und Enttäuschung. „Ich will suchen durch Neuser's Zelle zu Crast zu gelangen, und die Riegel sprengen, wenn es angeht." Unverdrossen kletterte der gewandte Mann die Mauer nochmals empor und schob sich durch die Lücke der Stäbe. „Hätte die Gefängnißkost den hochwürdigen Herrn nicht magerer gemacht, so wäre er hier auch nicht durchgekommen", dachte er dabei unwillkürlich. Im Dunkeln tastete er nach der Thüre. Endlich hatte er den Ort gefunden und konnte die Schlösser prüfen. Aber er sah bald, daß keines seiner Werkzeuge geeignet sei, diese festen Bänder zu lösen. Ein lichter Schein hinter dem Königsstuhle verkündete den nahenden

Morgen. So band er seine Leiter ab und stieg an den eingeschlagenen Eisen die Mauer abwärts. Todtmüde, wie er war, mußte er nochmals den ganzen geheimen Gang durchmessen. Die Schlüssel steckte er nach der Straßenseite des kleinen Thürchens, damit es scheine, als sei die Hülfe von dort her gekommen, die Lichter nahm er an sich, die ausgehobenen Thüren schraubte er wieder in ihre Bänder und nachdem er so jede verrätherische Spur entfernt, kehrte er zum Sterben erschöpft nach seiner Stube zurück. Sorglich räumte er noch die gebrauchten Gegenstände in ein Versteck und sank dann schon halb im Schlafe auf sein Lager. Als er erwachte, stand der Hofdiener Bachmann vor ihm, um sich nach dem Zustande seiner Kopfwunde zu erkundigen. Felix ließ sich gern einen neuen Verband anlegen und blieb zu Bett, um sich satt zu schlafen. Mit schlecht verhehlter Freude erzählte inzwischen der alte Mann, daß Pfarrer Neuser auf ganz wunderbare Weise aus der Haft entkommen sei. Das Thürchen des geheimen Ganges sei offen gewesen und der Kastellan sei verhaftet worden, weil der Schlüssel ihm fehle. Neuser habe viele Freunde in der Stadt und da sei es kein Wunder, daß man ihm geholfen. Aber der Kurfürst sehe darin einen Beweis, daß die Verschwörung zu Gunsten der Arianer noch immer bestehe und man sage, er habe im Zorne nach dem Amtmanne geschickt, um das Todesurtheil an Sylvan und seinen Collegen Vehe und Suter nun dennoch zu vollstrecken. „Mögen ihre Knochen am Galgenberge bleichen", sagte Felix kalt, kehrte sich zur Wand und schlief ruhig weiter.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Magister Paul war an dem Mittage, nachdem der Zusammenstoß bei dem Hause des Täufers im Kreuzgrunde stattgefunden hatte, wie im Traume dem Walde zugeschritten und hatte sich pfadlos zwischen den Bäumen verloren. Es war keine finstere Einbildung, es war reine nackte Wahrheit: von dem wohlgehüteten Geheimniß seines Innern hatte eine gerechte aber rauhe Hand den Schleier hinweggerissen und vor den Leuten, die ihn als halben Heiligen betrachteten, hatte er gestanden als überführter Verbrecher, als Jugendverführer, als Gaukler, der das Heiligste mißbraucht, um seinen Lüsten zu fröhnen. Die gebundene Hexe, die dem Holzstoße entgegenging, erschien ihm beneidenswerth neben der Rolle, die er gespielt hatte und das verworfene Weib hatte das wohl selbst gefühlt, so froh funkelten ihre Augen, als sie sein Geheimniß in die Welt hinausschrie. Der Ketzer und Wiedertäufer hatte ihn behandelt wie einen armen Sünder und er hatte schweigen müssen. Sein Wohlthäter Erast aber war vor ihm zusammengebrochen, wie in's Herz getroffen durch ein verrätherisches Blei, das er hinterrücks auf den Mann entsendet hatte, der ihm nur Gutes gethan. „Oh Gott!" stammelte Paul, indem er zwischen dem Strauchwerke und den Hecken umhertaumelte, „ich habe das

nicht gewolle. Du bist mein Zeuge; ich wollte niemandem Böses thun, es war nur ein finsterer Zauber, der mich und sie in's Verderben trieb." Wie um seinen Gedanken zu entfliehen, rannte er athemlos den Berg hinan. „Ein Zauber", raunte ihm der Geist der Selbstentschuldigung zu. „War es ein Zauber?" Konnte nicht die Hexe dieses böse Feuer in ihm entzündet haben, in dem alle seine guten Vorsätze immer wieder niederbrannten? Als hätte er von einer Tollwurzel gegessen gehabt, in so blinder Wuth war er in sein Verderben gerannt. Oder war am Ende dieses schöne Kind selbst eine Veranstaltung des Satans, der seine Ehre darein setzte, den primus omnium des Collegiums zu Venedig vom rechten Wege abzulocken? Wer anders als der Teufel hatte ihm den unsinnigen Gedanken damals eingeblasen, Lydia gerade nach dem verrufenen Kreuzwege zu bestellen, da er doch an hundert unverfänglichen Orten mit ihr hätte zusammenkommen können? Aber wie, bei allen Heiligen, konnte Lydia der Ladung Folge leisten? War sie am Ende wirklich, wie die Hexe sagte, am Holtermann wohl vertraut? „Woher auch hat sie diese überirdische Schönheit?" — Oh, nun war es begreiflich, weshalb sein Herz in diesen Flammen brannte. Dann lachte er wieder höhnisch vor sich hin: „Und des Narren Tochter im Hirsch, war die auch eine Hexe? und die jungen Mädchen in der Kapelle?" In solchen Gedanken kam er auf einen einsamen Fußweg heraus und ließ sich erschöpft auf einem Baumstrunke nieder. Tiefsinnig starrte er vor sich hin, indem er den Kopf in seine Hände stützte. „Ich war bezaubert, bezaubert", seufzte er laut.

„Ein jeglicher wird versuchet, wenn er von seiner eigenen bösen Lust gereizet und gelocket wird", sagte eine

ernste Stimme neben ihm. Entsetzt fuhr der scheue Flüchtling empor; ihm bangte für seinen eigenen Kopf. Aber neben ihm stand der Täufer. Wie vergeistert schaute der Priester dem unheimlichen Ketzer in das wetterharte Angesicht. Der aber fuhr ruhig fort: „Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod."

Der junge Mann legte seine beiden feinen Hände vor sein bleiches Angesicht und sank wieder auf seinen Sitz zurück, indem er sein Haupt vor dem seltsamen Greise neigte.

„Ihr dauert mich, Magister Laurenzano", fuhr der Täufer fort, „ich habe euch allezeit für einen wackeren Mann gehalten, der viel Gutes schaffen könnte mit seinen großen Gaben im Dienste unseres Herrgotts, wenn er die Kutte abwerfen wollte, die sie ihm übergeworfen haben wie eine Schlinge und wenn er Muth genug hätte, die dunkeln Gelübde abzuschütteln, in die sie ihn verstrickt. Sagt den Papisten Valet, nehmt ein Weib, da ihr zum Mönche die Kraft nicht habt und lebt schlecht und recht von euerer Hände Arbeit oder den Gaben eueres Kopfes."

Laurenzano schüttelte trübe das Haupt und ein ersticktes Schluchzen drang empor aus dem verdeckten Angesichte.

„Ich kann mich hier nicht verweilen", sagte der Alte, „und es kommt nicht viel Kluges dabei heraus, wenn Männer weinen. Die Häscher, die ihr gegen mich aufgebracht, sind mir vielleicht schon auf den Fersen und droben wartet mein Knabe. Aber das sage ich euch: falls für Erast's Tochter aus der Anklage der wahnsinnigen Sibylle Gefahr erwächst, so werdet ihr euch stellen und den Richtern sagen, daß das arme Kind nicht

den Satan droben suchte, sondern euch, ihren Lehrer, ihren Prediger, ihren Hirten. Habt ihr dazu nicht den Muth, so wird der Herr diese Seele von euch fordern am Tage der Schrecken. Und zum zweiten: wir sind alle von Fleisch und Blut und soll keiner den Andern richten, aber wenn ihr in dieser Kutte bleibt, so erinnert euch euerer Pflichten besser als im Stifte, wenn ihr wieder vor die Kleinen tretet und gedenket des Worts: 'wer ärgert dieser Geringsten Einen, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde und er ersäufet würde im Meere, wo es am tiefsten ist.' Und nun lebet wohl."

Als Paul wieder aufschaute, saß er allein im Walde wie zuvor. War ihm sein Schutzengel im Gewande des Ketzers erschienen oder war diesem Sohne des Teufels Gewalt gegeben, in seinem Herzen zu lesen und das Innerste herauszuwinden? Die Ausflüchte, in die er sich verbergen, die Schleier, mit denen er seine Schande verhüllen wollte, die Vorhänge, mit denen er das Häßliche zu verkleiden im Begriff gewesen, hatte dieser Bauer mit seiner rohen Faust hinweggefegt, er stand vor sich selber da als der arme Sünder, der er war. Da war nun weiter nichts mehr zu sagen und zu entschuldigen. Er war überführt. Mit einem Seufzer erhob er sich, trocknete sein Angesicht, damit niemand sehe, daß er geweint und schritt in dumpfem Schmerze auf der Straße, die er nun erreichte, zwischen hohen Eichen und Buchen vorwärts. Was sollte er nun thun? Sollte er unter den Leuten drunten erscheinen, die alle seine Schande kannten und mit Fingern auf ihn weisen würden? Sollte er wieder nach Speyer entrinnen und in der Krypta des Doms den Exercitien obliegen, die ihm Ruhe gegeben hatten —

für zwei Wochen? Da stand er an dem tiefen Teiche am Eingang des Orts, aus dem sie schon mehr als ein junges Ding heraufgezogen hatten, das den nassen Tod dem Sitzen auf dem Armensünderstuhle und der Kirchenbuße vorgezogen. „Ihm wäre besser, daß er ersäufet würde", hatte ja der Mann im Walde ihm gesagt. Mit stumpfem Blicke betrachtete er den tiefen schwarzen Spiegel. „Ihm wäre besser", murmelte er, „besser, sehr viel besser." Nur das kleine Mädchen, das dort den Weg herabkam, wollte er noch vorübergehn lassen, dann wollte er den Rath des Täufers befolgen. Es muß ja doch wieder neues Aergerniß kommen, also besser ist besser."

Da sprang das Kind, das er gesehen, ihm fröhlich entgegen. „Ach, Herr Pfarrer", rief es, „wie gut, daß ihr da seid, die Mutter hat das Fieber wieder ärger und hat immer geweint und verlangt, wir sollten nach dem Herrn Pfarrer suchen und der solle mit ihr beten." Und die Kleine ergriff seine Hand und zog ihn nach dem Dorfe. Willenlos folgte er ihr, als sie ihn in ein kleines dumpfes Häuschen führte. „Oh, Herr Pfarrer", tönte es aus einer engen Kammer, „nun wird es schon besser." Und der hohe blasse Mann sank zu den Füßen der Kranken nieder und begann ein Gebet: „Der Herr will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er sich bekehre von seinem gottlosen Wesen und lebe." Sein eigen Leid trug er dem Herrn vor. In's Ohr dieser armen Kranken sagte er es sich selbst, daß Gottes Gnade uferlos sei wie die Wasser des Oceans und daß er unserem Fuße Boden weiß, auch am Tage der Noth, da wir meinen zu versinken. Als er geendet, war es ruhiger in ihm geworden und still blieb er noch eine Weile bei der Kranken sitzen. Dann rüttelte er sich auf, um in der Abtei die Arznei zu holen,

die hier noththat und nach den andern Kranken zu sehen, und nachdem er viele Stunden in heißer aufopfernder Arbeit sich um alles gekümmert, kam ihm im kühlen Wehen des Abendwindes, während der Mond mild und freundlich über den Tannenbergen aufging, die stille Friedensbotschaft, daß wir unsere Sünden nicht sühnen in einsamen Stunden qualvoller Reue und schlafloser Nächte, sondern im lebendigen Austausche der Werke der Menschenliebe und der Sorge für fremdes Wohl, damit der Wunden mehr seien, die wir geheilt, als derer, die wir geschlagen.

In solcher eifriger, rastloser Pflichterfüllung waren Paul etliche Tage freudlos aber minder friedlos als die früheren dahingegangen, als ihm eine Botschaft aus der Stadt alle Schrecken des Gewissens auf's neue wach rief. Durch den Schulzen des Ortes erhielt er eine Ladung auf den ersten Tag der nächsten Woche zugestellt, an welchem er auf der kurfürstlichen Kanzlei als ehemaliger Freund des Erast'schen Hauses dem Amtmann Rede stehen solle über alles, was er von den Beziehungen des vormaligen kurfürstlichen Rathes zu Pfarrer Neuser und den übrigen Arianern wisse, wobei er zugleich über das, was ihm von dem Glauben und Wandel der Jungfrau Lydia Erast bewußt sei, Zeugniß abzulegen habe, da solche in crimine maleficii in Untersuchung genommen worden. Damit war der mühsam errungene Friede wieder völlig dahin. Auf's neue brannte das Kainszeichen auf seiner Stirne, aber jeder Schimpf und alle Schande, die auf ihn selbst hereinbrechen mußten bei diesen öffentlichen Verhandlungen, kümmerten ihn wenig neben der entsetzlichen Angst, er könne über das reine junge Wesen, nach dem er seine sündhaften Blicke erhoben, das gräuelvollste Ende

herausbeschworen haben. Allzugenau war ihm das Gerichtsverfahren, mit dem Lydia bedroht war, bekannt, als daß ihn der Gedanke daran auch nur einen Augenblick hätte verlassen können. Keine Aufopferung und Selbsthingabe, kein heißes Gebet vor der Gemeinde im Gottesdienste, noch im eigenen Kämmerlein vermochte dieses Gespenst zu beschwören und das veränderte Wesen des Pfarrers fiel selbst den einfachen Leuten des Landstädtchens auf, die bis dahin felsenfest an ihm gehangen hatten. Die Kunde von dem Vorgang im Kreuzgrunde breitete sich aus und als er an dem letzten Sonntage, der ihm hier beschieden war, so gut er es in seiner Stimmung vermochte, warme Abschiedsworte an die Gemeinde richtete, war bei seinen Zuhörern das Mißtrauen gegen ihn stärker als die Erinnerung an das Gute, was er gebracht und da er am Mittage zum letzten Male bei Dem und Jenem vorsprach, erntete er in manchem Hause nur einsilbigen Dank und einen kühlen Abschied, denn die Frauen raunten sich zu, er habe seine Wunder mit dem Bösen vollbracht und er gehe darum so verstört umher, weil ihm der Teufel in einer der letzten Nächte erschienen sei, um als bedungenen Lohn seine Seele von ihm zu fordern. Ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit durchdrang ihn. Hatte er nicht über diesen Leuten gewaltet wie ihr Schutzengel, seine Weisheit hatte sie gerettet, als sie gegen sich selbst wütheten, seine Liebe hatte gewacht, wenn sie schliefen, seine Opferfreudigkeit hatte sie wieder aufgerichtet, wenn sie ermüdeten. Und das also war ihr Dank, daß sie zischelten: er hat's vom Bösen. Aber freilich, wer hatte ihn geheißen, Wunder thun? Das Mittel war wirksam gewesen, aber mit dieser Wirkung des ersten Eindrucks hatte er seinen Lohn dahin. Solche

Gedanken gingen ihm durch sein unruhiges und gepreßtes Herz, während er sich in der letzten Nacht schlaflos auf seinem Lager quälte und schon vor Sonnenaufgang erhob er sich und trat ohne Geleit seinen schweren Gang nach Heidelberg an. Wenn er aber darauf gerechnet hatte, in einsamer Stille seinen Weg zurückzulegen, so sah er sich getäuscht. Im Walde wurde er von einzelnen Gruppen von Landleuten überholt; sie drängten alle nach der Stadt. Es mußte drunten irgend ein Schauspiel zu sehen sein, denn die Bauern eilten, einander zuvorzukommen und aus ihren Gesprächen vernahm Laurenzano, daß sie sich darüber stritten, von welchem Platze man den sehenswürdigen Vorgang am besten werde beobachten können. Da ergriff ihn die unbestimmte Angst, es könnte die Hinrichtung Lydia's gelten. Von bösen Ahnungen gepeinigt, beschleunigte er gleichfalls seine Schritte und doch wagte er es nicht, einen der zahlreichen Wanderer zu fragen, was in Heidelberg vorgehe, denn er fürchtete, der werde ihm in's Angesicht lachen und sprechen: „Wer sollte das besser wissen als du, teuflischer Pfaffe?“ Da gewahrte er, daß eine dunkel gekleidete hohe Gestalt sich an seine Fersen geheftet hatte und stets in seiner Nähe sich hielt. Ging er schnell, so beeilte auch der Fremde seine Schritte, ging er langsam, so hielt auch der Andere ein in seinem Laufen. Paul schaute mehrmals zurück nach dem Fremden und sah einen in schwarzen Sammt gekleideten Herrn mit schwarzem Barett und schwarzem Vollbart, der in aufrechter Haltung ihm folgte. War es ein Bote Pigavetta's oder sollte der Amtmann ihm diesen Kriegsmann nachgeschickt haben, um ihn zu beobachten, damit er nicht entfliehe? Der Gedanke empörte seinen Stolz und er erhob hochmüthig sein Haupt und ging gemessenen Schrittes

Heidelberg zu, dessen Thürme bei der Biegung des Weges bereits vor ihm auftauchten. Auf der Straße am Flusse angekommen, sah Laurenzano die Schaaren der Landleute sich mehren und da ihn sein Begleiter auch jetzt nicht außer Augen gelassen, übernahm ihn der Verdruß, er hielt an und fragte den zudringlichen Fremden in dem gleichgültigsten Tone, den er erheucheln konnte: „Wird heute die Hexe verbrannt in der Stadt, daß die Leute so drängen?" Da traf ihn unter den buschigen schwarzen Brauen des Kriegsmannes ein Blick, der ihm bekannt und unbekannt erschien und dann sagte der Andere mit leisem Hohne: „Ihr müßt ein sehr gutes Gewissen haben, junger Herr, daß ihr den Kopf so hoch tragt, wie nicht alle es dürfen. Das freut mich. Was aber die Hexe betrifft, so soll sie heute gefoltert und morgen gebrannt werden; für heute richten sie nur einen Ketzer, den Inspector Sylvanus, der Gott und Christum gelästert ... aber ihr werdet ja blaß, junger Mann, ist euch etwas?"

„Nichts, nichts", hauchte Paul, „es geht vorüber."

„Nun, es gibt auch Schmerzen, die nicht vorübergehn, einen Wurm, der nicht stirbt, ein Feuer, das nicht verlischt. Der Ladenburger Pfarrer war ein schwerer Sünder und schwacher Mensch, aber noch weniger als mit ihm möchte ich mit dem tauschen, der ihn auf's Schaffot geliefert hat und dem Richter vorgriff, ehe der leichtsinnige Mann vielleicht noch Gelegenheit fand zur Buße und Umkehr. Was meint ihr?"

Paul ging wie im Traume; der Boden unter seinen Füßen schien ihm zu schwanken und hin und herzuschweben, als ob er in Wolken wandle, er sah das Stift bald zur Linken, bald das Schloß zur Rechten tanzen und in seinen Ohren war ein Rauschen, Brausen und Tosen, als ob

er sich in der Tiefe des Meeres befinde. „Ich weiß nicht", stammelte er, als ein Adlerblick seines Begleiters ihn traf und gebieterisch Antwort begehrte.

„Ihr wißt nicht, oh da kann ich euch dienen", erwiderte der Fremde. „Der Pfarrer, der heute gerichtet wird, tauschte mit andern Cumpanen in einer Weinstube seine Gedanken und sie redeten im Rausche, was ihnen selbst nicht ernst war. Neben ihnen aber saß ein verkappter Jesuit, der hatte sie behorcht und meldete es dem Kurfürsten, um sich wohlan zu machen bei der Herrschaft. Den kurfürstlichen Rath Erast aber, der mit diesen Aergernissen gar nichts zu thun hatte, verwickelten sie gleichfalls in die Sache, indem sie einen gefälschten Brief, den er gar nicht geschrieben, zu Neuser's Papieren brachten. So sind ihrer ein halbes Dutzend Männer mit ihren unschuldigen Frauen und Kindern im Elend. Was haltet ihr von dem Horcher?"

„Er wird es bereuen", stammelte Paul.

„Bereuen", meinte der Andere. „Gut machen ist die einzige Reue. Aber der Verräther scheint weit davon, denn er trägt den Kopf hoch und hat doch noch ein anderes Päckchen zu tragen, gegen das der Verrath an den Pfarrern ein Kinderspiel ist. Ist euch je etwas der Art vorgekommen, junger Mann?" und wieder traf ein flammender Blick von der Seite den wie im Traume wandelnden jungen Priester. „Der Jesuit, den ihr nicht kennt, spielte den evangelischen Pfarrer; so stahl er einem jungen, unerfahrenen Kinde sein Herz und verlockte es, an einem Kreuzwege bei Nacht mit ihm zusammenzukommen. Sie wird an dem verrufenen Orte ergriffen, zur Hexe gestempelt und geht Qual und Tod entgegen. Er aber, statt sich beim Fürsten zu melden und zu sagen, 'das Kind

ist unschuldig, ich bin der Verführer, ich habe sie dahin gelockt, nicht der Teufel, ich allein bin der Satan, mich foltert, mich brennt' — statt so zu thun, was Gewissen und Ehre verlangte, geht der Unmensch mit erhobenem Haupte einher und fragt mit gleichgültiger Miene den nächsten Besten: wird heute die Hexe verbrannt?"

Paul taumelte wie ein Trunkener. „Ich will ja, ich bin ja auf dem Wege" . . stammelte er.

„Ihr wollt, ihr seid auf dem Wege", erwiderte der Soldat, „ja dann ist es etwas Anderes. Das konnte niemand denken, der euch so fragen hörte; aber ich vergaß, daß ihr von früh auf gelehrt wurdet, wie man es macht, sich recht gründlich zu verstellen. Ich dachte, ihr seiet wieder auf dem Wege nach Speyer, wie damals." Entsetzt schaute Paul den Fremden an.

„Wer seid ihr, der ihr alles wißt?" fragte er, und ein abergläubiger Schauder überlief ihn.

„Ich will euch zeigen, daß ich eueren Vorsätzen der Besserung glaube", sagte der Andere. „Vielleicht stählt es euern Entschluß der Besserung, wenn ich euch Vertrauen zeige." Das Barett des Fremden fiel, den schwarzen Bart hielt er in der Hand, der Täufer Werner stand vor Paul Laurenzano, dem die Thränen in die Augen traten.

„Nicht weinen, junger Freund", sagte der alte Mann mit milder Stimme. „Zu dem, was ihr vorhabt, müßt ihr hart werden, eisenhart. Und damit ihr seht, daß ich euch nur zumuthe, was ich selbst zu leisten erbötig bin, so laßt mich rufen, falls mein Zeugniß von Nutzen für die arme Jungfrau sein sollte. Ihr braucht nur an die alte Elsnerin am Heumarkte die Losung zu schicken: 'Der da zeugt im Wasser bedarf seiner', so wird sie

mich rufen und ich werde kommen, obwohl es meinen Hals gilt.“ Nun reichte Paul dem seltsamen Manne die Hand. „Verzeiht, daß ich euch hart anfaßte, Herr, aber euere Frage schnitt mir durch das Herz. Jetzt weiß ich, daß ihr Lydia nicht opfern werdet.“

„Auch euch habe ich um Haus und Hof gebracht“, stammelte Laurenzano.

„Darum grämt euch nicht. Wer heimathlos ist, dessen Heimath ist überall und je stärker es regnet um so früher hört es auf. Ich gehe fürerst zu Brüdern über dem Rheine und denke, wenn die Trauben reifen, sitze ich wieder in meiner Mühle.“ Warm drückte Paul die schwielige Rechte des Alten, der wies nach der Brücke, während er selbst die Straße längs des Flusses weiter ging.

Paul hatte eben das Brückenthor passirt, als von dem Thurme der Heiliggeistkirche ein Glöcklein zu läuten begann. Es hatte einen seltsamen dünnen Klang, wie zersprungen und doch weithin hörbar; es kündete nicht im milden Austönen Frieden und Gottes Gruß, nein es schnitt wie ein Messer durch das Herz und der junge Priester legte beide Hände vor seine Ohren, um es nicht zu hören, denn er kannte dieses Armensünderglöcklein, das Sylvan's letzten Gang der Welt verkündete. Dann faßte er sich und schritt todtenbleich zum Markte, denn er mußte hinüber zum Schlosse, ehe das Verfahren gegen Lydia begann. Aber am Markte war an kein Durchkommen durch die Volksmasse zu denken. Indem er seine Richtung festzuhalten suchte, gerieth Paul in's Gedränge und ward immer weiter nach dem Schaffot zwischen Kirche und Rathhaus geschoben, dort aber waren die Landleute der benachbarten Gemeinden unter Führung ihrer Pfarrherrn aufgestellt und außerdem sperrte ein Fähnlein

Landsknechte den weitern Weg; rückwärts konnte er nun auch nicht mehr, es war kein Entrinnen. Er mußte dem grausigen Schauspiele zuschauen, dessen Knoten er selbst geschürzt. Der betäubende Lärm der Trommeln und schrille Ton der Querpfeifen meldete die Ankunft des Delinquenten. „Ist das der blühende Mann, der lebensfrohe Inspector von Ladenburg, jene lange abgemagerte Gestalt im Armensünderkleide, der neben dem dicken Pfarrer steht, und, bei allen Heiligen, was soll das Kind, was soll der neunjährige Knabe?" Verwundert schauten die Nachbarn, zwischen die Paul eingekeilt war, auf den heftig redenden Priester, der seine Arme wie verzweifelt nach dem Hochgerichte ausstreckte, als ob er helfen wolle.

„Nun, Herr", nahm ein Bürger das Wort. „Es wird dem Knaben nichts geschehen, aber da er bis zuletzt in Gesellschaft seines ketzerischen Vaters bleiben durfte, haben die Herrn vom Kirchenrathe angeordnet, daß er der Hinrichtung beizuwohnen habe, damit er sehe, wohin die Irrlehre führe, falls er insgeheim mit derselben sollte angesteckt sein." Paul wollte antworten, aber die Musik spielte einen Choral und die Gemeinden sangen unter Führung ihrer Pfarrherrn das Lied: „Nun bitten wir den Heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist." Dann ertönte die mächtige Stimme des Pfarrers, der Gott anflehte, er möge die Gemeinde bei der rechten Lehre erhalten. — „Euere rechte Lehre" zischte der Italiener. — Weiter bezeugte der geistliche Herr, daß Sylvanus von Herzen seine Lästerungen bereue und als frommer Christ gern sterbe, um durch sein Blut die Ehre Gottes wiederherzustellen, die er, verführt vom Satan, unter seine Füße getreten. So sei zu hoffen, daß ihm Gott seine Sünde vergebe und nachdem er sie hinieden schon am Fleische

gebüßt, die Seele werde gerettet werden am Tage des Gerichts.

„Richtet nicht, richtet nicht", murmelte Laurenzano, indem er wie ein Irrsinniger mit sich selbst redete.

Auch Sylvan sah er noch vorgeführt, um allem Volke seine Reue zu bekennen, aber der einst so mächtige Redner sprach heute mit schwacher unverständlicher Stimme; dann küßte er seinen Knaben, der sich verzweifelt an ihn hing. Da zog der Prediger das Kind an sich, der Henker riß Sylvan hinüber zu dem Blocke. Paul schloß die Augen. Er konnte das entsetzliche Schauspiel nicht länger schauen.

„Ich habe diesem Knaben dem Vater geraubt", rief er laut. „Ich habe dieses Kind getödtet." Ein Schrei der Massen, ein Murmeln der Tausende verkündete, daß der Streich gefallen. Als Laurenzano hinüberschaute, sah er nur noch, wie der Knabe ohnmächtig vom Hochgerichte herab getragen ward. Gleichzeitig begann die Musik auf's neue zu spielen. „Du werthes Licht, gib deinen Schein", sangen die Bauern aus vollem Halse. Laurenzano hielt aus in stumpfer Verzweiflung. „Du, du hast es verschuldet", tönte es in seinem Ohre. „Kain, Kain", riefen die Ziegel von den Dächern. Er merkte es kaum, wie die Reihen rings um ihn sich auflösten. Ohne es zu wissen, stand er mit einer Gruppe der rohsten und blutgierigsten Buben noch allein vor dem Schaffot, das vom Blute gereinigt ward. Ein Gefühl dumpfer Verzweiflung lähmte alle seine Glieder. Berghoch hatte die Schuld sich über ihm gethürmt, während er gedacht hatte, Gott zu dienen. Wer hatte dieses Blut vergossen, das der Henker hier abwusch? Wer hatte Erast in den Kerker gestoßen? Wer hatte Klytia in den Hexenthurm gestürzt? Er, er allein. Wohin er schaute, grinste ihm die Meduse

entgegen. Wohin er horchte, hörte er von dem Unglück, das er angestiftet. Von wem sprach die ganze Stadt als von ihm und seinen Thaten? Oh, warum hatte er nicht damals in Schönau den Muth gehabt, sich zu ertränken? Ein irrsinniges Lachen drang aus seiner Kehle. In seinem Ohre hörte er nochmals das Armensünderglöckchen läuten, Worte des Täufers fuhren ihm dazwischen durch das Hirn ... da! nun spielten sie drüben im Hirsch auch noch die schöne Gabriele. „Hinunter, hinunter in den Neckar, dort ist es still“, rief es in ihm. Da fiel in sein Ohr der Zuruf eines angetrunkenen Bauernburschen, der wie ein Blitz in sein dumpfes Brüten einschlug.

„Komm, Maier, jetzt müssen wir die Hexe singen hören.“

„Ach was“, erwiderte der Angeredete, ein rothhaariger, bösartig aussehender Geselle, „das ist ja nichts.“

„Doch, es ist gar zu schön, wenn sie jauchzen und lachen vor Schmerzen.“

Da rüttelte der junge Geistliche sich auf, einen wilden, verzweifelten Blick warf er zum Himmel, dann folgte er den rohen Buben, die eiligst den Weg zum Hexenthurme einschlugen. Eine schmale Gasse leitete zur alten Stadtmauer, dem sogenannten Zwinger, an dem hinter dem Augustinerkloster der Hexenthurm düster emporragte. Vor demselben sah Paul dichte Gruppen von Leuten versammelt, die nach einem Fenster des Thurmes starrten. Ein thierischer Schrei ertönte von dorther, dann wieder ein klägliches Wimmern. „Also, so weit, so weit ist das engelholde Kind gebracht“, rief es verzweifelt in Paolo's Innern.

„Hört ihr, wie sie singt!“ höhnte die Stimme des rothen Maier, und seine Gesellen lachten; da fühlten sich die rohen Kerle von einer wüthenden Hand zur Seite

geschleudert, überrannt, ein hoher schwarzgekleideter Mann stürmt die Treppe zum Thurme empor und stößt die Trabanten mit der Gewalt eines Wahnsinnigen hinweg von ihrer Thüre. Immer dem Wehegeschrei nach, das von oben herabdringt, eilt er aufwärts. Hier ist die Thüre. Aber jetzt ist es todtenstill. Er klopft — keine Antwort — er rüttelt wüthend an dem Schlosse. „Gleich, gleich!“ ruft drinnen eine rauhe Stimme. Endlich wurde die Thüre geöffnet. In dem halbdunkeln Raume unterschied Paul die untersetzte Gestalt des halbnackten Henkers und die seines Gehülfen. „Sie ist unschuldig, ich will für sie zeugen, wo sind die Richter?“ stammelt der athemlose junge Mann.

„Da kommt ihr zu spät, der Teufel hat die Hexe soeben zu sich genommen“, antwortet Meister Ulrich mit rohem Lachen und stößt den Fensterladen auf und auf der Marterbank ausgestreckt sieht Laurenzano eine verschrumpfte braune Leiche. Der Henker faßt roh den Kopf und rückt ihr das Gesicht zur Seite, und Paul sieht in die verzerrten, bleichen Züge der Kräuterfrau aus dem Kreuzgrunde.

„Wo ist Lydia?“ stammelte er.

„Die sitzt auf dem Schlosse bei ihrem Vater“, sagte der Henker grinsend. „War ein zu feiner Braten für uns. Die Herren von der Hexencommission sind jetzt beim Frühstück. Es geht alles vom Gelde der Hexe. Wenn ihr für das Milchgesicht zu zeugen gedenkt, so wartet eine Stunde oder zwei, dann könnt ihr euere Schwüre bei ihnen anbringen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und herein trat Herr Pigavetta. Befremdet schaute er auf Laurenzano. „Ihr hier, Magister“, sagte er dann mit

rascher Fassung. „Ich erwartete euch auf dem Schlosse. Um so besser", flüsterte er dann, indem er näher trat, „ich will euch rasch mittheilen, was ihr auszusagen und nöthigenfalls zu beschwören habt."

„Hebe dich weg von mir, Satanas!" rief Paul mit überlauter Stimme, indem er einen Stoß gegen die Brust des Verräthers führte. Aber der gewandte Italiener wich aus, so daß Paul selbst gegen die Wand taumelte.

„Steht es so", murmelte Pigavetta. „Meister Ulrich, ihr setzt diesen Menschen sofort in den Block und sorgt, daß keine Seele zu ihm Zutritt findet."

„Was, Verräther!" rief Paul, indem er wüthend auf Pigavetta eindrang. Aber im selben Augenblicke fühlte er sich von hinten niedergerissen, Pigavetta selbst hält ihm den Mund zu. Man zieht ihn mit den Beinen über einen Balken, in dem zwei Ausschnitte sind, in die sie seine Füße zwängen, worauf ein zweiter Balken herabfällt. Dann pressen sie seine Arme in einen ähnlichen Balken darüber, der gleichfalls sich schließt. „So, nun betrachtet die Hexe da drüben", sagte Pigavetta mit kaltem Nachdruck, „und diese liebenswürdigen Instrumente hier und überlegt, was die Folge eueres Hexenwerks und euerer Zauberkünste in Schönau sein wird, wenn ihr nicht Vernunft annehmt." Dann kehrte er ihm kalt den Rücken. Die Henker aber verschlossen die Fenster des Hexenstübleins und ließen Paul allein mit der Leiche der alten Frau.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In fühlloser Betäubung lag Paul in der stillen dunkeln Marterkammer. Trotz seiner unbequemen Lage neigte sich sein ermüdetes Haupt auf den von Alter und vielfältigen Blutflecken geschwärzten Balken und er versank in einen Zustand, der halb Ohnmacht, halb Schlaf genannt werden konnte. In seinem Ohre aber war der Gesang der himmlischen Heerschaaren, und seine Seele erfüllte eine süße Befriedigung, Buße und Sühne leisten zu dürfen für alles, was er verschuldet. Allmählig gewannen seine träumerischen Gedanken wieder einen klareren Zusammenhang und er nahm sich vor, jedes Verhör auf der Anklagebank oder in der Folterkammer zur Entlastung Erast's und seiner Tochter zu benützen. Es war gut, daß er hier war. Nun mußte man ihn hören. Ihn spurlos verschwinden zu lassen, soweit konnte Pigavetta's Macht nicht reichen. Die schrecklichsten Qualen aber sollten ihm die liebsten sein, damit er einst das entlastende Wort des Friedens sich selbst zu sprechen vermöge: „Du hast gebüßt, dir ist vergeben." Sein dumpfer Traumzustand wollte eben in wirklichen Schlaf übergehen, da schreckte ihn ein tiefer langer Seufzer, der von der Folterbank herkam, aus seinem Schlummer auf. Er schaute hinüber und sah die matten Augen der alten Sibylle starr auf sich gerichtet.

„Ihr habt noch nicht vollendet, Mutter?“ sagte er mild und freundlich zu der sterbenden Hexe.

„So seid ihr es wirklich?“ erwiderte die Alte mit heiserer Stimme. „Sie haben mich so gemartert, daß ich meinte, mein Kopf sei verwirrt und ich sähe, was ich wünsche. Denn ich hab's euch gewünscht, unter Flüchen gewünscht und nun ich's sehe, bin ich zu müde und schwach, um mich zu freuen. Ach!“ und wieder ging ein langer Seufzer durch den halbdunkeln stillen Raum.

„Warum habt ihr's denn gerade mir gewünscht?“ erwiderte Laurenzano.

Die Hexe schaute ihn starr an mit ihren todten glasigen Augen. Dann würgte sie die Worte heraus: „Habt ihr sie nicht geführt; wer hieß euch, einer alten Frau den Weg vertreten?“

„Warum hattet ihr euch mit dem Teufel eingelassen?“ erwiderte der Pfarrer.

„Es gibt keinen Teufel“, sagte die Alte gleichmüthig.

„Es gibt keinen Teufel?“ rief der Priester. „Nun, ihr müßt doch am besten wissen, daß es einen gibt, die ihr oft genug seinen verfluchten Festen an dem Kreuzwege beigewohnt habt.“

„Ich bin dreißig Jahre am Holtermann und am Linsenteiche gesessen und um Mitternacht in die Jettenhöhle gekrochen und habe alle Beschwörungen vorgenommen, wie meine Ahne sie mich gelehrt und es blieb immer ganz still. Nur jüngst einmal glaubte ich ihn zu sehen, da war es der Bube des Müllers, der Faxen machte.“

„Und ihr seid nie ausgefahren, um mit den Unholden zu trinken und zu tanzen und mit dem Teufel zu buhlen?“

„Wenn ich ausfahren könnte, läge ich dann hier?“ sagte die Hexe verächtlich. „Alle Sprüche habe ich gesagt,

wie sie lauten. 'Hier steh' ich auf dem Mist und verläugne Jesum Christ.' Ich sang sein Lied: 'Harr, Harr, Teufel, spring hie, spring da, hüpf hie, hüpf da, spiel hie, spiel da' oder 'Wohl aus und an, stoß nirgend an.' 'Hui, oben hinaus und nirgend an.' Half alles nicht. Ich habe den Teufel gebeten und die Elben gelockt, nichts hat sich geregt; es ist alles Unsinn."

„Warum habt ihr nicht lieber zu Gott gebetet?"

„Es gibt keinen Gott", sagte die Alte mit der gleichen tonlosen Stimme.

„Ihr lästert", rief Paolo zornig.

„Werdet's ja sehen, wenn sie die blonde Lydia hier her legen und sie mit Geißeln schlagen und mit Schwefel brennen, ob er ihr hilft. Und den Erast und den Xylander und die Töchter des Pithopöus und die Frau des Probus und den Kanzler Probus selber."

„Was, Entsetzliche, die alle habt ihr angegeben?"

„Sie sind so schuldig wie ich. Erst wollte ich schweigen und gar nichts antworten, aber sie hielten mir die Nase zu, daß ich den Mund aufsperren mußte, um Athem zu holen. Da schoben sie mir eine eiserne Birne in den Mund, die sie mir dann im Rachen auseinander schraubten. Ich glaubte, ich müsse ersticken am Krampf. Da lernt man das Reden."

„Aber wie kamt ihr gerade auf diese Namen?"

„Nun, die Herrn von der Hexencommission fragten so hin und her und ich dachte, sie quälen mich weniger, wenn ich ja sage. Ich hörte den Welschen mit dem gelben Gesichte rufen: 'ruchbare Ketzer sind immer auch muthmaßliche Zauberer' und dann hieß es 'Probus', ja, nein, 'Xylander', 'Pithopöus', nein, der nicht, 'Erast' und so schnappte ich die Namen auf. Es that weh, so zu hängen

und immer schwerere Gewichte thaten sie mir an die Beine. Ihr werdet es ja erfahren, wie es thut, wenn sie euch die Knochen aus den Pfannen zerren. Endlich merkte ich, sie fahren so lang fort als ich Antwort gebe und war ganz still und verdrehte die Augen immer nach dem Pfarrer mit dem grünen Gesichte. Da ward es ihm elend und er ging hinaus. Aber der Italienische war der Aergste, der ließ mich hier ausstrecken und Schwefelfedern unter den Arm und zwischen die Finger legen und zündete selbst sie an, bis ich bekannte, auch Erast habe auf dem Holtermann getanzt und sei über den bockenden Teufel gesprungen. Dann ließen sie mich noch hauen bis ich mich todt stellte. Alte Weiber sind zäh. Wir haben wenig Blut und brauchen wenig, darum dauert's so lang. Meine Ahne quälten sie dreizehn Tage."

Das Reden der Alten ging immer mehr in ein Murmeln über. Es war, als ob sie mit sich selbst spräche, so sprudelten ihre Erzählungen heraus, bald unverständlich, bald vernehmlich. Was sie erlebt, wie oft sie es mit dem Teufel versucht und ihn nie gefunden, murmelte sie hastig, oft kichernd und lachend, vor sich hin. Dann sagte sie wieder wie entschuldigend, daß die Leute die Hexenwaare eben nur wollten, wenn sie zur rechten Stunde am rechten Orte bereitet sei. Sie wolle ihre Kunden nicht betrügen. Wenn sie gäben, was recht sei, müsse sie auch thun, was dazu gehöre, sonst könnte ja jede so ihr Geschmiere verkaufen. Immer wirrer und krauser wurden ihre Reden. Der Hörer wußte nicht, redete sie im Wahnwitze oder war sie nur all zu hellen Geistes? Ihm grauste. Dann ging ihr Lallen in ein Röcheln über; harte Zuckungen liefen durch den zerbrochenen Körper, noch ein Ruck, dann war es still. Die Kräuterfrau aus dem Kreuzgrunde war nun wirklich eine Leiche.

Lange Stunden saß Paul allein in dem Block, zwischen dem seine Glieder anschwollen. Ein heftiger Kopfschmerz quälte ihn und ihn peinigte der entsetzlichste Durst, aber er legte sein Haupt gegen den Balken, an dem der Schweiß und das Blut zahlreicher Vorgänger und Vorgängerinnen klebte und er murrte nicht. Endlich am Abend fuhr er aus seinem ohnmächtigen Zustande empor, da ein Geräusch von der Thüre her zu ihm drang. Als er aufschaute, stand Pigavetta vor ihm.

„Magister“, sagte der Italiener, „ich hoffe, ihr habt euch überlegt, welche Tollheiten ihr diesen Morgen begangen. Nehmt den unangenehmen Tag statt einiger Wochen Exercitien, die ich euch hätte auferlegen müssen und laßt uns nun vernünftig besprechen, wie ihr aus dieser schlimmen Lage herauskommt.“

Paul schwieg, ohne das Haupt von seinem Blocke zu erheben.

„Ihr kommt morgen vor die Commission“, fuhr Pigavetta unmuthig fort. „Ich will es euch, da ihr zur Zeit in einer absonderlichen Laune zu sein scheint, ersparen, als Ankläger Erast's aufzutreten. Ihr habt aber zu bezeugen, meinethalben mit den geeigneten Mentalreservationen, wenn euch das beruhigt, daß Erast in Privatgesprächen sich euch gegenüber oft im Sinne der Unitarier ausgesprochen, die heilige Trinität verläugnet und Servet's und Blandrata's Bücher gelobt habe. Daß er wirklich ein Ketzer ist und ihm damit nicht zu viel geschieht, wißt ihr so gut wie ich. Was euere alberne Bestellung an seine Tochter betrifft, so mögt ihr sagen, ihr hättet sie prüfen wollen, ob sie wirklich zu verdächtigen Stunden auf den Kreuzweg gehe, wie man euch zugetragen. Es ist ein Glück, daß sich euere Anwesenheit in

Speyer an jenem Abende beweisen läßt. Der Rector will bezeugen, daß ihr schon um zehn Uhr bei ihm eingetroffen seid. Seid ihr einverstanden? Antwortet!"

„Erast hat mir nie gesagt, daß er Arianer sei", erwiderte der Gefangene trocken.

„Das ist gleichgültig", sagte Pigavetta ungeduldig. „Ihr wißt, wie viele Doctoren unseres Ordens gestatten, das Probable als wirklich zu bezeugen, wenn damit das größere Uebel abgewendet wird, daß ein Strafbarer straflos entkomme und gegen die heilige Kirche zu wüthen fortfahre."

„Ich weiß, daß geschrieben steht: 'Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten'", erwiderte Paul in gelassenem Tone.

„Kindereien", rief Pigavetta zornig. „Ich lege euch in obedientia majoris auf, diese Aussage morgen abzuleisten. Die Verantwortung habt nicht ihr, sondern ich."

„Die Qualen des Gewissens, die ich erduldet, hat mir auch kein Oberer abgenommen", sagte Paolo mit einem Tone sanften Vorwurfs. „Ich habe gefühlt, daß wenn einer die Hölle im Herzen trägt, aller Segen der Kirche ihm seinen Frieden nicht zurückgibt. Ich kann nicht leben mit einer dreifachen oder zehnfachen Blutschuld auf dem Gewissen. Keines Priesters Absolution würde Erast's und Lydia's Schatten von meinem Lager bannen."

„Ihr seid verliebt", erwiderte Pigavetta höhnisch.

Paul schwieg.

„Da kann euch ja geholfen werden", fuhr der Andere in leichtfertigem Tone fort. „Ich schaffe die blonde Lydia hierher, dann mögt ihr euer Glück versuchen. Solche Hexenprocesse dauern oft Jahre und ihr habt hier freiesten

Spielraum. Sie wäre die Erste nicht, die im Hexenstübchen kirre gemacht ward."

„Satan", erwiderte Paul schaudernd.

„Hört, junger Laffe", knirschte Pigavetta, „meine Geduld geht nun zu Ende. Ihr wißt, was die Folge eueres Ungehorsams sein wird. Von dem, was die Richter mit eueren Knochen machen, will ich nicht reden, das ist ihre und euere Sache. Aber was wir thun werden, kann ich euch sagen. Der Orden stößt euch aus und glaubt dann nicht, daß ihr je wieder Frieden findet auf Erden. Was für ein Patron ihr seid, liegt aufgezeichnet in den Archiven des Ordens, aufgezeichnet von euerer eigenen Hand. Wo ihr Unterkunft, Dienst, Stellung, Glück sucht, sollen euere eigenen Geständnisse gegen euch zeugen."

Paul erhob lächelnd sein Haupt: „Das ist vorbei, guter Herr, gebt euch keine Mühe; diese Stricke sind zerrissen. Seit ich nicht mehr als Heiliger gelten will, dürft ihr meine Sünden jedem erzählen. Was war es doch, was mich früher so schreckte? Knabenbeichten! Sagt den Herrn in Venedig, seit ich durch euch Blut auf dem Gewissen habe, sei die Tinte meiner wöchentlichen Bekenntnisse verbleicht, sie mögen sie drucken lassen, wenn's ihnen beliebt, und ich will die Verdienste hinzuzählen, die ich mir unter euerer Leitung um die Kirche erworben habe."

„Die Kirche stößt euch aus, Verfluchter."

„Ich bin ausgestoßen, seit ich euch folgte", seufzte Paul. „Seitdem trage ich die Hölle in mir und ich weiß jetzt, daß keines Priesters Absolution mich in das Buch des Lebens bringt, falls ich nicht darin bin und kein Priester meinen Namen löscht, wenn er durch Gottes Gnade darin eingezeichnet sein sollte."

„So sieht es aus!" sagte Pigavetta. „Also bis zur

Ketzerei ist es mit euch gekommen? Wenn euch also die heilige Kirche nichts mehr ist, so seht diese Leiche. Wollt ihr in solchen Qualen enden?"

„Die Qualen hier innen", sagte Paolo, indem er sein Haupt gegen das Herz neigte, „werden gelindert werden, falls ihr von außen mit Feuer und Eisen mir zusetzt. Spart eure Worte, Gottes Gnade allein habe ich mich übergeben."

„Ketzer", zischte Pigavetta. Paolo schwieg. Nochmals suchte der alte Jesuit nach irgend einer Seite, von der er diesem jungen Thoren beikommen könnte, aber in diesem Momente hörte man Schritte draußen. Die lange Conferenz schien Meister Ulrich bedenklich und er steckte den Kopf durch die Thüre. Da wendete auch Pigavetta sich zum Gehen. „Wenn Gründe euch nicht einleuchten, so wird dieser wackere Mann mit Daumenschrauben und spanischen Stiefeln euch auf den rechten Weg zurückbringen."

„Wir werden ihn walzen, daß die Sonne durch ihn hindurchscheint", lachte der Henker. Die Thüre schloß sich und Paul blieb einsam in seinem qualvollen Sitze.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Im neuen Hofe des Schlosses wurde ein Religionsgespräch gehalten. Der Rector der Universität, zwei Professoren der Theologie und zwei der Juristenfacultät waren in das Arbeitszimmer des Kurfürsten eingetreten, um Erast's Wiederaufnahme in den Kirchenrath und die Aufhebung des Banns zu berathen. Nach einer Weile ward Erast selbst aus seinem Gefängnisse über den Hof nach dem gleichen Raume geführt. Ein tiefblauer Septemberhimmel schaute in den von Palästen umsäumten fröhlichen Raum. Die Linden auf der Bastei fingen bereits an gelb zu werden; an der Blumeneinfassung des Brunnens blühten die Astern, in den Spalieren trieben die Sperlinge ihr Wesen und balgten sich um die reifenden Trauben. Erast schaute lang und freudig um sich und sog in langen durstigen Zügen den ersten wonnigen Hauch der Freiheit tief in sich ein. Dann warf er einen staunenden Blick hinüber nach dem „neuen Bau", der durch Felix' Kunst in voller Herrlichkeit wie nie zuvor erstanden war. „Ein wackerer Mann", sagte er beifällig, „trotz seines Bruders." Gleichmüthig stieg er dann die wohlbekannte Treppe zu den Gemächern seines Herrn hinauf, wo das Religionsgespräch statthaben sollte. Herr Bachmann trat vor dem befreiten Leibarzte ehrfurchtsvoll zur

Seite, Eraſt aber reichte dem Haiducken gütig wie ſonſt die Hand.

Drinnen wurde lange und eifrig verhandelt und Herr Bachmann, des Stehens müde, ließ ſich ſeufzend auf einer Bank nieder, indem er ſagte: „Es iſt gut, wenn unſere alten Räthe uns wieder berathen. Mit den neuen dauert es immer die dreifache Zeit", und er entſchlief. Der Brave konnte ſeinen Schlaf in voller Gründlichkeit bis zu Ende genießen und dann mit jener Bequemlichkeit zum wachen Zuſtande zurückkehren, die das Beſte an einem Mittagsſchläfchen iſt. Heute blieb ſogar noch Zeit, auch die Glieder durch Auf- und Abgehen wieder gelenkig zu machen, denn die Herren drinnen ſchienen gar nicht zum Ziele kommen zu können. Endlich hörte man Tiſche und Stühle rücken. „Gott ſei gelobt", ſagte Herr Bachmann. „Dieſes Mal machten ſie's gründlich." Gleichzeitig traten die fünf Profeſſoren aus der Thüre; der Herr Rector Magnificus mit würdiger Amtsmiene voran, die Juriſten mit einer etwas ſpöttiſchen, faſt ſchadenfrohen Heiterkeit, die Theologen mit langen Geſichtern und ungewöhnlich grünlichem Incarnate. „Die theologiſche Facultät hat immer den Vortritt", ſagte der Rector mit ironiſcher Höflichkeit. Ohne Gruß ſtiegen die beiden Gottesmänner an ihm vorbei die Treppen hinunter. „Iſt das Geſpräch zu Ende?" fragte Bachmann den Rector beſcheiden. „Zu Ende, wie meine ſelige Baſe", erwiderte der joviale Herr.

„Und Herr Eraſt?" forſchte der Diener weiter.

„Wird wieder Rath, Leibmedicus, Kirchenrath ganz wie zuvor."

„Da ſei dem gnädigen Gott im Himmel dafür gedankt", rief Bachmann, „es war nicht mehr zu ertragen

mit diesen Welschen. Und die Kirchenzucht?" setzte er dann neugierig hinzu.

„Aha, ihr denkt an euern Schoppen im Hirschen? Nun, das ist das Beste an der übeln Geschichte, daß Herr Olevianus geheißen ward, beträchtlich Wasser unter seinen Wein zu schütten. Aber in des Kurfürsten Vorzimmer zu knöcheln will ich euch deßhalb doch nicht just rathen."

Während so die Herrn mit dem Diener scherzten, stand drinnen der Kurfürst und hatte seine beiden Hände auf Erast's Schultern gelegt, indem er ihn mit weicher Stimme fragte: „Könnt ihr mir verzeihen, Erast, daß ich euch kränkte?"

„Ew. kurfürstliche Gnaden erfüllten ihre landesväterliche Pflicht", erwiderte Erast bescheiden, „ich habe nichts zu verzeihen."

„Seid gewiß, daß ich in diesen Tagen erst recht inne ward, welchen Schatz ich an euch besitze. Diese Frommen sind alle falsch. Wie niedergeschlagen sie sich auch stellten über euren Fall, dennoch glänzte stiller Triumph durch die schlecht gemalte Trauermaske. Nicht ihnen, sondern nur dem armen, zum Krüppel gefolterten Italiener verdanken wir die Lösung des Spiels."

„Ihm", sagte Erast erstaunt, „gerade ihn hielt ich für den Verräther."

„Er mag es auch anfangs gewesen sein; aber gleich im ersten Verhöre sagte er Pigavetta in's Angesicht, er habe ihn als Jesuitenoberer gezwungen, den Brief an Neuser, den man euch unterschob, zu schreiben und erbot sich, sofort einen zweiten zu verfertigen, der eurer Handschrift ebenso ähnlich sei. Die Probe fiel nicht ganz überzeugend aus, weil die Arme des braven Menschen

geschwollen waren vom Block und seine Hand zitterte. So kam es, daß sie ihm die Folter bis zum vierten Grade anthaten, um ihm ein Geständniß zu erpressen, daß er von euch für den Arianismus sei bearbeitet worden. Auch sollte er gestehen, daß er am Holtermann mit eurer Tochter zum Hexensabbath gegangen sei und in Schönau seine Wunder und Heilungen durch schwarze Kunst zuwege gebracht habe. Gott weiß, wer die alte Hexe unterrichtet hatte, aber sie redete just, wie es eure Gegner brauchten. Sie hatte am letzten Hexensabbath auf dem Staffelstein bei Bamberg einen großen schwarzen Bock mit feurigen Augen gesehen, der kam direct von Heidelberg durch die Luft geflogen. Dem Thiere war ein langer Besen von hinten in den Leib gesteckt und auf demselben saßen alle Gegner der Kirchendisciplin, Probus und seine Frau, ihr mit eurem blonden Kinde, Xylander und seine Magd und Pithopöus mit seinen fünf spindeldürren Töchtern. Aber auch am Holtermann bei den drei Eichen, am hohlen Kästenbaum, am Linsenteiche und wo sonst noch die Unholde ihr Wesen treiben, will sie euch gesehen haben, wie ihr des Teufels Minne trankt und noch in der letzten Johannisnacht seid ihr mit Blut, Schwefel und Salz getauft worden und nach der Taufe nahm der Teufel Bocksgestalt an, worauf ihr der Reihe nach mit ausgespreizten Beinen über ihn springen mußtet."

„Und diesen Wahnsinn", erwiderde Erast mit traurigem Neigen des Kopfes, „konnten die Herren glauben!"

„Sie glaubten ihn so fest, daß nur der Märtyrermuth des jungen Jesuiten euch retten konnte. Ein heldenhafter Mensch! Man glaubt Märtyrerakten vor sich zu haben, wenn man dieses Protokoll hier liest, mit dem ich euch lieber verschone. Ich bin ein alter Mann, aber

ich habe geweint wie ein Kind, als ich hier las, was der Arme erduldet. Während sie ihm Aquavitä auf den Rücken gossen und anzündeten und ihm die Glieder auseinanderzerrten, blieb er felsenfest dabei, die alte Hexe habe ihm gegenüber noch kurz vor ihrem Tode alles widerrufen. Sie habe nur den Herrn zu Gefallen euch alle beschuldigt. Auch berichtete er, mitten in der Nacht sei der Henker in das Hexenstübchen gekommen und habe der todten Vettel den Kopf in den Rücken gedreht, um sagen zu können, der Teufel habe sie getödtet. Er aber habe Meister Ulrich mit Bestimmtheit erkannt und deutlich das Knirschen der Knochen unterschieden. Die Theologen waren so verrannt, daß sie ihm noch immer schärfer zusetzen wollten, aber den Juristen fiel nun endlich ihre Proceßordnung ein und sie erklärten, ehe neue Indicien gefunden würden, dürfe nicht weiter gefoltert werden. Jetzt erst erfuhr ich, wie die Sache stehe. Natürlich entsetzte ich den Hartmann sofort seiner Stelle und befahl, Pigavetta zu verhaften. Die Trabanten trafen den Welschen auf seiner Stube, wo er eben zusammenpackte. Er hatte also doch gemerkt, daß sein Latein nun zu Ende sei. Aber in ihrer Thorheit gestatteten sie ihm, im Nebenzimmer die Kleider zu wechseln. Natürlich kam er nicht wieder und in der Kammer fand man einen Schacht mit einem Flaschenzuge, der ihn in einem Momente in den untersten Stock neben dem Thore beförderte. Er soll allerlei Zauberspuk mit dieser Versenkung betrieben haben und auch andere geheime Apparate fand man und magische Bücher. Wird er eingebracht, so mag er sich vor dem Holzstoße hüten. Er hat mir den Laurenzano nicht umsonst zu Schanden gefoltert, wenn ich ihn erwische."

„Der arme junge Mann", seufzte Crast.

„Eben das wollte ich euch bitten. Der junge Lazarus liegt noch immer im Thurme, denn der Spitalarzt, den ich ihm schickte, erklärt, man könne ihn nicht transportiren. Ihr seid ein Meister eurer Kunst. Es würde mein Gewissen sehr erleichtern, könntet ihr ihn wieder zusammenflicken. Für sein weiteres Fortkommen wollte ich dann schon sorgen."

Erast sagte zu. Dann erbat er für seine Tochter die Erlaubniß, in ihr altes Mädchenstübchen mit ihm zurückzukehren.

„Das versteht sich ganz von selbst", erwiderte der Kurfürst. „Sie ist der Verfolgung quitt, los und ledig. Die Theologen redeten zwar etwas von Kirchenbuße wegen des nächtlichen Ganges auf den Holtermann, aber Andere meinten, wenn Lydia ihrem Vater zu lieb sich in die Schanze geschlagen, so verdiene sie eine Belobung von der Kanzel, habe ihr aber der junge Pfaffe für einen Tag den Kopf verdreht, so sei sie mit der ausgestandenen Angst mehr als genug bestraft."

„Es würde mich aber sehr beruhigen", erwiderte Erast, „wenn Ew. kurfürstlich Gnaden die Hexenrichter ausdrücklich bedeuten wollten, Lydia sei nicht als verdächtig weiter zu überwachen, wie meist geschieht nach dieser unseligen Anklage."

„Das will ich", sagte der Kurfürst. „Euer Kind soll so frei sein wie das Reh auf der Haide."

„Ich danke Ew. kurfürstlich Gnaden. Jetzt erst werde ich meiner Freiheit wirklich froh."

Hand in Hand schritten bald darauf Vater und Tochter aus dem dunkeln Thorschlunde des dicken Thurms über den sonnigen Hof zum neuen Baue. Mit Stolz sah Klytia, was Felix hier geschaffen und als sie ihr Stüb-

chen droben gelüftet und mit freundlichen Blumen ausgeziert fand, fragte sie sich selbst, warum ihre Gedanken so starr an dem Kerker des gefangenen Priesters klebten, der doch sein Schicksal selbst verschuldet, während Felix' Liebeszeichen überallhin sie begleitet hatten, selbst durch die Mauern des dicken Thurms. Hatte er doch sogar, wir ihr Frau Belier bei einem Besuche zuflüsterte, an ihre Befreiung sein junges Leben gesetzt. Dennoch hing ihr Blick theilnahmlos und todt an dem Strauße, während sie tonlos fragte: „wohin willst du ihn bringen?"

„Ach, den Magister meinst du? Ich denke, Belier wird diesen Samariterdienst nicht verweigern. Den kurzen Weg übersteht der Kranke leicht und bessere Pflege als dort findet er nirgends."

„Gut, ich gehe zu Frau Belier und rüste alles." Da war sie schon die Treppe hinab und kopfschüttelnd trat der Arzt seine Wanderung zu dem Kranken an, der nach des Fürsten Berichte sein Verräther und sein Retter zugleich war. Der Arme war furchtbar gestraft, aber die Gefahr, in die er Lydia gebracht hatte, konnte Erast selbst jetzt ihm nicht verzeihen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Im Hause am Markte lag Paolo Laurenzano, um unter Erast's und Frau Belier's treuer Pflege von seinen schweren Wunden zu genesen. „Die Brandwunden“, sagte der Arzt zu Herrn Belier, als der Kranke in seinem stillen Stübchen hoch über dem Lärme der Straße gebettet worden war, „sind schlimm, aber nicht tödtlich. Wenn zwei Drittel der Haut, wie hier, unversehrt sind, pflegt der Kranke zu genesen. Die Gelenke sind gelockert, aber nicht zerrissen. Er ist jung und wird es überstehn, doch wird er euch lange zur Last bleiben müssen, wenn nicht Folgen für das ganze Leben ausbleiben sollen.“

„Ein ungerecht Verfolgter ist keinem Hugenotten zur Last“, sagte der Franzose. „Wir wissen aus Erfahrung, was hier die Pflicht erfordert.“

Frau Belier aber warf Felix zum ersten Male wieder seit dem traurigen Ende ihres Psittichs einen freundlichen Blick zu und sagte: „Wir wollen ihn schon wieder auf die Beine bringen, den armen jungen Mann.“

„Ich werde Zeit haben, euch dabei beizustehen, edle Frau“, erwiderte der junge Meister; „man hat mir die Arbeit im Schlosse gekündigt.“

„Wie! Welcher Undank!“ riefen Frau Belier und die Andern aus einem Munde.

„Der Kurfürst muß erfahren haben, wem der hochwürdige Pfarrer Neuser, durch ein glückliches qui pro quo freilich, seine Befreiung verdankt. Er lohnte mich ab und ließ mir zugleich die Pläne des Schlosses abfordern, wobei mir eröffnet wurde, daß in Folge der verdächtigen Vorgänge bei Neuser's Flucht alle Fremden das Schloß zu räumen hätten."

„Ich kann den hohen Herrn nicht tadeln", sagte Erast. „Er ist von Natur milde; der Frühling kann nicht milder sein. Selbst die Pfarrer Suter und Vehe hat er nur mit Landesverweisung bestraft und sogar Neuser würde er begnadigt haben; daß er aber ein eigenmächtiges Eingreifen in seine Maßnahmen nicht duldet, ist in der Ordnung. Vermuthlich würde unser Freund seine Kletterkünste noch theurer bezahlen, wäre nicht der gütige Herr des Strafens müde, so daß er Paul's Qualen dem verwegenen Bruder gut schreibt."

„Da geht es ihm wie mir", erwiderte Felix mit einem lächelnden Seitenblicke auf die rundliche Wirthin. „Hätte ich nicht an dem Psittich meinen neapolitanischen Blutdurst gestillt, so dürften weder dieser Hartmann Hartmanni, noch Meister Ulrich, noch Pivagetta länger leben."

„Es bedarf hielands nicht der Privatjustiz, lieber Freund" sagte Erast. „Pivagetta wird gerichtlich verfolgt. Der Amtmann ist ab officio suspendirt, und auch die andern Unholde gehn einer strengen Strafe ihrer Missethaten entgegen."

„Wenn nur Paul's Gliedmaßen damit wieder heil wären", erwiderte Felix seufzend.

„Bleibt bei uns, Meister Laurenzano", sagte Belier, „und wacht über dem Bruder. Ihr könnt ein Stübchen in der Nähe des theuern Kranken beziehen und da die

Pläne für den Umbau meines Hauses ausarbeiten. Das ist eine stille, andächtige Beschäftigung, die den Kranken nicht stört und umgekehrt wird die Stille der Krankenstube eurer Muse genehm sein. So schafft denn die Fassade, durch die ihr mit dem Bau des seligen Pfalzgrafen wetteifern wollt, immer so natürlich, wie ein Bürgerhaus mit einem Fürstenschlosse wetteifern darf."

„Schlagt ein!" rief Frau Belier, „hier die Hand zur Versöhnung. Es soll kein Blut mehr zwischen uns sein, der arme Psittich sei euch vergeben."

Der Architekt ergriff die kleine runde Hand mit einer Miene komischer Zerknirschung. „Ich kann keine Seelenmessen für den Frühvollendeten lesen lassen", sagte er, „aber ich will ihn in der besprochenen Fassade verewigen und ihm ein Gedächtniß stiften trotz manches Pfalzgrafen."

Während die Gesellschaft so scherzte und Zukunftspläne baute, war Klytia leise weggeschlichen. Das fromme Mädchen schmerzte diese Heiterkeit nach der schweren Heimsuchung der letzten Tage und sie setzte sich oben zu der Wärterin, um in dem Stübchen neben Paul dessen Athemzügen und Fieberphantasieen zu lauschen. Paul's Geist schwärmte noch weit, weit von der Gegenwart. Seine Augen glänzten wie die eines Sehers, die Fieberträume rötheten seine Wangen und eine überirdische Schönheit hatte sich auf seinen idealen Zügen niedergelassen. Unaufhaltsam gingen seine Lippen und es war, als ob der Jahre lang zurückgedrängte Mittheilungstrieb des verschlossenen Mannes im Fieber alle Schleußen durchbrochen hätte. Weit zurückliegende Jugendeindrücke waren in dieser Revolution seines geistigen und körperlichen Lebens wieder nach oben gekommen. Er sprach meist mit seiner

Mutter in den zärtlichsten Kosenamen. „Ich will gewiß nicht mehr lügen", sagte er dann in dem innigen Tone eines Kindes, so daß sich Klytia die Augen trocknen mußte. Klytia selbst trat in seinen Fieberträumen immer als seine Schwester auf. „Ich wollte Lydia gewiß nicht wehe thun, Mutter", sagte er. „Ich wollte sie nur küssen. Ist das etwas Böses?" und dann warf er sich herum. „Wenn ich nur nicht wieder in die garstige Schule muß. Aber ich stelle mich ganz dumm wie der bucklige Bernardo, dann jagen sie mich gewiß fort und sagen, sie könnten mich nicht brauchen." Nach einer Weile rief er dann wieder laut: „aber die Mutter sagt, ich solle mich nicht mehr verstellen." Die Schrecken der letzten Tage schienen merkwürdiger Weise fast keine Spuren in seinem Bewußtsein zurückgelassen zu haben. Nur einmal sagte er: „Es ist recht gut, daß sie mich so geschlagen haben, jetzt ist es abgethan und niemand darf mir etwas vorwerfen." Ueberhaupt hatten sich alle schweren Eindrücke nach der Schule zu Venedig zurückverlegt. Pigavetta war ein böser Lehrer, der Henker Ulrich war der „Bruder Corrector", die Kirchenräthe waren das Lehrercollegium, die Erinnerung der Gegenwart dagegen schien völlig ausgewischt aus seinem Gedächtnisse. Nur einmal, als Felix bei ihm saß, schien dieselbe ihm wiederzukehren. Mit einem Ausdruck höchster Seelenangst rief er: „rette die Pfarrer!" Da beugte sich Felix über sein Ohr und flüsterte: „Ich habe Neuser befreit und die Andern sind begnadigt." „Oh", seufzte der Kranke, wie erlöst von einer schweren Bürde und warf einen rührend dankbaren Blick auf den Bruder. Allmählig ermäßigte sich von da an seine Unruhe. Der gespannte Ausdruck verschwand. Eine große Schwäche trat an dessen Stelle. Sobald er erwachte,

brachte die Wärterin ihm Nahrung bei und seine Wunden wurden neu verbunden, worauf er alsbald in seinen Schlummerzustand zurücksank.

Felix hatte seine Werkstatt neben Paul's Schmerzenslager aufgeschlagen und saß still und fleißig über seinen Bauplänen für Herrn Belier. In der Stube zwischen ihnen nahm, so oft ihre Pflichten gegen den Vater es erlaubten, Klytia Platz und Frau Belier quälte sie oft mit der Frage, nach welcher der beiden Stuben ihr Herz sie eigentlich ziehe? Paul's Gegenwart übte in der That den alten stillen Zug auf Klytia's weiches Gemüth, ohne daß diese Störung des Compasses ihre Dankbarkeit und herzliche Freundschaft für Felix beeinträchtigt hätte. In der Sorge für den Bruder traf sie mit Felix zusammen und was nach Paul's Wiederherstellung werden solle, daran dachten beide noch nicht. Nur Felix wurde sich immer deutlicher bewußt, daß er das holde Kind im Grunde doch nur als Künstler liebe. Seine tapfere Natur verlangte einen ebenbürtigen Widerpart, der ihm größere Lebhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit entgegensetzen konnte als die weiche Tochter Erast's. Die täglichen Tourniere mit Frau Belier, in denen beide miteinander rangen, gleich Kindern, die ihre Hände ineinander fügen, wer das andere niederzwingen könne, brachten seine eigenen Kräfte mehr zur fröhlichen Entfaltung als ein stilles, sinniges Gespräch mit dem deutschen Mädchen. Mit künstlerischem Entzücken betrachtete er Lydia dagegen, wenn sie bei ihrer Arbeit still für sich nachdachte über Vergangenheit und Zukunft. Man konnte kein lieblicheres Bild eines in das süße Traumleben junger Liebe versunkenen Frauengemüthes schauen. Die träumerisch gesenkte Stirne, der süß wie zum Kusse verzogene Mund, die blühenden

Wangen, und die ganze Fülle der Gestalt, auf die die Natur verschwenderisch jeden Reiz ausgeschüttet hatte, gaben ein vollendetes Bild der Schönheit, dem der Künstler in Felix nicht zu widerstehen vermochte. Leise hatte er eines Tages einen Thonklumpen hervorgeholt und während Lydia ahnungslos am Fenster an ihrer Arbeit wirkte und träumerisch hinüberhorchte nach den Athemzügen des Kranken, knetete der junge Meister an dem weichen Stoffe und bald hatte er ein treues Bild des sinnigen Mädchens geschaffen. Die Basis formte er als Blumenkelch, wie er das an antiken Büsten in Rom und Florenz gesehen. Symbolisch sollte dieser duftige Kelch der Blume, in dem Klytia hier versank, an das traumhafte Blumenleben junger Liebe mahnen, an den süßen, ahnungsvollen Duft eines holden Frauengemüthes, dessen Leben zur Hälfte ein Pflanzenleben ist. Schließlich wurde Lydia doch aufmerksam, als der Meister ständig nach ihr schaute und dann zur Seite tretend drinnen eine ungewöhnliche Arbeit vorzunehmen schien. Sie erhob sich und eine jungfräulich strenge Falte erschien auf ihrer Mädchenstirne, als sie ein allzutreues Bild ihrer Reize hier erblickte. „Pfui, wie unordentlich“, lispelte sie erröthend. Aber der Meister flehte so rührend, sie möge ihren Platz wieder einnehmen und ihn gewähren lassen, daß sie sich fügte. „Was kann ich ihm sonst gewähren“, dachte sie traurig, „da die Seele des Andern ist?“ Mit festen Blicken schaute der Künstler nun in ihre Züge. „Gott schuf nichts Schöneres als dich“, sagte er. Als er geendet, klatschte er in die Hände und rief sich selbst ein „herrlich, herrlich“ über das andere zu. Leise trat nun auch sie heran. „Was sollen diese Blätter hier?“

„Ich bilde dich als Blumengöttin“, erwiderte Felix fröhlich.

„Als Wegewarte?“ und sie schaute wehmüthig lächelnd zu ihm empor. Er aber hauchte einen Kuß auf ihre reine Stirne und sagte: „Als Klytia, die sich zu ihrem Sonnengotte zurückwendet.“ Da reichte sie ihm die Hand und schaute ihm dankbar in's Auge. Er drückte dieselbe wie zum Abschied. Ohne daß ein Wort weiter zwischen ihnen gesprochen worden wäre, hatten sie sich verstanden. Klytia war frei, er selbst hatte sie ihres Wortes entbunden.

Häufiger als zuvor trat sie nun an das Schmerzenslager des Kranken, kühlte sein Haupt mit feuchten Tüchern und erneuerte mit leisen, geschickten Frauenhänden seine Binden.

So gingen die letzten sonnigen Herbsttage friedlich dahin und hinterließen allen Bewohnern des Giebelhauses den wohlthuenden Eindruck, daß es etwas Schönes sei auch um die Stille einer Krankenstube, in der man nichts hörte als die gleichmäßigen Athemzüge des Kranken, das Ticken der großen Nürnberger Uhr auf dem Vorplatze und das Tanzen der Mücken an den sonnenbeglänzten Bleifenstern. So wenig sich aber äußerlich an den Beziehungen der handelnden Personen änderte, Erast empfand dennoch die magnetische Declination, die bei Lydia eingetreten war. Ermüdet von vielen Gängen ließ er sich eines Mittags mit seiner Tochter bei der Kapelle jenseits der Brücke nieder, um die letzten Sonnenstunden dieses Jahres so recht mit Bewußtsein noch einmal auszukosten. Gelb und roth gefärbt lagen die Wälder Heidelbergs vor ihnen und ihre umflorten Linien verschwammen blau und unbestimmt wie eine duftige Sage in dem

lichten Herbstnebel, der die Berge höher erscheinen ließ als sonst. Neben der Bank, auf die sie sich gesetzt hatten, blühte noch immer die unverwüstliche blaue Blume am Wege und kehrte ihren Blüthenkelch der Sonne zu. Lydia pflückte sie und überdachte, welche Welt von Erfahrungen sie in der kurzen Zeit durchlebt, seit ihr Felix das Märchen Ovid's erzählt hatte. Da schaute ihr Vater ihr ernst in's Auge: „Du lösest dein Verhältniß zu dem wackern Meister?“ sagte er. „Felix bleibt Papist“, erwiderte Lydia ausweichend. „Er kann die Bedingung, die du ihm stelltest, nicht erfüllen.“

„Ich erlasse sie ihm“, sagte Erast. „Sind wir nicht alle Papisten, seit wir Olevian zum Pabste haben, Ketzer hinrichten und die Theologen nicht nur die Macht des Fürsten, sondern auch die des Hausherrn und Familienvaters an sich reißen? Von der Freiheit, die Luther und Zwingli bringen wollten, ist kaum noch ein Märchen übrig geblieben.“

„Du erlaubst also, daß ich einen Katholiken heirathe?“

„Welches Recht hätte ich, es zu verbieten? So oft ich über den Platz gehe, auf dem das Blut meines Freundes vergossen wurde, schreien die Steine zu mir, ‘ihr Heuchler, was habt ihr voraus vor den Caraffas?’ Das Officium der Calvinisten hat mich duldsam gemacht gegen Index und Inquisition.“

„Und du willst bei dieser Duldsamkeit bleiben?“ sagte Lydia schüchtern, „auch wenn ich Paul heirathe?“

Erast schaute sie betroffen an: „Wie? Nachdem er uns alle in's Unglück gestürzt hat, hast du dein Herz noch immer nicht von ihm gewendet?“

„Frage diese Blume, warum sie dem Laufe der Sonne folgt“, sagte Lydia, „sie kann nicht anders.“

„Aber wie kannst du den unheimlichen Priester, diesen bleichen Gast mit seiner gebrochenen Gesundheit dem geraden, fröhlichen jungen Meister vorziehn?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte das Mädchen nachdenklich. „Diese Liebe hat tiefere Wurzeln als Vernunftgründe. Worin besteht sie doch? Eben darin, daß ich ihn lieb habe, daß ich nicht von ihm loskomme. Nicht weil er schöner, klüger, besser ist als Andere bin ich sein, sondern weil ich nicht leben kann ohne ihn, weil er meine Sonne ist, ohne die ich verwelken würde wie diese Blume im Winter“, und sie trocknete still die Thränen, die ihr in's Auge getreten.

„Er hat zu schwer um uns gelitten“, erwiderte Erast nach einigem Nachdenken, „als daß ich nein sagen könnte. Ist es Gottes Rathschluß, so geschehe sein Wille.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Langsam war der Kranke im Giebelhause zum Bewußtsein zurückgekehrt. Noch brannten seine Wunden und jede Bewegung bereitete ihm neues Weh, aber in ruhiger Gelassenheit ertrug er allen Schmerz und auf jede Erkundigung seines Bruders erwiderte er freundlichen Blicks: „sta bene.“ Auch Klytia, die nicht ohne Befangenheit ihn zu pflegen fortfuhr, begrüßte er nur mit einem freundlichen Dankesblicke. In dem Schwächezustande, in dem er sich fand, schien nicht nur alles Leidenschaftliche und Gewaltthätige seiner Natur von ihm geschieden zu sein, sondern es war auch alles künstliche Zusammennehmen von ihm gewichen; er war einfach und gut wie er nie gewesen; alles Gemachte, alle Floskeln und Phrasen waren von ihm abgefallen. Die glänzende Persönlichkeit des italienischen Gelehrten, die über das Unbedeutendste den Schimmer seiner Beredsamkeit breitete und das Gewöhnlichste in epigrammatischer Weise auszudrücken liebte, hatte einem armen leidenden Menschenkinde Platz gemacht. Das war nicht mehr der primus omnium aus dem Collegium in Venedig, dessen Mund von Weisheit überfloß. Eher lag etwas Kindliches in seiner Hülflosigkeit. Bescheiden hielt er zurück, obwohl alles Interesse um ihn sich drehte.

Die Dankbarkeit für jede Hülfe, der Respect vor Belier's und Eraſt's ehrwürdigen Häuptern, das bescheidene Zuhören ließen ihn wie einen Knaben erscheinen. Jetzt erst sah man, wie jung er noch war. Wenn Frau Belier leidenschaftlich auffuhr bei dem Anblick seiner Wunden, erwiderte er ruhig: „Das alles wollte ich Leuten anthun, die besser waren als ich, edle Frau, und wegen Vergehen, die zweifelhafter sind als die meinen.“ An der Unterhaltung nahm er nur Theil, wenn man ihn fragte, aber er hörte gern zu, wie Erast und Herr Belier miteinander über die Kirchenzucht disputirten, Felix und die Hausfrau über ein Nichts sich stritten, während Lydia still wie ein Sonnenstrahl durch's Zimmer glitt und in ihrer anspruchslosen Thätigkeit doch dem ganzen Kreise erst die rechte Schönheit und eigenthümliche Farbe gab. Als Paul endlich, von Erast und dem Bruder gestützt, täglich nach einem Lehnsessel geführt ward und hier mehrere Stunden im Familienkreise zubringen durfte, erwarteten alle, es werde nun bald auch die alte Originalität und geistige Ueberlegenheit sich wieder einstellen. Aber er blieb still, mild und wie es schien auch innerlich gedrückt wie zuvor. Schließlich wurde Felix doch diese Resignation des Bruders bedenklich. Sie lag so wenig in dem leidenschaftlichen Temperamente desselben, daß der junge Meister sich sagte: „Seine Glieder werden wieder heil, darin hat Erast Recht behalten, aber er bleibt eine gebrochene Natur, wie ich das in Rom an den wenigen Opfern des Officiums sah, die in's Leben zurückkehren durften.“

„Ich mag es nicht, daß du so sachlich und weise wirst“, sagte er eines Tags zu Paul, als alle Anwesenden über eine neue Plackerei der kurfürstlichen Theologen ihren Unmuth ausgeschüttet hatten, während Paul ruhig und mild

ihren Absichten gerecht zu werden suchte. „Es ist, als ob du kein Unrecht mehr strafen könntest."

„Das mag wohl so sein", sagte der Kranke. „Ich sehe keine Fehler begehen, die ich nicht selbst begangen hätte. Was sollen wir aus unseren Fehltritten lernen, wenn nicht Nachsicht gegen Andere?"

Aber auch Klytia war, da Paul sich so in sich zurückzog, eine Andere geworden. Sie ging still und verschlossen ihren Weg. Es schien ihr zu genügen, ihm zu dienen, für alle zu sorgen, aber das fröhliche Kindeslächeln war aus ihrem Angesichte verschwunden. Felix, der an ihrer Marmorbüste arbeitete, fand, wenn sie ihm saß, einen melancholischen Zug in ihrer Träumerei, der ihr zuvor gefehlt. „Sie sieht aus wie eine junge Witwe, die wehmüthig ihres früheren Glückes denkt. Aber ich will die thörichten Kinder schon aus ihrer unleidlichen Zurückhaltung und Opferfreudigkeit herausscheuchen." Eines Tages, als er den Bruder allein an dem Fenster seines eichengetäfelten Stübchens sitzend fand, wo er durch die runden Scheiben sehnsuchtsvoll über die Giebel der Häuser hinweg nach dem Heiligenberge sah, als ob er die einzelnen Tannen zähle, die sich von den weißen Wolken dahinter scharf abhoben, schien dem Maler die Gelegenheit günstig. „Du ergrübelst wohl eine neue Philosophie, Paolo", rief er spöttisch, „daß du da Stunden lang den blauen Octoberhimmel anstarrst?"

„Dazu sehe ich kein Bedürfniß", erwiderte Paul gelassen. „Die einzige Philosophie ist die Resignation und diese lehrt uns das Leben schon selbst."

„Wer heißt dich denn resigniren? Du scheinst mit Lydia einen Pact auf gegenseitige Aufopferung gemacht zu haben?"

Eine flammende Röthe übergoß plötzlich das bleiche Angesicht des Kranken. „Warum verbirgst du dich hinter den Wolken, kranker Apoll, und läßt deine Blume trauern? Muß ich sie erst an der Hand nehmen und sie dir zuführen?“

Paul machte eine schmerzliche Bewegung. „Du willst dich opfern, guter Felix“, rief er, „wie könnte ich aber ein solches Opfer annehmen?“

„Opfern?“ sagte der Meister, indem er seine Raphaelmütze leichtfertig zur Seite schob. „Wir Künstler sind arge Sünder. Seit ich das holde Angesicht modellirt, seit ich den süßen Zug um ihre Lippen eingefangen und ihn in Marmor fest angespießt habe, wie einen gehaschten Schmetterling, hat sich meine Seele von ihr gelöst wie von jeder andern Aufgabe, die ich glücklich gestaltet, ja mir ist, als ob ich des guten Kindes ganz überdrüssig wäre. Ich träume von einem minder sanften, minder nachgiebigen Wesen, das mir vom Himmel bestimmt ist, einer Neapolitanerin mit Adlernase, schwarzen Augen und tüchtigen Nägeln an den Vorderpfoten. Mit einem Worte, ich will Klytia noch auf eine Kirchenfahne für die Scalzi malen, aber so wenig heirathen als die Madonna. Ich brauche eine Frau, mit der ich mich zanken kann.“

Paolo schüttelte wehmüthig das Haupt. „Auch wenn dem so wäre, wie kann ein Bescholtener, Geräderter, eine wandelnde Leiche den Arm nach diesem holden Leben ausstrecken? Es wäre ja Frevel.“

Da beugte sich ein junges blondes Haupt zu ihm hernieder, frische warme Lippen drückten sich auf seinen bleichen Mund. „Ich will ja nichts als diesen Kranken pflegen“, sagte eine leise schüchterne Stimme.

„Lydia“, rief Paolo entzückt. „Du willst dein glückliches Dasein an das des Krüppels binden?“

„Ich will ihn wieder so gesund und fröhlich machen wie ein Eichhorn in den Wipfeln“, lachte Klytia selig. Da ging ein Sonnenschein von Glück über das Angesicht des bleichen Kranken. Der Maler aber schritt hinüber in seine Stube, kehrte die Marmorbüste gegen die Wand und begann eifrig an Herrn Velier's künftiger Fassade zu zeichnen.

„Du hast also wirklich den Papisten, den Fremden dir zum Lebensgefährten gewählt?“ fragte Erast mit ernstem Wiegen des Hauptes, als Klytia am folgenden Morgen an Paul's Arm geschmiegt dem Vater verkündigte, was sie beschlossen.

„Sein Land soll mein Land sein und sein Gott soll mein Gott sein“, erwiderte Klytia mit einer innern Freudigkeit, der Erast nichts entgegenzusetzen wußte.

„Ich wollte nicht die Dinge dieser Welt und die einer andern ineinander mengen“, nahm Paul bescheiden das Wort, „sonst würde ich euch gesagt haben, daß ich nicht zurück will in den alten Bann. Ich zürnte vordem eurer Kirche, die die Altäre zerbrochen und die Heiligthümer öde gemacht hat; aber Eines habt ihr vor uns voraus, ihr habt keine Sklaven. Das Dogma aber ist mir heute überhaupt nicht mehr so wichtig wie vordem. Jeder von uns eiferte für die rechte Lehre, aber wer soll bei der heutigen Zersplitterung der Ansichten und Meinungen uns sagen, wer die rechte Lehre hat? Wegen der rechten Lehre verfolgtet ihr die Täufer und die Arianer. Die Calvinisten verfolgten euch, den Zwinglianer, die Lutheraner hassen die Pfälzer allzumal. Ich aber haßte Täufer, Zwinglianer, Lutheraner und Calvinisten. Wir haben alle die Hände in Blut getaucht zu Ehren desselben Gottes, der uns sagte: ‘du sollst nicht tödten’. Fahren wir

so fort, so wird in diesem schönen Lande bald der Jammer der Gepeinigten und das Blut der Gemordeten eben so zum Himmel schreien wie in den Niederlanden und in Frankreich, und was das heißt, weiß man doch erst dann so recht, wenn man es wie ich am eigenen Leibe erprobt hat. Man muß dem furchtbarsten Tode einmal in's Auge geschaut haben, um zu erfahren, wie wenig eigentlich uns so fest steht, daß wir darauf sterben möchten. Als ich jüngst im Kerker darüber nachsann: wer hat denn nun eine gewisse und sichere Zusage des Geistes, daß seine Lehre von Gott sei, wo ist denn in diesem Meere der Täuschung der eine feste Fels, auf dem wir fußen können? Da fiel mir das Wort eines Ketzers ein, den ich vordem tief verachtete. Es ist jener Wiedertäufer, den auch ihr kennt. 'Der Geist', so rief er mir einst zu, 'wird nicht äußerlich im Dogma und nicht im Cultus, sondern nur im Leben. Nur da erscheint er also, daß man ihn sieht und spürt und hört. Was recht gehandelt sei, wissen wir sicherer, als was recht gelehrt sei. Darum ist das der rechte Glaube, daß ihr den Willen Gottes thut, nicht daß ihr Lehrsätze ersinnt über die unsichtbaren Dinge, die nicht des Menschen sind, sondern Gottes.' Damals steckte ich die Finger in beide Ohren, um so freche Reden nicht zu hören, aber in der Stille des Kerkers kamen sie mir wieder. Als die Hexe bekannte, sie habe den Teufel nie gesehen, wegen dessen wir sie verbrannten, da fiel es mir auf's Herz, für wie ungewisse Dinge wir doch oft gewisses Unrecht thun. All' unser Irrthum kam daher, daß wir zu viel an Gottes Ehre dachten und zu wenig an sein Gesetz, zu viel vom Jenseits redeten und zu wenig von dieser sichtbaren Welt. Weil wir für die jenseitige Welt mordeten, waren wir

fromm; weil wir für die jenseitige Welt logen, trogen, die Menschen täuschten, waren wir Gott wohlgefällig und weil wir unsere Herrschsucht und Rechthaberei zu Gottes Sache machten, sollte man sie uns zu gut halten mit allen unsern übrigen Sünden. Die Sorge für dieses unbekannte Jenseits hat uns das Diesseits verachten gelehrt. Um im Himmel Engel zu sein, waren wir auf Erden reißende Wölfe. Erst als ich des Wortes gedachte, das jener Ketzer mir zugerufen: 'Der Geist wird nirgend offenbar als im Leben', erst da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich beschloß, die Lehre von Gott Gott anheim zu stellen, im Leben aber zu thun, was er mir deutlich in Herz und Schrift geoffenbart hat."

Erast's Antwort unterblieb, da Herr Belier mit Xylander eintrat, der gekommen war, Erast zu begrüßen. Nach einer Weile kam auch Felix zum Vorschein, der in diesen Tagen minder heiter blickte als sonst. „Unser Freund will uns verlassen", sagte der Hugenotte. „Er kehrt nach Insbruck zu Meister Colins und dann nach Neapel zurück. Ich habe ihn vergeblich gebeten, seinem Papismus zu entsagen; er erklärt, er wolle sich von seinem Volke nicht scheiden und das kunstsinnige Italien werde sich nie zu unserer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit erheben wollen."

„Ihr habt Recht", sagte Erast freundlich. „So, wie die Pabstkirche ist, können wir sie nicht brauchen und so wie unsere Kirchen sind, können die Welschen sie nicht gebrauchen. Uns genügt, den Gedanken zu denken und danach zu handeln, die Italiener wollen ihn darstellen, ihn sinnlich gestalten. Vielleicht kommt eine Zeit, in der diese Dissonanz sich löst in einer höheren Harmonie, wie Lydia einst sagte, in der die weißen Meßröcke und schwarzen

Talare vergessen sind wie heute Garizim und Moriah, Leviten= und Samariterstreit, nur fürchte ich, dieser Tag des Friedens ist noch ferner als Lydia meint. Aber wir haben ja die Verheißungen einer Zeit, da kein Tempel mehr sein wird und kein Priester und ich glaube, die Welt wird aufathmend ein Gefühl der Erleichterung empfinden, wenn sie den letzten Theologen begräbt." „An diesem Grabe möchte auch ich stehn", rief Xylander lebhaft. „Ich wollte dem Menschenfreund all' sein Handwerkszeug mitgeben, mit dem er gearbeitet hat, symbolische Bücher und Bischofsmützen, Pechfackeln und Folterbirnen und ein Stück von Sylvan's blutigem Leichenhemde, das die Bosheit mir zuschickte am Tage nach des armen Inspectors Tod. Sie würden drunten verkünden, daß Kalchas und Teiresias, Augurn und Haruspices gutmüthige Kerle gewesen sind im Vergleich mit denen, die nach ihnen kamen. Wenn ich auf all' das Blut zurückblicke, das geflossen ist von den Tagen Konstantin's bis heute, so wünschte ich, es hätte nie eine Kirche gegeben!" „Nein", sagte Erast, „das war nicht meine Meinung, daß wir die Kirche umstürzen sollen, weil uns ihre Priester mißfallen. Das hieße ein Haus einreißen, weil es einen schlechten Hausherrn hat. Nur in andere Hände geben, anders regieren müssen wir es, und für diese neue Reform, die noth thut, wüßte ich keinen bessern Grundsatz als den, den Magister Paul in unsern Kirchen forthin predigen will, daß der Geist nur in Einem äußerlich werde, nämlich im Leben."

„Ich will nicht hoffen", wendete sich Felix an Paul, „daß es dein Ernst ist, deine Tage hier im Nebellande zu vertrauern und in kahlen Kirchen, ohne Musik, ohne Bild dein hoffnungsreiches Leben in fruchtlosen Predigten

zu vergeuden? Nein, komm mit mir! Du bist Italiener, du kannst nicht leben ohne Kunst und wenn du bleibst, wirst du bald genug das **super flumina Babylonis** anstimmen."

„Nein, Felix", sagte Paul in festem, entschiedenem Tone. „Wie für mich die Wahl steht: lieber keine Musik, keine Bilder und auch keine Lorberhaine und Hesperidengärten, als zurück in den alten Schwefelpfuhl."

„Und du wolltest wirklich als Prediger der Calvinisten enden?"

Paul schwieg eine Weile, dann erwiderte er bescheiden: „Als ich zuerst wieder zum Bewußtsein zurückkehrte, sagte ich mir täglich: Fort mit der Kutte. Ein Beruf, der verlangt, daß wir besser erscheinen als andere Menschen, macht uns leicht um eben so viel schlechter als sie. Aber ich fühle, daß mit dem Schweren, was ich erlebt, auch manche Versuchung hinter mir liegt — und schließlich, was sollte ich denn sonst sein nach deiner Meinung?"

„Lehrer, Magister, Doctor!" rief der Maler lebhaft aus.

Paul schüttelte das Haupt: „Ich habe zu viel Ernstes erfahren, um etwas Anderes zu sein als ein Prediger. Soll ich verstümmelte Verse alter Poeten heilen? oder Fragmente eines vergessenen Sophisten zusammenstöbern oder sonst einen gelehrten Kehrichthaufen aufrichten? Wer erfahren hat, was ich, kann des Lebens Zierrath nicht mehr zum Mittelpunkte seines Daseins wählen. An des Lebens Kerne, so bitter er ist, haften meine Gedanken; ihn will ich zum Inhalte meiner Arbeit machen. Ich will den Kurfürsten um eine Pfarre bitten, still, versteckt im letzten Waldthale seines Reichs. Dort will ich die Kinder lehren, die Händchen falten, die Eltern weisen,

ihrer Kinder Herz behüten, die Gatten bestärken in ihren guten Vorsätzen, Schwache stützen, Irrende zurechtbringen. Und wenn ich die kleinste Gemeinde dieses Landes als ein treuer Hirte gehütet habe, so daß sie nach meinen Predigten fröhlicher und tüchtiger zurückkehren zu der Arbeit und Last des Lebens, versöhnter und ergebener in seine Prüfungen sich finden, getröstet über all' ihr Leid, dann werde ich eine vollere Zuversicht haben, mein Leben war nicht vergeblich gelebt, als wenn die Knaben einen Poeten aus meiner Ausgabe lesen oder die Doctoren eine Lehre nach meinem Namen nennen. Ich will nicht berühmt sein, sondern vergessen. Die Kinder und Nachbarn allein sollen mich kennen und ich weiß, daß auch mein Mädchen Sinn hat für ein solches bescheidenes Glück."

Klytia lehnte sich zärtlich an ihn und schaute ihm innig in die Augen. Nur Felix wollte sich darein nicht finden, daß das Ende dieses großen Anfangs ein verstecktes Dörfchen der Hyperboräer sein solle. Aber der Magister legte traulich die Hand auf seine Schulter und sagte: „Guter Felix, sei gewiß, der Pfarrer Paul wird glücklicher sein, als der Magister Laurenzano es jemals gewesen und der Ruhm unseres edlen Hauses ist in deinen kunstreichen Händen sicher geborgen."

„Seht, was er geschaffen, unser neuer Michelangelo", rief Herr Belier fröhlich aus und entrollte einen Plan des neuen Hauses, das an die Stelle des alten Giebeldachs am Markte treten sollte. Ein Ruf des Entzückens ging durch den ganzen Kreis. „Wie herrlich sich Stockwerk auf Stockwerk fügt", sagte Erast, „bis zu dem stolzen Giebel, der der Welt die Ritterrüstung zeigt, in der unser streitbarer Freund sich so stattlich ausnahm. Und

hier das Wappenthier der Beliers und das treue Bild unserer Wirthe."

„Mon dieu", rief die kleine Frau, „da ist ja mein guter Psittich auf meiner Hand. Das arme Opferlamm, das das Blut abgekauft hat von unserem Hause. Aber was sollen die beiden Engel des Ruprechtsbaus hier, die die Schilde halten?"

Klytia schaute den Freund erröthend an, der Stunde gedenkend, in der sie ihren Traum ihm vertraut hatte. Aber der Meister überhörte die Frage.

„Hier, Herr Belier", sagte er, des Lobes froh, „habe ich noch einen freien Fries gelassen, damit ihr euere Devise einfügt."

„Das sei des Künstlers Sache", erwiderte der ritterliche Hugenotte. Felix neigte sinnend sein Haupt und indem er einen warmen Blick auf Klytia warf und des Bruders schwer erkämpftes Glück, ergriff er fröhlich den Stift und schrieb mit festen Zügen: „Perstat invicta Venus."

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


302956565+

